MORITZ HARTMANN'S GESAMMELTE WERKE: BD. NOVELLEN

Moritz Hartmann, Ludwig Bamberger, Wilhelm Vollmer

Digitized by Google

PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

Google

Digitized by Google

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Sechster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

1180223

PT
2292
.H2
1873
6

Inhalt.

Novellen.

	Seite
Der Zweck heiligt die Mittel	3
Gräfin Sassari	61
Bei Kunstreitern	115
Selvaggia	132
Ein italienischer Priester	159
Doktor Schwan	167
An der Spielbank	216
Zwanzig Millionen	233
Verrechnet	309
Feigheit	364
Der Hetman	415
Tante Helene	460

Digitized by Google

Digitized by Google

Novellen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Zweck heiligt die Mittel.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Als der Oberlandjägermeiſter Anſelm v. Büren ſtarb, hinterließ er ſeinen Kindern eine Anzahl von Ordenskreuzen, welche von den reſpektiven Höfen, die ſie ihm ertheilt hatten, nicht zurückgefordert wurden; ſeinen Namen, der zu den älteſten in dem 82 Quadratmeilen großen Fürſtenthume gehörte und das Bewußtſein, einen Vater gehabt zu haben, der ſeinem Fürſten und Hofe durch volle fünfundfünfzig Jahre gedient und dabei noch den kleinen Reſt ſeines angeſtammten Vermögens zugeſetzt hatte. Die beiden Waiſen, Eliſe und Clariſſe v. Büren wären vollkommen verlaſſen geweſen, hätte ſich ihrer nicht eine alte Tante angenommen, die in der Einſamkeit eines kleinen Städtchens des Fürſtenthums lebte. Dieſe, eine eben ſo würdige als gebildete alte Dame, die ſich in Folge einiger Schriften über weibliche Erziehung eines geachteten Namens erfreute, erzog die beiden Mädchen, die, als ſie ſie zu ſich nahm, erſt zehn und zwölf Jahre alt waren, zu Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, was eine reiche Bildung des Geiſtes und des Herzens, eine umfaſſende Pflege aller ihnen angeborenen Talente nicht ausſchloß. Die Natur that für die beiden Mädchen beinahe eben ſo viel, wie die gute und vernünftige Tante, indem ſie ſie zu anmuthigen und ſchönen Erſcheinungen entwickelte, und ſo wunderte ſich im ganzen Fürſtenthume Niemand darüber, ja man fand es natürlich, daß die

Digitized by Google

beiden Edelfräulein ſehr frühzeitig ihr Glück machten. Glück iſt überall etwas Relatives. In dieſem Falle verſtanden die 365,000 Einwohner des Fürſtenthums eine Berufung zu Hofe und eine Anſtellung darunter. Der alten Fürſtin, welche die vormundſchaftliche Regierung für ihren minderjährigen, in Italien verweilenden Sohn führte, ſchien es unnatürlich, daß der Name Büren, der ſeit dem dreißigjährigen Kriege immer auf der Liſte der Hofleute glänzte, unter ihrer Regierung fehlen ſollte, und kaum hatten die beiden Fräulein unter der Pflege der guten Tante das Alter von achtzehn und ſechzehn Jahren erreicht, als ihnen die Diplome als Hoffräulein und die damit verbundene Schleife in Gold und Silber, welche ſie an der rechten Schulter tragen ſollten, zugeſtellt wurden. Alle Welt prophezeite den jungen Damen eine glänzende Laufbahn, und dieſe Prophezeiung ſtützte ſich nicht allein auf ihre Vorzüge, ſondern auch auf die Vergangenheit und die im Lande lebenden Erinnerungen, welche erzählten, daß die alte Fürſtin in ihrer Jugend, ja ihr Leben lang für den Oberlandjägermeiſter v. Büren ein „Faible“ gehabt. Den Kindern, meinte man, würde, wie einmal die weibliche Natur beſchaffen iſt, dieſes alte, nie verroſtende Faible zu Statten kommen. Bei Hof ſchien das allgemein angenommen zu ſein, und man empfing die Fräulein Büren, die beiden neuen Hofdamen, mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen 365,000 Einwohnern des Fürſtenthums waren die beiden Schweſtern vielleicht die Einzigen, die dieſes Glück nicht zu ſchätzen wußten. Sie waren bei ihrer Tante glücklich geweſen und wünſchten keine Veränderung. Ihre Jugend war in den angenehmſten und anregendſten Beſchäftigungen dahingefloſſen, unter dem Schutze einer lieben und liebenden Anverwandten, in einem kleinen, aber auserwählten Kreiſe von Freunden — und nun befanden ſie ſich in einer ihnen ganz fremden Welt, die andere Anſichten, andere Gefühle, andere Zwecke hatte. Aber das Hofleben erſchien ihnen, nach der ganzen Geſchichte ihrer Familie, das ihnen angeborene Schickſal, und ſie

ergaben ſich um ſo leichter darein, als es neu war und ſeinen ganzen Reiz der Neuheit um ſo anziehender wirken ließ, als ſich der Hof bemühte, den Neuangekommenen ſo angenehm als möglich zu ſein. Aber kaum war dieſer Reiz der Neuheit dahin, als es die ältere Schweſter Eliſe zum Entſetzen des ganzen Hofes bewies, daß ſie entweder aus der Art geſchlagen, oder daß ihre Erziehung trotz alles Wiſſens, vielleicht eben dieſes Wiſſens wegen, eine vollkommen verfehlte geweſen.

Sie war kaum ein halbes Jahr bei Hofe, als ſie die Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen, ſehr unterrichteten jungen Mannes machte. Sie fand in ſeiner Geſellſchaft, was ſie bei Hofe ſo ſehr vermißte, geiſtige Anregung, Gemüth, herzliches Entgegenkommen; ſie liebte ihn, ſie heirathete ihn. Aber dieſer Mann war ein einfacher Dr. Max Neuberg, ein Bürgerlicher, ein Theologe, der bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Geheimen Rath v. E. als Hofmeiſter ſeiner Kinder diente. Die Entrüſtung bei Hofe war allgemein; ſelbſt die Stadt war empört, da kleine Reſidenzen eine Ehre darin ſuchen, die Gefühle des Hofes zu theilen, ſelbſt wenn dieſe Gefühle ihre eigene Beleidigung enthalten. Die Entrüſtung äußerte ſich auf die verſchiedenſte Weiſe, als Staunen, als mitleidiges oder höhniſches Lächeln, als Schimpfen, als Zorn, als Lüge und Klatſcherei. Die einzige Perſon, die Eliſens Handlungsweiſe natürlich, gerechtfertigt, ja ſchön und muthig fand, war ihre Schweſter Clariſſe, die mit ihr über das Entſetzen des Hofs und der Stadt lachte, und die erſte Perſon, die ſich von dieſem Entſetzen erholte und zur Beſinnung kam, war die alte Fürſtin. Da die Sache nicht zu ändern iſt, meinte ſie, muß man etwas für die Unglückliche thun. Sie gab dem Theologen Neuberg eine gute und einträgliche Pfründe in einem der angenehmſten Städtchen des Ländchens. Und ſo verließ Eliſe den Hof als die glücklichſte junge Frau der Welt. Clariſſe begleitete ſie und half ihr bei der Einrichtung des gemüthlichen Pfarrhauſes und des dazu gehörigen großen und ſchönen Gartens. Mit Wehmuth ſchied ſie nach Monaten

aus dem idyllischen Leben mit der geliebten Schwester und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge sie aus menschlich bewohnten und gesitteten Stätten in die Wüste.

Aber bei Hofe war es indessen sehr lebendig geworden. Der junge Fürst Amadeus I. war indessen von seinen Reisen zurückgekehrt, war mündig gesprochen und sollte demnächst verheirathet werden. Dieser Akt war ohne das geringste Zuthun des jungen Fürsten oder der alten Fürstin negociirt und abgeschlossen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enklave eines Großstaates und sollte im Falle des Aussterbens der fürstlichen Familie an diesen Großstaat heimfallen. Dieses Verhältniß, so wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großstaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großstaat über einen Theil der Politik des Fürstenthums und über die Personen der Fürsten, denen man militärische Würden und Titel gab, um sie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um diese zugleich zu versüßen. Ganz in demselben Verhältniß zu dem Großstaat stand ein anderes kleines Fürstenthum, das in diesem Momente von einem greisen Fürsten regiert wurde, welcher als Feldmarschall in dem großen Staate diente. Dessen Tochter, die Prinzessin Malwine, sollte Amadeus heirathen. So war es von dem umschließenden Großstaate beschlossen; so war es also eine Nothwendigkeit. Der alte Fürst seufzte, wenn er seine blühende, liebreizende Tochter ansah, die mit allen Eigenschaften ausgestattet schien, die sie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geist, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug sollte hingegeben werden. Aber die Staatsraison wollte es so, und der alte Fürst war zu sehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraison über jede andere Rücksicht hätte stellen sollen, und zu sehr guter Unterthan seines Königs, dem er als General diente, um sich ihm irgendwie zu widersetzen. Amadeus war in der That nicht

geſchaffen, um eine junge phantaſievolle Prinzeſſin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeiſters, den ihm der Großſtaat beigegeben, wenn auch gutmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reiſen, die er in Geſellſchaft deſſelben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geiſt und Körper zu Grunde gerichtet, in ſein Fürſtenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längſt jede Kraft, jede Leidenſchaft, jede Willensſtärke erloſchen ſchien. Seine Unterthanen murrten bei ſeinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großſtaat als der traurigen Erſcheinung ihres Fürſten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürſtenthum erben ſollte, im Falle dieſes Haus ausſtürbe, ſchrieben ſie den herabgekommenen Zuſtand des jungen Mannes zu. Sie meinten, ſeine geiſtige, wie körperliche Verkommenheit ſei dem erbluſtigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen ſollte, daß ſie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politiſche Kannegießerei; ſo viel aber iſt gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, beſonders eine Heirath mit einer jungen Prinzeſſin voll Gluth und Leidenſchaft, lächerlich erſcheinen zu laſſen.

Bei Hofe beſprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerſchütterlichſten Ernſt. Man wäre ſich ſehr klein, ſehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer ſolchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rückſicht gelten laſſen, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete ſich aufs Würdigſte auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Koſten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Gränze des Landes eingeholt, in die Reſidenz gebracht und dem Fürſten angetraut. Sie war traurig, niedergeſchagen; die Hofleute nannten das Ernſt, Würde, Majeſtät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie ſagten, das Leben ſei hier mit dem Tode vermählt worden, die Geſundheit mit dem Siechthum.

Bei den Feſten, die der Vermählung folgten, konnte man bemerken, wie ſie oft traurig, manchmal bitter lächelnd auf ihren Gemahl niederſah, der ſchweigend neben ihr ſaß und nicht zu ihr aufzublicken wagte. Jeder Beobachter mußte es erkennen, daß er eine gewiſſe Angſt vor ſeiner jugendlichen Gemahlin hatte, daß er oft, wenn ſein erloſchenes Auge auf ihr glühendes, ſchwarzes traf, zuſammenfuhr, daß er dann um ſich blickte, wie Hülfe ſuchend, daß es ihm, mit einem Worte, in ihrer Nähe unheimlich war. Er benutzte jede Gelegenheit, die Sitte und Etikette geſtatten, ſich von ihr zu entfernen, und fiel zwiſchen ihm und ihr eine Thür zu, athmete er auf, als fühlte er ſich von einem Drucke befreit. Er machte einen erbarmungswürdigen Eindruck; ſie aber ſchien bemitleidenswerth, um ſo bemitleidenswerther, als ſie offenbar gleich am erſten Tage das ganze Weſen ihres Mannes, das Oede des ihr bereiteten Lebens, das unendlich Leere ihres ganzen, ihr aufgedrängten Schickſals erkannte. Und ſie war ſo jung, ſo befähigt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen. Welche Quellen des Glückes wurden da mit Schutt und Ruinen bedeckt!

Vielleicht war es dieſes Schickſal, das die Fürſtin Malwine ſo raſch in der Stadt beliebt machte. Niemand iſt es ſo leicht, Liebe einzuflößen, wie dem Opfer. Bei Hof aber war es unheimlich. Amadeus verbrachte ſeine Zeit auf Jagden und mit Muſterungen ſeiner kleinen Truppe, die er beinahe täglich ſo weit als möglich, bis an die Gränzen ſeines Reiches marſchiren ließ. Ging das nicht an, verbrachte er ſeine Tage in den entlegenſten Winkeln ſeines Schloſſes. Es machte ſich mit der Zeit von ſelbſt, daß er die Tage und Abende mit ſeinen Offizieren und Jägern in dem einen Flügel zubrachte, während Malwine mit ihren Hoffräulein in dem andern verweilte. So gab es bald zwei ſtrenggeſchiedene Höfe, den männlichen und den weiblichen, die nur bei beſondern feſtlichen oder offiziellen Gelegenheiten zuſammentrafen. Ein Theil des letztern zog bald mit der alten Fürſtin ab, welche ſich auf ein Schloß, das ſie am Rheine beſaß, zurückzog.

Fürchtend, daß Malwine ſich für ein leeres, reizloſes Leben durch Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte ſchadlos halten könnte, und erkennend, daß ihr das bei ihrem Geiſte und bei der Unterthänigkeit ihres Gatten leicht wäre, wollte ſie dieſem Falle zuvorkommen und lieber von ihrer Höhe freiwillig herabſteigen als herabgeſtürzt werden. Sie war übrigens gutmüthig genug, ihrer unglücklichen Schwiegertochter einigen Erſatz für ein verlorenes Leben zu gönnen.

Malwine aber dachte nicht daran, irgend welche Macht für ſich in Anſpruch zu nehmen. Mit Glück bemerkte ſie, welche Freiheit ihr die Scheu, die Furcht, die ſie ihrem Gatten einflößte, gewähre, und ſie benutzte dieſe Freiheit, um ſich eine eigene Welt und in dieſer Welt wenigſtens ein erträgliches Leben, einen Schein von Glück zu ſchaffen. Ihr weibliches Gefühl, wie ihr Urtheil hatten bald unter den Hofdamen diejenigen ausgeleſen, deren näherer Umgang ihr etwas bieten konnte, und nach wenigen Wochen war ein Kreis geſchloſſen, der dem Fürſten und ſeinem nächſten Anhange unnahbar, unzugänglich war, denn es war ein Kreis gebildeter Frauen, vor dem der männliche Hof eine inſtinktive Scheu hatte. Daß in dieſer Frauenwelt Clariſſe v. Büren, mit welcher, wie ſich die alte Fürſtin ausdrückte, dieſe ihrer Schwiegertochter das ſchönſte Geſchenk machte, indem ſie ſie am Vermählungstage der Fürſtin Malwine als Hoffräulein überließ, eine der erſten Rollen ſpielte, bedarf kaum einer Erwähnung. Malwine hatte ſie mit Kennerauge und nach wenigen gewechſelten Worten aus der Schaar der Hoffräulein herausgefunden und ſie vom erſten Augenblicke an ausgezeichnet. Aus ihren Reden ſprach freie, anſpruchsloſe Bildung, ihre Urtheile verriethen Geſchmack, ihr bloßer Blick klaren Verſtand, offenen Sinn, und näherer Umgang offenbarte ein theilnehmendes, wohlwollendes Herz. Malwine bedurfte eines ſolchen Geiſtes, der ſie auch ohne Worte verſtand, und in ihrem öden Leben eines ſolchen Herzens, auf das ſie ſich verlaſſen, das ſich an ſie, daran ſie ſich ſchmiegen konnte, und endlich eines ſolchen offenen Charakters,

der, fern vom Hofe entwickelt, den Muth hatte, ein wahres Wort, eine Klage auszusprechen und anzuhören. Clarisse war bald mehr als ihr Günstling; sie war ihre Vertraute, ihre Freundin. Bei dem großen Bedürfniß Malwinens nach Liebe hing sie an diesem jungen Mädchen mit wahrhaftem Enthusiasmus. Wäre Clarisse ein berechnender Charakter gewesen, wie sie es bei allem Verstande nicht war, sie hätte in kürzester Zeit für alle Zukunft sorgen, sie hätte, da die Fürstin reich war, ein Vermögen sammeln, ihre Stellung ausbeuten und, von der Fürstin protegirt, die glänzendste Partie im Lande machen können. Aber sie begnügte sich, die Trösterin ihrer unglücklichen fürstlichen Freundin zu sein, und wenn diese sich mit ihr in ihr Kabinet einschloß, um sich vor ihr auszuweinen und sie dann ruhiger und gefaßter einige Tage zubrachte, war ihr dieß Lohn und Erfolg genug. Im gewöhnlichen Leben, da Musik und Lektüre die Hauptbeschäftigung des weiblichen Hofes ausmachten, trug sie mit ihren Talenten und ihrer Belesenheit das Ihrige dazu bei, der Fürstin die Tage zu kürzen. Ging sie manchmal auf einige Tage aufs Land, um ihre Schwester, die Pastorin, zu besuchen, so war es, als ob die Seele des Hofes fortgezogen wäre; Malwine fühlte sich dann doppelt einsam und es kam nicht selten vor, daß sie sich selbst aufmachte, um die Freundin, die ihr zu lange verweilte, in Person zu holen.

Die Herren waren, wie gesagt, vom engern Kreise der Fürstin ausgeschlossen. Nur selten wurden einzelne und des Anstandes wegen der Fürst zu den kleinen Konzerten oder Leseabenden gezogen. Erst nach Jahr und Tag wurde eine Ausnahme gemacht und zwar zu Gunsten eines Mannes, der zur Zeit der Vermählung nicht anwesend war. Es war dieß Herr v. Holland, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Geheimer Rath und einer der gelehrtesten Männer des Fürstenthums. Er war mit dem Prinzen Amadeus nach Italien gereist und daselbst zurückgeblieben, als dieser in sein Vaterland zurückkehrte. In Italien hatte er die nähere Bekanntschaft einer Cousine der Fürstin

gemacht, die an einen italieniſchen Prinzen verheirathet war, und brachte jetzt von dieſer ein Empfehlungsſchreiben mit den herzlichſten Grüßen an Malwine. Er wurde ihr als ein liebenswürdiger Geſellſchafter, als ein ausgezeichneter, tiefer Geiſt, als ein Mann, der den Deutſchen bei den höchſten Sozietäten Italiens Ehre machte, geſchildert und als ſolcher auch in der That von der Fürſtin befunden. Zwar gingen allerlei Gerüchte, daß er in Rom, wo er mit Monſignoren und Kardinälen verkehrte, zur römiſchen Kirche übergetreten ſei, aber in jener Zeit behauptete man das von den ausgezeichnetſten in Italien reiſenden Proteſtanten; man hatte ſich, da ſich dieſe Gerüchte ſehr oft als falſch erwieſen, daran gewöhnt, ſie zu belächeln und die „Jeſuitenriecherei" komiſch zu finden. Da dieſe Gerüchte ſich meiſt an berühmte und große Namen hefteten, war eine ſolche Verdächtigung bald wie ein Kompliment; es ſtellte den Verleumdeten in die Reihe vorzüglicher Männer, die die Proteſtanten nicht gern verloren hätten und deren Erwerb dem römiſchen Stuhle wünſchenswerth ſchien. Der geheime Rath v. Holland hatte ſich übrigens öffentlich nie zur katholiſchen Kirche bekannt, und das ſchien eine genug laute Widerlegung des Gerüchtes, da er ein Mann war, der Niemand zu fürchten hatte. Freilich ſtand er an der Spitze des Unterrichtsweſens ſeines proteſtantiſchen Landes.

Wie es ſich immer mit dem Gerüchte verhalten mochte; es war nicht die Aufgabe der Fürſtin, das zu unterſuchen. Er war ihr empfohlen und ſie fand an ihm einen Mann, wie er ihr bis jetzt am .... ſchen Hofe gefehlt hatte. Obwohl Fürſtin, war ſie doch beſcheiden genug, um ſich zu ſagen, daß ein Mann, den ſie in allen Fächern des Wiſſens, wie in allen Fragen des praktiſchen wie ideellen Lebens als eine Autorität ſchätzen lernte, wiſſen müſſe, was er zu thun und zu laſſen, zu glauben und zu denken habe. Allerdings fiel es ihr auf, wie er in ſeinen geiſtreichen und belebten Schilderungen Italiens mit Nachdruck hervorzuheben wußte, wie viel des Großen und Unvergleichlichen die katholiſche Kunſt in dieſer Heimat des Glaubens hervor-

gebracht, wie da in schönster, festlichster und zugleich erhabenster Form ausgedrückt sei, was anderswo nur in abstrakter, kalter, unfaßlicher, dem menschlichen Gemüthe nichtssagender Weise ausgedrückt wurde; wie dort die höchsten göttlichen und menschlichen Gedanken in Wort und Bild lebendig und verkörpert, so zu sagen, Mensch geworden und wie auf diese Art der höchste und tiefste Gedanke des Christenthums sich immer wieder aufs Neue, als ewiger Beweis seiner ewigen Wahrheit, wiedergebäre und wie dieses auffallender Weise nur in dem Lande geschehe, in dem der Apostelfürst seinen Thron aufgeschlagen — aber konnte sie ihn widerlegen? Hatte er nicht Recht? Es stand ihr Niemand zur Seite, der ihr Argumente zur Widerlegung des geistreichen Geheimen Rathes hätte liefern können.

Herr von Holland wußte Wochen lang zu erzählen. Nach Wochen erst zeigte es sich, daß Alles, was er bisher erzählt und gesagt hatte, eigentlich nur Vordersätze gewesen: wieder ganze Wochen eben so belebter und geistreicher Unterhaltung brachten die zu jenen Vordersätzen nothwendigen Nachsätze und endlich die Schlußfolgerungen. Der Geheime Rath war bei diesem Vorgang durch die in diesem Kreise eingeführte und beliebte Lesegewohnheit unterstützt. Natürlich konnte der vielbelesene Mann manchen Rath ertheilen; er selbst wurde endlich der ausschließliche Vorleser der Fürstin und es war vorzugsweise die deutsche romantische Schule und die Romantik aller Länder, die jetzt zu Ehren kamen.

Clarisse, bisher Vorleserin und Bibliothekarin, trat mit ihrem Rath mehr und mehr in den Hintergrund, wenn auch die Fürstin, die von Tag zu Tag weicher wurde, sich als Freundin immer inniger an sie anschloß.

* * *

Seit der Rückkehr des Herrn von Holland war ein Winter vergangen. In den Ostertagen wurden Stadt und Land durch die Nachricht, die sie zuerst durch ein ausländisches Blatt erfuhren, daß die Fürstin Malwine zur römischen Kirche über-

getreten, in Schrecken versetzt. Daß Herr von Holland demselben Glauben angehöre, war nun auch kein Geheimniß mehr; aber er trat von seinem Amte an der Spitze des Unterrichtswesens zurück, und das beruhigte wieder die aufgeregten Geister. Die Fürstin hatte sich in diesen drei Jahren ihrer Regierung so beliebt gemacht, daß die Entrüstung des durch und durch protestantischen Landes bald abnahm und sich nach und nach in Mitleid verwandelte. Man kannte den Fürsten, man kannte sie und ihre Lage und man seufzte: Arme Prinzessin! sie durfte ihr Herz nicht beschäftigen, sie sucht es zu zerstreuen, indem sie ihre Phantasie beschäftigt. — Da man wußte, daß der Fürst nie Nachkommen erzielen werde, auf welche die Mutter einen gefährlichen Einfluß ausüben könnte, und von dem idioten Fürsten nichts zu befürchten war, selbst wenn ihn seine Gattin in ihre Kirche nach sich zog — da endlich das Land nach dem Tode des kinderlosen Fürsten an den mächtigen protestantischen Staat fallen sollte, von dem man wußte, daß er jeden überwiegenden katholischen Einfluß, trotz der Bekehrung der Fürstin, von dem Fürstenthum abzuhalten wissen werde, betrachtete man den Uebertritt Malwinens als eine Privatangelegenheit, ja gewissermaßen als ein persönliches Unglück und jede Sorge verschwand. Als endlich einige Zeit dahinging und man bemerken konnte, daß von der Fürstin in Stadt und Land nicht jene Proselytenmacherei zu befürchten sei, durch die sich sonst Neophyten auszuzeichnen pflegen, nahm man die ganze Sache, die man noch ein Jahr vorher als eine Gefahr und als ein Unglück des Landes betrachtet haben würde, mit Gleichgültigkeit hin, ja man gab sich Mühe, wo immer die Fürstin sich zeigte, ihr zu beweisen, daß der Vorgang im Verhältniß zwischen ihr und ihren Unterthanen keinerlei Veränderung hervorgebracht habe, daß man sie nach wie vor liebe, daß man ihrem guten Herzen nach wie vor vertraue. Einzelne Prediger, die hie und da auf der Kanzel schon ein Wort über die Gefahr, die dem reinen Glauben des Landes drohe, hatten fallen lassen, die schon hundert Predigten des sechzehnten Jahrhunderts durch-

geleſen, um ſich zu einem gewaltigen Kampfe zu waffnen und die Rolle eines John Knox dieſer Maria Stuart gegenüber zu ſpielen, ſchickten die alten Bücher wieder in die Bibliothek zurück und verſtummten.

Bei Hof freilich ging Manches vor, aber es war im Lande wie verabredet, Alles, was zwiſchen den vier Mauern der Fürſtin geſchah, als Privatangelegenheit anzuſehen und ſie gewähren zu laſſen. Man hätte es ja auch nicht hindern können. Die Verfaſſung des Landes war der Art, daß man auf die Handlungsweiſe der höchſten und maßgebenden Perſonen jede direkte Einwirkung aufgeben mußte. Die Fürſtin ließ ſich eine Kapelle einrichten und hatte, wie man ſich in der Stadt erzählte, in dieſer Kapelle ſchon einige Bekehrungen zu Stande gebracht. Man nannte eine alte Hofdame, welche eine verwickelte Lebensgeſchichte hatte, und je verwickelter dieſe geweſen, deſto weniger ernſt war der Eindruck, den dieſe Bekehrung hervorbrachte; dann nannte man zwei junge Hoffräulein, Töchter eines armen Beamten, denen der Vater geſchrieben, es ſei ſchicklich, daß treue Hofdamen den Glauben ihrer Herrſchaft haben, und endlich einen jungen, mittelmäßigen Maler, der die Kapelle der Fürſtin mit Bildern verſorgte und Jedermann verſicherte, daß ihn der Eindruck, den ſeine eigenen Schöpfungen auf ihn gemacht, bekehrt habe und daß man, wie er jetzt erſt deutlich fühle, nur in der katholiſchen Religion ein großer Maler, ein Fra Beato Angeliko, ein Leonardo, ein Rafael werden könne. — Dieſe Bekehrungen trugen ihrer Natur und der betreffenden Perſönlichkeiten nach mehr zur allgemeinen Beruhigung als zur Erweckung von Beſorgniſſen bei. Wer konnte ſich an dieſe Vorläufer anſchließen wollen? und an dem, der es that, ſchien wenig verloren, und von der anderen Seite noch weniger gewonnen.

* *
*

Ungefähr drei Jahre nach dem Uebertritt der Fürſtin Malwine, von dem im Lande kaum mehr geſprochen wurde, an einem

ſonnigen Frühlingstage hielt vor dem Pfarrhauſe des Dr. Neuberg ein mit Koffern und Schachteln ſo ſehr überladener Reiſewagen, daß man ſeinen koſtbaren Inhalt ſogleich als einen weiblichen vermuthen konnte. Im oberen Stockwerk des Pfarrhauſes öffnete ſich, als der Wagen ſtill hielt, ein Fenſter und Pfarrer Neuberg ſah heraus, um den Ankömmling in Augenſchein zu nehmen.

„Beim Himmel!“ rief er, „es iſt wieder Clariſſe!“

In der That ſprang Clariſſe aus dem Wagen, während ihr Schwager und Schweſter mit ausgebreiteten Armen und freudig aufgeregten Geſichtern die Treppe hinunter entgegeneilten. Man umarmte, man küßte ſie und zog ſie in die Speiſeſtube, wo eben das Mittagseſſen bereit ſtand. Die zwei Kinder Eliſens wurden herbeigebracht und Clariſſe erfreute ſich als liebende Tante am Anblicke der blühenden Geſchöpfe, denen ſie mancherlei Spielzeug mitbrachte.

Nach der erſten Freude des Wiederſehens fragte Eliſe, was die Schweſter jetzt wieder dem Hofe abtrünnig machte.

Clariſſe zauderte mit der Antwort. Der Pfarrer aber lachte: „Welche Frage, Eliſe? Wie kannſt du ſo fragen? Ich habe prophezeit, daß ſie uns wiederkommt und habe ſie von Woche zu Woche erwartet. Arme Clariſſe,“ fuhr er lächelnd zu dieſer gewendet fort — „Mohamed hat nur zwei Mal die Flucht ergreifen müſſen; du hältſt jetzt ſchon deine dritte Hegira. Von welcher werden wir die neue Zeitrechnung beginnen?“

Clariſſe ſchwieg.

„Es iſt nicht möglich,“ rief die Schweſter, „daß du wieder vor Bekehrungsverſuchen auf der Flucht ſein ſollteſt. Die Fürſtin hat das letzte Mal aufs Feierlichſte verſprochen —“

Clariſſe ſeufzte, Dr. Neuberg aber ſagte: „Erinnere dich, was ich dir damals geſagt habe. Ich weiß, was von ſolchen Verſprechungen zu halten. Lerne du mich Neubekehrte kennen und ſolche, die einmal ins Proſelytenmachen hineingerathen. Das wird eine Leidenſchaft, eine fixe Idee! Die Fürſtin wird

wohl ihr Wort gehalten haben, was man so Wort halten nennt. Sie hat ihr nicht mehr gepredigt und hat ihr nicht mehr predigen lassen — aber sie hat Clarissen beschworen, sich zu retten, sie hat vor ihr geweint, gejammert, sie zeigte ihr ihre ganze Verzweiflung."

„So ist es," unterbrach ihn hier Clarisse. „Seit Wochen hat sie nicht mehr anders als mit thränenden Augen zu mir gesprochen; sie flehte mich an, meine Seele zu retten; der Gedanke, mich verdammt zu wissen, machte sie unglücklich. Nachdem sie stundenlang im Gebete gelegen, sagte sie zu mir: „Weißt du, Clarisse, um was ich gebetet habe, um deine Bekehrung!" Sie ließ Messen für mich lesen, sie kasteiete sich, sie fastete für mich; sie verweinte die Nächte, weil ich mich so verstockt zeigte. Sie sieht aus wie ein Schatten, und das Alles um mich."

Bei diesen Worten rollten Clarisse die Thränen von den Wangen; auch Elise war gerührt und seufzte: „Arme Fürstin!"

„Arme Fürstin!" wiederholte Dr. Neuberg etwas ärgerlich, „allerdings arme Fürstin, denn solcher Fanatismus ist Geisteskrankheit, aber man kann doch nicht, Andern zu gefallen —"

„Wenn nur," unterbrach ihn hier Clarisse, „dieser Fanatismus nicht ein so zärtlicher, liebevoller Fanatismus wäre! Wenn ich nur nicht von ihrer innigen Liebe zu mir so sehr überzeugt wäre! und wenn ich sie nur nicht selbst so herzlich lieb hätte! So aber macht mich ihr Leiden um meinethalben wahrhaft unglücklich. Ich kann es nicht ausdrücken, wie viel ich in diesen letzten Monaten, seit ich euch verlassen, gelitten habe, wie oft ich in innerster Seele erschüttert war, ohne im Geringsten bekehrt zu sein, wie ich fortwährend herüber und hinüber schwankte, welche Gemüthszweifel mich folterten und wie ich oft nahe daran war, aus Liebe und Mitleid zu thun, was mein Verstand, mein ganzes Wesen als verwerflich verdammte. Ich werde die Szene von gestern Abend nie vergessen. Bei den größten Verbrechen hätte ich eine solche Qual, eine solche Folter nicht verdient. Weinend lag sie vor mir auf den Knieen und umklammerte mich

wie eine Verzweifelte. Ich ſelbſt war wie eine Verzweifelte, mein Kopf ſchwindelte, ich war keines Gedankens mehr fähig. Ich wollte fliehen, ſie klammerte ſich an mein Kleid; ich glaubte mich losgemacht zu haben und eilte aus der Stube, aber ich ſchleppte ſie nach und ſie fiel mit der Stirn auf die Schwelle. Entſetzt fiel ich zu ihr hinab und da lagen wir Beide und weinten. Wäre ſie in dieſem Augenblicke nicht zu erſchöpft geweſen, um noch länger in mich zu dringen, ich hätte zu Allem Ja geſagt. Das fühlte ich deutlich, und ich fühlte, daß mich dieſes Leben aufrieb. So faßte ich denn einen Entſchluß. Ich eilte auf mein Zimmer, packte die ganze Nacht, ſchrieb dann einen Abſchiedsbrief an die Fürſtin und verließ mit Tagesanbruch den Hof für immer."

„Für immer!" ſagte Dr. Neuberg achſelzuckend, „ſchon zweimal haſt du ihn im Laufe dreier Jahre aus denſelben Gründen für immer verlaſſen, und zweimal biſt du wieder zurückgekehrt, auf eine bloße Bitte der Fürſtin, auf ein bloßes Verſprechen hin."

„Vergiß nicht, lieber Max," erwiderte Clariſſe, „daß die Fürſtin meine theuerſte Freundin iſt, daß ich ſie liebe und daß ich mich noch herzlicher von ihr geliebt weiß und daß ſie, ach, ſo einſam iſt, ſo unglücklich! Die Schwäche war wohl verwerflich, und ich gab ihr mit Bewußtſein nach. Wahrhaftig," fügte ſie lächelnd hinzu, „die Freuden dieſes Hofes ſind es nicht, die mich zurückzulocken vermöchten! Es iſt ein trauriger Hof! Anſtatt mir Vorwürfe zu machen, erkennt vielmehr meine Charakterſtärke an, für eine liebe Freundin euch, dieſer Wohnung des Glückes, dieſer Heimat ſtiller und inniger Freuden ſo lange fern geblieben zu ſein. Denn hier allein, bei euch, bei euern Kindern bin ich ruhig und glücklich."

Das Ehepaar ſchlug in die beiden dargebotenen Hände und drückte ſie herzlich.

„Jetzt aber bleibſt du? und für immer?" fragte Eliſe.

„Ich verſpreche, daß ich nicht mehr zu Hofe zurückkehre — ob ich hier bleibe, iſt eine andere Frage. Ich habe ſo meine Gedanken."

„Laſſen wir uns die erſten Stunden des Wiederſehens nicht durch Trennungsgedanken ſtören," fiel der Paſtor ein; „jedenfalls bleibſt du eine geraume Zeit. Wir wollen uns ſo gemüthlich als möglich einrichten, und du ſollſt dich nach den überſtandenen Stürmen wie im Hafen fühlen."

Es wurde, wie es der Paſtor verſprach, und er trug das Seinige dazu bei, daß es ſo wurde. Wie wohl that Clariſſen das ſtille Familienleben und die ruhige Liebe und Freundſchaft der Anverwandten, nach den harten Proben, die ſie jene aufgeregte Liebe der Fürſtin hatte beſtehen laſſen. In Haus und Garten verfloſſen die angenehmen Tage aufs Bürgerlichſte; die Geſellſchaft Dr. Neubergs beſtand aus mehreren gebildeten Männern der Umgegend, die von Zeit zu Zeit vorſprachen, und mit denen man bei Tiſche, oder Nachmittags im Garten beim Kaffee, einige angeregte Stunden verplauderte. Clariſſe ſchien es, als wäre ſie in die Welt gekommen, erſt nachdem ſie den Hof verlaſſen, und ſie ſah ein, wie Alles, was das Leben des Lebens werth mache, in einen kleinen Kreis geſchloſſen werden könne. Nachdem ſie Jahre mit monotonen ſtandesmäßigen Beſchäftigungen und leeren Formen zugebracht, ſchien ihr die kleinſte häusliche Beſchäftigung, die unbedeutendſte Pflege oder Sorge für die Kinder ihrer Schweſter unendlich inhaltsreich. Dazu kam, daß ihrem klaren, ruhigen Verſtande nichts zugemuthet wurde, was ihm widerſtrebte, daß ihr jedes Wort, jede Anſicht ihrer jetzigen Umgebung verwandt, oder wenigſtens begreiflich war, daß Herz und Geiſt ſich hier gleichmäßig heimiſch fühlten, während ſie durch ſo lange Zeit, im Widerſtreit mit ſich ſelber, ihr Herz zu Hülfe rufen mußte, um ſich nicht mit Herz und Verſtand empören zu müſſen. Eine höchſt wohlthätige Ruhe erfüllte ihr ganzes Weſen und verdrängte allgemach eine gewiſſe Verdrießlichkeit, die ſich während des beſtändigen Kampfes gegen die Bekehrungsverſuche in ihr wie Schlacken feſtgeſetzt und ſie manchmal an ſich irre gemacht hatte. Die alte Heiterkeit kehrte wieder und es wurde ihrer Seele wohl, wie dem Leibe wohl iſt, wenn er

einen fremden Körper, der seinen Organismus stört, ausgeschieden; die Fürstin trug durch ihr Schweigen viel zu dieser schnellen Genesung bei. Während der früheren zwei Aufenthalte Clarissens bei ihrer Schwester kamen Klagebriefe voll Vorwürfe und Sehnsucht beinahe jeglichen Tag, und dann die Fürstin selbst, um den geliebten Flüchtling zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen, was ihr auch zweimal gelungen war. Dießmal blieben die Briefe aus, ebenso die Geschenke, die ihr ehemals zukamen, um sie zu überzeugen, daß ihr die Liebe ihrer fürstlichen Freundin trotz ihrer treulosen Flucht in ganzer Wärme verblieben sei. That das auch der Eigenliebe Clarissens etwas wehe, so war ihr das Benehmen Malwinens doch im Ganzen willkommen, da sie sehr wohl wußte, daß sie ein neuer Beweis von Liebe aufs Neue aufregen würde. Sie aber bedurfte ihrer Gemüthsruhe, um ganz dem Entschlusse, den sie einmal gefaßt hatte, treu bleiben zu können.

Arm wie sie war und bereits dreiundzwanzig Jahre alt, fest entschlossen, nicht mehr zu Hofe zurückzukehren und eben so fern von dem Gedanken, sich von ihrem Schwager, dessen Familie wuchs, und dessen mäßiges Einkommen dasselbe blieb, trotz aller Liebe und Treue, die ihr im Hause bewiesen wurden, ernähren zu lassen, hatte sie alle Ursache, an ihre Zukunft zu denken. Mit ihrem entschiedenen Charakter war es in vollkommenster Uebereinstimmung, daß sie selbst für sich sorgen wollte. Sie hatte genug gelernt, um den Platz einer Gesellschafterin bei einer großen Dame oder einer Erzieherin mit Ehre einzunehmen; und sie war vorurtheilslos und von falscher Scham unabhängig genug, um mit größter Heiterkeit einen solchen Entschluß zu fassen und von dem eingebildeten Piedestale der Hofdame eines kleinen deutschen Hofes herabzusteigen und sich in einer untergeordneten Stellung, in der sie eine positive Pflicht zu erfüllen hatte, in der sie sich nützlich machen konnte, noch wohl zu fühlen. Es widerstrebte ihr, in Frankreich eine solche Stelle zu suchen; sie hatte schon Manches von den Bekehrungsversuchen gehört, die in diesem

Lande an deutſchen proteſtantiſchen Gouvernanten unternommen worden, und ſie wollte ſich nicht in der Fremde einer Unannehmlichkeit ausſetzen, unter der ſie in der Heimath ſo viel gelitten hatte. So richtete ſie ihr Augenmerk auf England und hatte ſchon zu ihrem Zwecke in London Korreſpondenzen angeknüpft. Mit Anbruch des Winters wollte ſie dahin abgehen; der Sommer ſollte noch im Behagen des Familienlebens verbracht werden; zugleich wollte ſie dieſe Zeit noch benutzen, um ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen, die ſie bei Hofe, wo nur franzöſiſch geſprochen wurde, vernachläſſigt hatte. Dr. Neuberg, der dieſer Sprache mächtig war, da er ſich lange in England aufgehalten hatte, leiſtete ihr bei dieſem Studium die trefflichſte Hülfe. Engliſche Dichter wurden gemeinſchaftlich geleſen, dabei unter Leitung des Schwagers manche andere Studien gemacht, welche hie und da eine Lücke in Clariſſens Wiſſen ausfüllen ſollten, und ſo verfloß eine Zeit, die ihr als die glücklichſte ihres ganzen Lebens erſchien.

* * *

Die ganze Familie ſaß eines Nachmittags im Garten, der Paſtor nach deutſcher Art ſeine Pfeife rauchend, als das Dienſtmädchen einen Papierſtreifen brachte, auf dem der Name „Marquis von Beaupré“ in friſcher Schrift geſchrieben ſtand. „Dieſer Herr,“ ſagte das Mädchen, „wartet im Hauſe und wünſcht den Herrn Paſtor zu ſprechen.“

„Bitte ihn,“ ſagte der Paſtor, „in den Garten zu kommen.“

Er ſtellte ſeine Pfeife hin und machte ſich bereit, dem Fremden entgegen zu gehen, als dieſer ſchon mit ſchnellen Schritten auf dem Sandwege herbeikam.

„Ich bitte,“ rief er von fern und beſchleunigte ſeinen Gang, „ich bitte, ſich gar nicht zu ſtören.“

Er verneigte ſich mit der ehrerbietigſten Ungezwungenheit und Anmuth vor den beiden Damen, die, als er ſich dann zum Doktor wandte, raſch einen jener flüchtigſten Frauenblicke wech-

ſelten, die ein fertiges Urtheil über einen Unbekannten enthalten. Der Marquis war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit blaſſem Geſichte, feinem Munde, dunklen Augen und ſchwarzen, langen Haaren. Wie ſanft ſeine Lippen auch über kleinen, beinahe weiblichen Zähnen lächelten, ſo gab ihm doch eine energiſch hervorſpringende Naſe ein ganz männliches Ausſehen. Das blaſſe Geſicht wurde durch die ganz ſchwarze Kleidung auffallend hervorgehoben und ſeine Bewegungen, obwohl etwas gemeſſen und bewußt, waren doch frei und leicht, voll männlicher Anmuth.

Mit ariſtokratiſcher Beſcheidenheit bat er um Vergebung, ein ſo intimes Zuſammenſein geſtört zu haben, und dabei ließ er ein treffliches Deutſch hören, das durch einen leiſen Anflug fremdartiger Ausſprache den Damen, wie es wieder ein Blick herüber und hinüber verkündigte, ganz beſonders reizend erſchien. Nachdem er ſich auf den angebotenen Gartenſtuhl geſetzt hatte, begann er mit einer leiſen Verneigung: „Herr Doktor! Ich bin der Marquis von Beaupré, ein Franzoſe. Ein mir befreundeter Künſtler, ein ausgezeichneter Architekt in Paris, veröffentlicht ein großes Werk über den romaniſchen Bauſtyl. Unſer Vaterland beſitzt viele ſehr ſchöne Monumente dieſes Styles, beſonders im ſüdlichen Frankreich, z. B. die Kirche von St. Gilles, oder den Kreuzgang von St. Trophime in Arles, und nach dieſen hat ſich mein Freund bei Abfaſſung ſeines Werkes vorzugsweiſe gerichtet. Aber dieſer Styl hat ſich dem Einfluſſe verſchiedener Länder nicht entzogen; er iſt in Deutſchland in mancher Beziehung, in manchen Theilen anders als in Frankreich und Italien. Die Verſchiedenheiten wären für meinen Freund ſehr belehrend; aber er iſt durch ſeine Stellung an Paris gebunden. So bat er mich, der ich beinahe immer auf Reiſen und ein mittelmäßiger Zeichner bin, ihn zu unterſtützen und ihm Zeichnungen nach romaniſchen Bauwerken einzuſenden, wo ich ſolchen begegne. Nun hörte ich von Ihrer Kirche hier — in der That ein bijou — und ich habe auf meiner Reiſe durch Deutſchland

den Umweg hierher um so lieber gemacht, als ich, seit ich mich für den Freund in dieser Weise beschäftige, ein Enthusiast dieser architektonischen Formen geworden bin. Sie zu bitten, Herr Pastor, daß Sie mir den freien Zutritt in die Kirche gestatten, damit ich die vielen schönen Einzelheiten des Innern mit Muße aufnehmen könne, ist der Zweck meines Besuches."

„Herr Marquis," erwiderte Dr. Neuberg aufs Verbindlichste, „die Kirche steht ganz zu Ihrer Verfügung und zu jeder Stunde des Tages. Wenn Sie vielleicht einige alte Ornamentik interessirt, die bei einer neuerlichen Restauration entfernt wurde, die ich aber im Thurme aufbewahren ließ, so werde ich Befehl geben, daß sie hervorgesucht und aufgestellt werde, wo Sie sie bequemer besehen und wenn sie Ihnen gefällt, auch zeichnen können."

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor, und ich bin Ihnen für so viel Güte doppelt dankbar, als ich — entschuldigen Sie, daß ich es ausspreche," fügte er mit einem Lächeln auch zu den Damen gewandt hinzu — „als ich dieses gütige Entgegenkommen von protestantischer Seite nicht überall erfahren habe."

„O, Herr Marquis," rief der Pastor, „ich kann Sie versichern, und zur Ehre Deutschlands sei es gesagt —"

„Lieber Herr Doktor," fiel ihm der Marquis in die Rede, „ich kenne Deutschland, ich weiß, was ich von dergleichen zu halten habe. Welcher gebildete Mensch wird Sektenvorurtheile oder konfessionelle Eingenommenheiten auf das neutrale Gebiet der Kunst übertragen! Am Ende," fügte er weniger ernst und lächelnd hinzu, „am Ende ist es nur billig, daß man uns, ich meine den Katholiken, wenigstens den Schattenriß der Kirchen gönne, die uns einst als Eigenthum angehört haben."

Der Pastor erwiderte, auf den Scherz eingehend, in demselben Lächeln: „Da wir Protestanten zur ersten Einfachheit des Glaubens zurückkehrten, so haben wir ein natürliches Recht auf jene Kirchen einfacherer Formen, die jenseits der Gothik entstanden sind, welche vielmehr den Katholizismus repräsentirt."

„Aber sie haben uns ja auch gothische Kirchen, prächtige Kathedralen weggenommen, die gottlosen Ketzer!“ rief der Marquis mit schmerzhaftem Pathos und zu den Damen gewendet: „Ist es nicht traurig, daß es gleich Streit geben muß, wo zwei Männer verschiedener Konfessionen zusammenkommen?“

„Wollte Gott!“ sagte der Pastor, „es gäbe keinen ernstlicher gemeinten Streit.“

„Ein Wunsch, in den ich mit ganzer Seele einstimme,“ sagte der Marquis plötzlich ernsthaft; „ich bin aus dem südlichen Frankreich, ich habe gesehen, welche Zerwürfnisse, welches Unglück dergleichen hervorbringt.“

Dann, als ob er sich besänne, daß solche Gespräche den Damen nur langweilig sein können, und daß er kein Recht habe, als Fremder solche Themata aufs Tapet zu bringen, ging er mit der gewandtesten Wendung, an das ebengenannte südliche Frankreich anknüpfend, auf seine Reisen über und wußte die Damen so zu interessiren und in das Gespräch zu ziehen, daß bald eine allgemeine und lebhafte Unterhaltung im Gange war.

Nach einer Stunde, die den Damen wie fünf Minuten verflossen war, erhob er sich plötzlich von seinem Sitze und entschuldigte sich, so lange gestört zu haben. Da er aber, wie er in sein Gespräch hatte einfließen lassen, keine Beschäftigung und keine Bekanntschaft in dem Städtchen hatte, lud man ihn ein, länger zu bleiben und sich auf einem Spaziergange die Gegend zeigen zu lassen. An der Leichtigkeit, mit der er sich überreden ließ, erkannte man, wie gern er blieb und man fühlte sich geschmeichelt.

Auf dem Spaziergange gab der Marquis Elisen den Arm, während Dr. Neuberg Clarissen führte, aber kaum vor dem Städtchen angekommen, ordnete man sich in eine Reihe, um die Unterhaltung allgemeiner zu machen, oder vielmehr, weil Jeder den Marquis hören wollte. Man führte ihn auf die schönsten Aussichtspunkte, man zeigte ihm in der Ferne den breiten Strom, man fuhr mit ihm über einen kleinen See und vertiefte sich in

einen alten, verwilderten Park, voll Stille und Vogelsang zugleich. Auf einer Höhe angekommen, erfreute man sich an einem schönen Sonnenuntergange. Der Marquis sah der Sonne mit sehnsüchtigem Blicke nach, der seinem Gesichte, auf dem das Abendlicht glänzte, einen unendlich milden, melancholischen Ausdruck gab. Clarisse sah ihn in diesem Momente mit so viel Theilnahme und so lange und ungezwungen an, daß sie darüber erschrak. — „Dort liegt Frankreich!" sagte er vor sich hin, und er erschien ihr wie ein Verbannter, mit dem man inniges Mitleid fühlen dürfe. — Der Himmel weiß, dachte sie, welche Schicksale ihn zwingen, fortwährend die Welt zu durchziehen — und gewiß, er sieht aus, als wäre irgend ein bedeutendes Schicksal über sein Haupt dahingegangen.

Es klang ihr wie eine Antwort auf ihre Gedanken, als der Marquis gleich nach seinen Worten: „Dort liegt Frankreich!" zu Dr. Neuberg sagte: „Erinnern Sie sich an den Ausspruch Diderots? C'est une belle chose, mon ami, que les voyages, mais il faut avoir perdu son père, sa mère, ses enfants, ses amis, ou n'en avoir jamais eu, pour errer, par état, sur la surface du globe. — Nun," fügte er lächelnd hinzu, indem er mit der feinen weißen Hand eine Bewegung vor der Stirn machte, als wollte er allerlei Gedanken verscheuchen, „nun, man muß sich trösten, und ich thue es mit den Worten desselben gottlosen Diderot: Crois, que tu vas, parceque tu ne peux pas rester. — Dann sagte er zu den Damen: „Es ist sonderbar, und ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß man auf Reisen gerade in der liebenswürdigsten Gesellschaft, gerade da, wo man die meiste Freundlichkeit und Güte erfährt, am Melancholischsten wird, das größte Heimweh fühlt, mehr als in der ödesten Einsamkeit. Aber das ist nur natürlich. Man fühlt sich heimisch und denkt in Folge der natürlichsten Ideenverbindung an die Heimat; dann denkt man, wie schön es wäre, das Glück solcher Freundlichkeit mit dem Glück der Heimat zu verbinden. Meine Damen, wie undankbar es

ſcheint, ſich aus ſolcher Geſellſchaft von ſeinen Gedanken in die Ferne tragen zu laſſen — es iſt viel Dankbarkeit darin."

Es war in den Reden des Marquis Beaupré immer etwas, was auf rührende Weiſe ſchmeichelte.

In der Dämmerung kehrte man in die Stadt zurück, und zu Hauſe angekommen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Marquis zum Nachteſſen blieb. Als er ging, mußten es ſich die drei Zurückgebliebenen nicht erſt ſagen, daß ſie einen unerwartet ſchönen Tag verlebt hatten, daß ſie ſich ſämmtlich auf das Tiefſte angeregt fühlten, daß eine ſolche Bekanntſchaft eine Bereicherung des Lebens ſei. Sie geſtanden es alle drei, daß ſie noch keinen Mann kennen gelernt, der männliche Liebenswürdigkeit, edle Sitte und Wiſſen und Bildung in ſo hohem Grade gleichmäßig in ſich vereinige.

„Mich," ſagte der Paſtor, „freut dieſe Bekanntſchaft vorzugsweiſe um deinetwillen, Clariſſe. Deine Erfahrungen bei Hofe haben dich mit Vorurtheilen gegen die katholiſche Welt angefüllt, die, ich muß es dir geſtehen, mir an dir ſo unbehaglich waren, wie mir jedes Vorurtheil, jeder Fanatismus widerwärtig iſt. Unter Katholiken verſtandeſt du einen Schleier à la Geheimrath Holland oder eine fanatiſche Schwärmerin und Proſelytenmacherin wie die Fürſtin."

„Ich habe," erwiderte Clariſſe, um ſich zu entſchuldigen, „ich habe nie andere Katholiken gekannt."

„Darum iſt es gut, daß du nun Andere kennen lernſt. Du darfſt den gewaltigen Unterſchied zwiſchen geborenen Katholiken und Neubekehrten nie vergeſſen, beſonders in der gebildeten Welt. In unſerer modernen Zeit gleichen Bildung und Wiſſen den Unterſchied aus, an dem nur der Zufall der Geburt ſchuld iſt. Eine Nation entlehnt von der andern Ideen und Anſchauungsweiſen, ohne zu fragen, ob die andere katholiſch oder proteſtantiſch iſt. Glaubſt du, daß ein gebildeter Menſch, bevor er ein hiſtoriſches oder philoſophiſches Buch aufſchlägt, ſich erſt erkundigt, ob der Verfaſſer ſo viele Sakramente anerkennt, wie er? Er

liest und prüft und behält, was er für wahr hält. Ob dieſe Wahrheit mit ſeinem Proteſtantismus oder Katholizismus im Einklang oder im Widerſpruch ſei, iſt ihm gleichgültig. So iſt mancher Katholik proteſtantiſcher als mancher Superintendent, ſo wie es Superintendenten gibt, die katholiſcher ſind als mancher Kardinal. Sieh nur dieſen Marquis an. Diderot iſt offenbar ſein Lieblingsſchriftſteller, der geiſtreiche, liebenswürdige Diderot, und dieſer hat doch einen Standpunkt, auf den viele höchſt proteſtantiſche Köpfe mit aller Anſtrengung ihres Geiſtes nie gelangen werden. Haſt du ſchon viele Proteſtanten gefunden, welche die Idee der Toleranz ſo groß und in ſo weitem menſchlichen Sinne aufzufaſſen vermögen, wie Diderot?"

„Gewiß," ſagte Clariſſe, „ich ſehe ſeit heute Nachmittag die Dinge mit ganz andern Augen an, als vorher."

Der Paſtor fuhr fort: „Nicht die gebildeten geborenen Katholiken ſind zu ſcheuen, nur die Neophyten. Ich ſpreche nicht von Denen, die aus Eigennutz oder Ehrgeiz übergehen; die ſind zu allen Zeiten dieſelben; ſie werden bekehrungsſüchtig ſein oder nicht, je nachdem es Eigennutz oder Ehrgeiz verlangen. Die heutzutage aus Schwärmerei oder ſogenannter Ueberzeugung übergehen, kommen dadurch ſelbſt in Widerſpruch mit dem Geiſte der Zeit; das reizt oder verbittert, macht kampf- und eroberungsſüchtig und endlich fanatiſch. Mit wahrſter und vollſter Ueberzeugung iſt der moderne Menſch doch nicht bei einem ſolchen Schritte betheiligt; die Luft, die er von Jugend auf geathmet, verhindert das. Sein Leben lang ſtrebt er ſich und Andere zu überführen, daß er aus Ueberzeugung gehandelt, und das kann er nur, indem er ſo viele Beiſpiele ſeines eigenen Falles als nur möglich zu Stande bringt. Andere ſollen für ihn beweiſen. Daher ſeine Bekehrungswuth. Dazu kommt noch jener Hochmuth, der allen mit Bewußtſein Frommen gemein iſt, und bewußt fromm müſſen Diejenigen ſein, die mit Bewußtſein einen ſolchen Schritt thaten. Die Ausnahme, die ſie machen, läßt ſie ſich ſelbſt als Auserwählte erſcheinen. Auf dieſer Höhe glauben ſie

ſich zu Manchem berufen und berechtigt, was mehr nach Stolz als nach chriſtlicher Demuth ausſieht. — Ich geſtehe dir, daß ich, obwohl Paſtor, erſchrecken würde, träte heute ein Katholik vor mich und erklärte, er wolle zum Proteſtantismus übertreten. Ich begreife, daß ganze Städte und Länder, zum Theil aus politiſchen Gründen und um ſich vor römiſchen Uebergriffen zu ſchützen, zu einer der proteſtantiſchen Konfeſſionen übertreten oder etwas dem Proteſtantismus Aehnliches neu ſchaffen. Aber der Einzelne würde mich erſchrecken. Was will er bei uns? Iſt er ein Schwärmer — und ich begreife nicht, wie Schwärmerei, Phantaſterei ihn aus Katholizismus in Proteſtantismus führen ſollte? — dann bringt er nur Unruhe und Fanatismus in die Gemeinde; iſt er ein denkender Menſch, der mit ſeinen Gedanken über die Dogmen der römiſchen Kirche hinausgekommen, wie ſollte er nicht auch über Vieles, beſonders über ſo viel Halbes in unſerer Kirche hinausgekommen ſein? Und warum ſollte er ſich vor einem Dogma retten, das ihm als Kind auferlegt worden, und für das ihn Niemand verantwortlich macht, um als bewußter Mann ein Glaubensbekenntniß abzulegen, für das er nun einſtehen muß, und das er in ſeiner Ganzheit doch nicht annehmen kann?"

„Lieber Max!" ſagte Clariſſe, „verliere dich nicht ſo weit; du predigſt einer Bekehrten."

Der Paſtor lachte mit: „Du haſt Recht; ich bin einmal ein Prediger. Ich wußte wohl, daß du nur einer kleinen Erfahrung bedurfteſt, um von einem Vorurtheil zurückzukommen, das für Millionen Menſchen beleidigend iſt. Nichts iſt eines anſtändigen Menſchen unwürdiger als Vorurtheil. Ich freue mich doppelt, daß du gleich eine ſo überzeugende, ſo ſiegreiche Erfahrung machteſt, die mehr Wirkung machen muß, als hundert andere. Welch ein Menſch, dieſer Marquis, welch ein Menſch! Wir müſſen ihn ſo lange als möglich zurückzuhalten ſuchen."

Der Marquis ſchien eben ſo gern zu bleiben, als man ihn gern zurückhielt. Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft ging er

an die nähere Beſichtigung der Kirche und aller ihrer Theile, und da zeigte es ſich, daß er viel, ſehr viel zu thun haben werde. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit ſprach er ſeine Freude darüber aus, einen Vorwand zu wochenlangem Aufenthalte gefunden zu haben. Er zeichnete ſehr fleißig und um ihm ſeine Arbeit zu erleichtern, räumte man ihm im Pfarrhauſe eine Stube ein, wo er Manches ausführen konnte, ohne erſt in ſein entferntes Gaſthaus zurückkehren zu müſſen. Er war der tägliche und beinahe beſtändige Gaſt der Pfarrerfamilie. Während er in der Kirche ſelbſt zeichnete, leiſtete man ihm oft Geſellſchaft, und wenn Regen eintrat und die Arbeit in der Dunkelheit der Gänge unmöglich wurde, verbrachte er ganze Tage bei den Freunden. Und es regnete oft. Aber er wußte ſich nicht nur angenehm, er wußte ſich auch nützlich zu machen. Von Clariſſens Plänen unterrichtet, beſprach er ſich oft mit ihr über ihre Studien und es machte ſich wie von ſelbſt, daß er ihr Lehrer wurde, beſonders in der Geſchichte, und da Clariſſe nicht mehr die frühere Scheu vor Frankreich hatte — und möglicherweiſe auch eine Stelle in Frankreich bekommen konnte — wurde auch die franzöſiſche Literatur nicht vernachläſſigt. Bei einem franzöſiſchen Geſchichtslehrer war es nun natürlich, daß er die Weltgeſchichte des Biſchofs Boſſuet mit ihr las. Der Marquis war zwar nicht in Allem der Meinung dieſes Hiſtorikers, aber es kam ihm darauf an, ſeine verehrte Schülerin die Welt auch einmal von katholiſchem Standpunkte aus betrachten zu laſſen. Sie ſei ja über die konfeſſionellen Unterſchiede hinaus; in der Geſchichte komme es ja nur auf die Wahrheit an, und um dieſe zu erfahren, müſſe man beide Parteien hören. Clariſſe fand das nur gerecht, wie Alles, was ihr der Marquis ſagte, und ſie war ihm dankbar, als ſie nach Kurzem bemerkte, daß ſie die Welt mit ganz andern Augen, mit mehr Gerechtigkeit, anſehe. Chateaubriands „Geiſt des Chriſtenthums" war damals in Mode; wie ſchön wußte der Marquis dieſes melodiſch geſchriebene Buch zu leſen; ſein Ausdruck gab den oft ſo ſehr inhaltsloſen Sätzen reiche Bedeutung,

und ſeine Leſekunſt, verbunden mit den volltönenden Perioden, brachte eine muſikaliſch-berauſchende Wirkung hervor. Man träumte, man wiegte ſich auf dieſen ſchimmernden, bald murmelnden, bald ſtürmenden Wogen, man glaubte zu denken und man wurde nur fortgetragen, hingeriſſen. Dann kamen Lamartine's Harmonien und Meditationen an die Reihe, die der Marquis auswendig wußte, und die er meiſt auf einſamen Spaziergängen, im Kahn auf dem See, oder im Dunkel des Waldes zitirte.

O die ſeligen Stunden, die Clariſſe in Geſellſchaft dieſes Mannes verlebte! Sie waren ſo ſelig, daß ſie darüber vergaß, wie belehrend ſie waren, daß der Marquis ihr Lehrer war, ihr einen andern Geiſt einhauchte, ſie nach und nach zu einer ganz andern Perſönlichkeit umwandelte.

Die Abende gingen meiſtens in Diskuſſionen zwiſchen den beiden Herren hin. Dr. Neuberg nannte einmal Thomas a Kempis. Der Marquis griff dieſen Schriftſteller an, während der Paſtor ſeine Tiefe und ſeine welthiſtoriſche Bedeutung vertheidigte. Der Marquis konnte nicht zugeben, daß wir das Recht haben, ſo, wie es dieſer Schriftſteller that, auf dieſes irdiſche Leben herabzuſehen. Auch dieſes Leben habe ſeine Rechte, ja ſeine Heiligkeit, wie das Leben im Himmel. Und um ſeine Worte zu belegen, las er aus der „Nachfolge Chriſti" einige Stellen, die er mit Energie als Beleidigung der Menſchheit und der Menſchlichkeit verwarf. Doch wollte er nicht ungerecht ſein und las gleich darauf einige andere der rührendſten Stellen aus dieſem merkwürdigen Buche. Clariſſe horchte mit ganzer Seele. Sie war dieſe ganze Zeit ſo überſchwenglich glücklich, daß es ihr wohl that, in dieſer poetiſchen Zerknirſchung und Demuth von ihrem Glücke auszuruhen, und zugleich dieſer unendlichen Hingebung an das, was uns erfüllt, zu folgen, ſich aufzulöſen, ſich zu demüthigen und zu vernichten in Liebe. Die weibliche Hingebung im Chriſtenthume, das Einswerden mit dem Gegenſtande der Liebe war ihr noch nie ſo lebendig vor die Seele getreten, wie in dieſem Buche.

Sie bat den Marquis darum, da ſie eine gewiſſe Scheu hatte, es von ihrem Schwager zu verlangen, obwohl es dieſer vertheidigt, jener angegriffen hatte. Er übergab es ihr am nächſten Tage, da er mit ihr allein war, nach einigem Zaudern und mit der Warnung, ſich durch dieſes gefährliche Buch nicht zu ſehr von der Welt und ihren ſchönen Freuden abziehen zu laſſen.

„Sie gehören der Welt und ihrem Glücke," ſagte er mit einem ſo innigen Ton in der Stimme, daß ihr beinahe die Thränen in die Augen traten. — „Wer ſo viel Glück zu vergeben hat, wie Sie," fügte er bei und lächelte dazu, als ob er die Bedeutung ſeiner Worte abſchwächen wollte, „der darf ſich von der Erde nicht entführen laſſen, der muß im Leben verweilen und ſeine Gaben austheilen; das iſt Pflicht! Gewiß, ich bin kein Ungläubiger, aber kein Thomas a Kempis ſoll mich überzeugen, daß wir uns das Leben nicht ſo ſchön machen ſollen, als wir können. Es iſt ſo ſchön!"

Er ging raſch von dannen und ließ ſie allein mit Thomas a Kempis und ihren Gedanken.

Bei aller Intimität, die ſich ſo überraſchend ſchnell zwiſchen ihnen ausgebildet hatte, bei aller Freundſchaft und Theilnahme, die er ihr bei jeder Gelegenheit zeigte, hatte er ihr doch noch nie ſo, mit ſolchem Ausdrucke geſprochen. Die Wirkung war um ſo größer, und das Buch, das ſie mit dieſen Worten erhielt, wurde ihr deſto theurer. Sie behielt es in der Hand und drückte es manchmal unwillkürlich, während ſie an den Marquis dachte.

Clariſſe war bald vierundzwanzig Jahre alt; ſie wußte ſich von ihren Gefühlen Rechenſchaft zu geben, ſie wußte, daß ſie den Marquis liebte. Hätte ſie es nicht an ſo vielen andern Anzeichen erkannt, die ſich bei ihr eben ſo einſtellten, wie bei einem ſechzehnjährigen Mädchen, ſie hätte es daran erkennen müſſen, daß dieſer Mann eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie ausübte, daß er ſie, die ſich von jeher ihrer eigenen Willenskraft ſtolz bewußt geweſen, modeln konnte wie er wollte, daß er ſie, ihrer eigenen, bisherigen Perſönlichkeit vollkommen entäußerte und ſie,

ſie wußte nicht wie, ganz anders zu denken und zu fühlen lehrte, als ſie bisher gedacht und gefühlt hatte. In ihren kühlſten Stunden, wenn ſie ſich mit Ruhe über ſich aufzuklären ſuchte, kam ſie ſich im beſten Falle wie eine Spieluhr vor, in die er nach Belieben eine neue Walze einlegte, um ſie nach Wunſche dieſe oder jene Weiſe ſpielen zu laſſen. Und ſie empfand dieſe Entäußerung ihrer ſelbſt, dieſe geiſtige Sklaverei mit einer Art von Freude, und im Namen deſſen, den ſie liebte, triumphirte ſie über ſich ſelbſt.

Ob der Marquis ſie wieder liebte? Die Schweſter, die ihn beobachtete, und der Clariſſens Gefühl kein Geheimniß war, hoffte es. Aber wie offen auch der Fremde in ſeinem Benehmen war, wie ſehr auch jedes ſeiner Worte ein treuer Spiegel eines ganzen Charakters ſchien, war und blieb er dem kleinen Kreiſe doch ein Geheimniß. Er ſprach viel über ſeine Verhältniſſe, er erzählte vielfache Erlebniſſe, aber trotz der Aufmerkſamkeit, mit welcher Frauen Unbekannten zuhören, um dann mit großer Kunſt aus Bruchſtücken ſich ſelbſt eine Lebensgeſchichte zuſammenzuſetzen, war es den beiden Schweſtern doch nicht gelungen, ſich von der Stellung und der eigentlichen Lebensweiſe ihres neuen Freundes ein klares Bild zu machen. Selbſt wenn ſich Eliſe aus ſchweſterlicher Liebe zu einer Unzartheit aufraffte, um ihn gradezu nach Dieſem oder Jenem zu fragen, was in ſeiner Lebensgeſchichte eine Lücke ausfüllen ſollte, bekam ſie eine beſtimmte Antwort, die zu größerer Erkenntniß nichts beitrug, manchmal ſelbſt ein ganzes Gebäude von Vermuthungen und Zuſammenſtellungen über den Haufen warf. Eine Erzählung warf manchmal ein aufklärendes Licht über einen ganzen Lebensabſchnitt des Marquis, aber bald folgte eine andere Erzählung, oft nur eine kleine Bemerkung, die wieder einen verhüllenden Schatten über denſelben Abſchnitt warf, ohne daß ſich der Marquis im Geringſten widerſprochen hätte. So viel ſchien gewiß, daß er nicht zwecklos und als bloßer Vergnügling reiste. Daß er Verbindungen in allen Ländern, ja in allen Welttheilen hatte, daß er täglich

Briefe aus allen Weltgegenden erhielt, wußte man, und das Alles trug nicht dazu bei, ihn in der Meinung seiner neuen Freunde herabzudrücken. Das Geheimnißvolle, das ihn umgab, und in das er sich manchmal mit offener Absicht hüllte, wenn er plötzlich in gewissen Punkten seine Mittheilungen abbrach oder mit einem Seufzer schloß, wo man keine Ursache zur Trauer erkannte — das Geheimnißvolle war für die Damen ein Reiz mehr, eben so die Ueberzeugung, daß er in irgend welchen ausnahmsweisen Verhältnissen lebe. Letzteres gab er, auf eine jener unzarten schwesterlichen Fragen, selbst zu. Noch ein anderer Umstand, um den es Elisen mit Rücksicht auf ihre liebende Schwester besonders zu thun war, wurde aufgeklärt; der Marquis war nicht verheirathet.

Elise hoffte für ihre Schwester.

Diese Hoffnung verlor plötzlich an Kraft, als der Marquis de Beaupré, nachdem man bereits seit mehreren Tagen eine sanfte Traurigkeit an ihm bemerkt hatte, erklärte, daß ihn Beruf und Pflichten von dannen riefen und als er unmittelbar an diese Erklärung sein Lebewohl anknüpfte.

Man war wie von einem Donnerschlage betäubt. Der Marquis war abgereist, bevor man zur Besinnung kam. Man erinnerte sich dann, daß er feste Zuversicht baldigen Wiedersehens ausgesprochen. Aber er war fort; was sein Leben und seine Verhältnisse betraf, beinahe so unbekannt, als da er gekommen war, dem Ehepaar zum Bedürfniß geworden und von Clarissen mit ganzer Seele geliebt. Sie erwachten Alle wie aus einem schönen Traume. Clarisse bestrebte sich, weiter zu träumen, indem sie sich in ihr Zimmer schloß, und jedes seiner Worte und Alles, was sie mit ihm erlebt, neu heraufbeschwor in Geist und Herzen, und indem sie Alles wieder las, was sie mit ihm gelesen, und zwar mit noch größerer Innigkeit, mit mehr Hingebung, und im Ganzen mit mehr Liebe als Urtheil. Außerhalb dieser Stube war es öde; in der Wohnung sowohl, wie im Städtchen.

* *
*

Er war fort und kehrte nicht wieder. Kein Brief ſagte, wohin er den flüchtigen Schritt gewendet. Man klagte ihn darum nicht an; man wußte, er war nicht der Mann, um, ohne gewichtige Urſache, gegen die Sitte zu verſtoßen. Dieſe Urſache hing vielleicht mit ſeinem Schickſale zuſammen, das man nicht kannte, und das man als ein zwingendes, trauriges vorausſetzte. Wie eine Erſcheinung war er gekommen und gegangen; wie vom Himmel gefallen und wieder wie durch eine höhere Macht entrückt. Herr und Frau Neuberg gewöhnten ſich ſchwer wieder an das einſame Leben, das durch ſeine Gegenwart ſo bereichert geweſen, und mußten ſich bezwingen, um in das alte Geleiſe von Familienpflichten und Beruf zurückzukehren und mit der ehemaligen Gleichförmigkeit ſich zu begnügen. Es war, als läge ein Jahrhundert zwiſchen dem erſten Beſuche des Marquis und jetzt; man fühlte, was Geſellſchaft geben könne, und die Geſellſchaft, die blieb, war ſo ärmlich, ſo unfruchtbar.

Clariſſe war die Erſte, die ſich in die Stille ergab. Sie ſagte ſich, ſie habe das Beſte erlebt, alles Folgende ſei nur Ballaſt des Lebens; ſie ſei geboren worden, um dieſe letzten Wochen zu erleben. Nur wenige vom Glücke ſo begünſtigte Menſchen gebe es, deren ganzes Daſein ſich aus bedeutenden Epochen, aus Höhepunkten, zuſammenſetze; glücklich, wer auch nur eine ſolche Erfahrung gemacht, die ihm den Glauben an das Schöne befeſtige; er hat daran einen Vorrath, davon er zehren könne bis an ſein Ende.

Was folgen ſollte und alle äußerlichen Verhältniſſe des Lebens waren ihr im höchſten Grade gleichgültig. Vielleicht hatte an dieſer Ergebung, an dieſer merkwürdigen Beruhigung ſchon ihr Thomas a Kempis Theil, das geliebte Buch, das ſie aus ſeiner Hand empfangen, und das er nie zurückverlangt hatte. Es war das einzige Andenken, das ſie von ihm erhielt; es erinnerte ſie täglich an ihn.

Der Herbſt kam heran; gleichgültig ging ſie durch die fallenden Blätter des Gartens, ungewiß, ob ſie abreiſen werde oder nicht.

In England war eine Stelle für sie bereit, aber die Anverwandten drangen in sie, noch den Winter mit ihnen zu verbringen. Sie konnte sich nicht entschließen und ließ die Dinge gehen, abwartend, ob etwas eintrete, was sie zum Gehen oder Bleiben bestimme. Hier sprach man jeden Tag vom Marquis Beaupré, das war Grund genug, die Abreise nicht zu beschleunigen und nicht unter Menschen zu eilen, die nichts von ihm wußten. Man trennt sich so oft kleiner, äußerer Ursachen wegen, warum soll man nicht da bleiben, wo das Gemüth, wenn auch nur kleiner Wohlthaten wegen, gern verweilt? So rückte der Winter heran und Elise hoffte schon, die Schwester bis zum Frühling erobert zu haben.

Schon lag tiefer Schnee und nun war es ausgemacht, daß Clarisse ihre neue Laufbahn erst im April oder Mai antreten solle; und ihr lächelte der Gedanke, den Winter allein mit den nächsten Verwandten und einsam in ihrer warmen Stube, ohne Bälle, ohne Soirée, ohne Toilette zuzubringen, sich ganz einzuspinnen in die Gedanken, die sie fortwährend beschäftigten.

Aber ihr Schicksal hatte anders über sie verfügt.

Die erste Hälfte des Winters war bereits vorbeigezogen, als eines Tages ein von vier Pferden gezogener Schlitten pfeilschnell über die schimmernde Fläche herbeiflog und vor dem Pfarrhause hielt. Es war Fürstin Malwine, die nur ein Kammerdiener begleitete. Noch bevor man aus dem Fenster sehen konnte, sprang sie aus den umhüllenden Pelzen, eilte die Treppen des ihr wohlbekannten Hauses hinauf und in die Wohnstube. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung empfing sie; trotz Allem, was vorgefallen, war es doch ein Schrei freudiger Ueberraschung. Man konnte diese anmuthige Gestalt, dieses schöne Gesicht, diesen sanften Ausdruck der Züge nicht ohne Freude wiedersehen. Clarisse lag in ihren Armen, die sie aufs Zärtlichste umschlangen, und hatte Mühe, Thränen der Rührung und der Freude zurückzuhalten. Die Fürstin herzte und liebkoste sie, ohne ein Wörtchen des Vorwurfs auszusprechen, und nachdem sie auch Elisen um-

armt und dem Doktor die Hand gedrückt, warf sie den Mantel ab und setzte sich „in ihre Sophaecke," in der sie sich, wie sie versicherte, so heimisch und wohl fühlte, wie an wenigen Punkten der Welt.

Sie plauderte und erzählte mit der größten Unbefangenheit und war so heiter und klar, wie man sie seit ihrem Uebertritte nicht gesehen hatte. Dr. Neuberg konnte nicht umhin, diese Bemerkung gegen seine Frau auszudrücken, als sie hinausgegangen, um dem hohen durchfrorenen Gaste eine erwärmende Weinsuppe zu bereiten und er ihr gefolgt war.

„Der erste Sturm des Fanatismus scheint vorüber zu sein," sagte er; „jetzt wäre sie vielleicht minder gefährlich. Vielleicht fühlt sie das selbst, vielleicht schämt sie sich ihres früheren Gebahrens gegen Clarisse und kommt, um sie die Veränderung sehen zu lassen, die mit ihr stattgefunden."

Trotz dieser Veränderung, die er selbst bemerkte, lispelte er Clarissen, als sich diese mit der Fürstin auf ihr Zimmer begab, mit Nachdruck ins Ohr: „Widerstand, Clarisse, Muth! Laß dich nicht wieder entführen."

Clarisse nickte mit den Augen, als ob sie die Versicherung geben wollte, daß sie ganz seiner Meinung, und zum äußersten Widerstande entschlossen sei.

Mit Clarissen allein wiederholte die Fürstin ihre früheren Liebkosungen, um dann, eben so unbefangen wie vorher und ohne auf frühere Vorgänge zurückzukommen, ihre Plauderei aus der Wohnstube fortzusetzen. Sie erzählte vom Hofe und von den großen Veränderungen, die in den letzten Wochen daselbst vorgegangen. Man lebe nicht mehr so einförmig und traurig vor sich hin, einen Tag wie den andern; im Gegentheil, nicht ein Tag gleiche dem folgenden oder dem vorhergehenden; jeder bringe was Neues, Anregendes, Geistreiches oder Schönes. Selbst die Dummen seien klug geworden und das Alles danke man Einem Manne, freilich einem Manne, der über alle Männer in jeder Beziehung hervorrage.

„Aber du kennſt ihn ja," rief die Fürſtin, ſich beſinnend; „wie oft hat er mir mit der größten Liebe, oder wenn du willſt, mit der größten Freundſchaft von dir geſprochen: in der That, mit der tiefſten Innigkeit, mit der freudigſten Anerkennung deiner Vorzüge hat er von dir geſprochen und herzlich bedauert, erſt nach deinem Abzuge an den Hof gekommen zu ſein. Er hielt ſich eine Zeit lang hier im Städtchen bei euch auf — du erinnerſt dich —"

„Wer iſt es?" fragte Clariſſe mit hochklopfendem Herzen.

„Marquis de Beaupré," erwiderte die Fürſtin aufs Unbefangenſte.

„Der Marquis!" rief Clariſſe und ergriff die Hand der fürſtlichen Freundin, der ſie aus alter Zeit Alles anzuvertrauen gewohnt war. Aber ſie faßte ſich wieder und fragte weiter:

„Wie kommt der Marquis an den Hof?"

„Er hatte irgend ein kleines Geſchäft, etwas Politiſches — du weißt, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Aber er wurde mir vorgeſtellt — auch war er mir empfohlen — er gefiel mir ſogleich, ich erkannte im erſten Augenblicke, wie ſehr er ſich vor allen Männern auszeichnet — nun das war nicht ſchwer — ich bewog ihn zu bleiben — er iſt jetzt mein Sekretär, mein Vorleſer und Bibliothekar und des ganzen Hofes belebende Seele."

Clariſſe hatte Mühe, ſich zu bezwingen. Am Liebſten wäre ſie der Fürſtin zu Füßen gefallen und hätte die alte Freundin angefleht, ſie wieder mit fort zu nehmen, ſie ihrem Glücke entgegenzuführen. Aber ein gewiſſes Etwas hielt ſie zurück. Es war ihr, ſie wußte nicht warum, als ob Malwine nicht ganz aufrichtig wäre, als ob ſie noch gewiſſe Gedanken im Hintergrunde ihres Herzens verborgen hielte. Vielleicht war es nur der Gedanke, ſie wieder an den Hof zu entführen. Aber faſt zitterte Clariſſe ſchon, daß dieß nicht der Fall ſein könnte, daß die Fürſtin den Abſagebrief, den ſie ihr geſchrieben und in dem ſie den feſten Entſchluß, nie mehr zurückzukehren, ausſprach, zu lebendig im Gedächtniß hatte. Ach, dieſer Entſchluß war in ſo

kräftigen Worten, so entschieden ausgesprochen, daß die Fürstin bei aller Freundschaft, aller Selbstverläugnung, nur bei einigem Stolze nicht mehr daran denken konnte, an Clarissen noch ein auf diesen Gegenstand bezügliches Wort zu richten. In der That ging Malwine mit ihren Gesprächen auf andere Personen und Dinge über und Clarisse bemerkte mit Trauer, daß sie nichts zu hoffen hatte. Während die Fürstin plauderte, überdachte sie, ob sie sich ihr nicht selbst anbieten solle? Wie sie jetzt war, ruhig, heiter und offenbar von aller Bekehrungswuth fern, war es ihr Clarisse beinahe schuldig, sie werkthätig um Verzeihung zu bitten, indem sie ihr den Wunsch, wieder in ihrer Gesellschaft zu leben, ausdrückte. So schien es ihr, aber sie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen und ängstlich folgte sie den Wendungen des Gesprächs, ob sie nicht zu ihr, zum Marquis, zu ihrer Rückkehr an den Hof zurückführten.

Die Stube war schon in Zwielicht getaucht; die Fürstin rückte Clarissen näher und schlang den Arm um ihren Hals.

„Clarisse," sagte sie halblaut.

„Durchlaucht?" fragte Clarisse mit zitternder Stimme.

Willst du mich so sehr demüthigen? Soll ich dich wieder anflehen? Ahnst du nicht, warum ich gekommen bin?"

Clarisse athmete tief auf, sie fühlte sich erlöst; sie faßte die Hand der Fürstin.

„Halt," rief diese, „sage nichts; versprich nichts und verweigere nichts, bevor ich noch etwas gesagt habe. Clarisse, du hattest Recht; ich habe dich gequält, unbarmherzig, unverzeihlich — ich sehe es ein — ich lebte damals im Fieber. Das ist vorbei, glaube mir; ich schäme mich meines damaligen Zustandes. Seit der Marquis da ist, sehe ich Alles anders, bin ich ganz verändert."

Sie schwieg, Clarisse drückte ihr unwillkürlich die Hand. Jetzt glaubte und vertraute sie ihr mit ganzer Seele. Das letzte Wort war überzeugend; sie wußte es ja, wie er den Menschen aus dem Grunde verändern könne, wie man durch ihn lerne,

Alles anders anzuſehen. Schon war ſie bereit, die Fürſtin zu bitten, ſie wieder mitzunehmen, als ihr dieſe ins Wort fiel: „Sage nichts! Höre noch, was ich dir verſpreche. Nie mehr will ich dir ein Wort von Religion ſprechen, ich ſchwöre es dir — höre — auf was ſoll ich dir es ſchwören? — Welches Buch iſt das, das hier liegt? Siehe da, es iſt die Nachfolge Chriſti — du lieſt Thomas a Kempis? — das hat ein guter Geiſt hierhergelegt, es iſt mein Buch, ich leſe es des Abends und des Morgens — ſieh, ich lege die Finger auf den geheiligten Namen und ſchwöre dir, bei meiner Seele Heil, ich quäle dich nicht mehr mit Religion, ich ſpreche dir nicht mehr von Religion, ich ſuche dich nicht mehr zu bekehren — komm wieder zu mir, Clariſſe!"

Clariſſe lag an ihrem Hals und weinte.

Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie aus dem dunklen Zimmer in die hellerleuchtete Wohnſtube traten. Die Fürſtin befahl dem wartenden Kammerdiener, den Schlitten ſogleich vorfahren zu laſſen, und Clariſſe erklärte, daß ſie mit der Fürſtin abreiſen werde. Herr und Frau Neuberg machten erſtaunte Augen, aber Clariſſe flüſterte der Schweſter ins Ohr: „Der Marquis iſt am Hofe," und Eliſe benutzte die erſte Gelegenheit, dieſe Neuigkeit ihrem Manne zuzuraunen. Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn der Schlitten fuhr vor und die Fürſtin begann Abſchied zu nehmen. Der Kammerdiener brachte zwei Pelze ins Zimmer. „Dieſer," ſagte die Fürſtin, auf den einen deutend, iſt für dich, Clariſſe; ich habe ihn für dich mitgebracht!" Clariſſe hüllte ſich drein, umarmte Schwager und Schweſter und eilte ſtrahlenden Geſichtes die Treppe hinab. Der Schlitten ſetzte ſich in Bewegung, die Schellen erklangen und die Fürſtin mit ihrer Hofdame fuhren in die ſchimmernde Nacht hinaus.

„Wenn der Marquis bei Hofe iſt," ſagte Dr. Neuberg, „läßt ſich gegen die Sache nichts ſagen; er wird ſie zu beſchützen und die Fürſtin im Zaume zu halten wiſſen, abgeſehen davon, daß er gewiß ſchon den ganzen Hof ſammt der Fürſtin reformirt hat.

Siehst du, Eliſe," fügte er ſelbſtgefällig hinzu, „wie ich recht hatte, wie ich es gleich bemerkte, daß mit Ihrer Durchlaucht eine Veränderung, eine radikale Veränderung vor ſich gegangen?! Es iſt eine ganz andere Perſon. Das hat gewiß der Marquis zu Wege gebracht. — Und," fuhr er nach einiger Zeit im Gefühle, das Haupt der Familie zu ſein, fort, „und für Clariſſe kann unter ſo bewandten Umſtänden die Rückkehr zu Hofe zu ihrem Glücke ausſchlagen. Der Marquis iſt ihr gewogen; ſie iſt es werth, die Frau eines ſolchen Mannes zu werden. Weißt du, Eliſe," rief er plötzlich, als ob ihm ein einleuchtender Gedanke einfiele, „es wäre nicht unmöglich, daß der Marquis ſelbſt die Fürſtin zu dieſer Reiſe und zu dem Verſuche, unſere Clariſſe wiederzugewinnen, bewogen und aufgemuntert hätte. Ich möchte wetten, daß dem ſo iſt. Aber ſei es wie immer, glückliche Reiſe unſerer guten Clariſſe. Vergiß nicht, ihr morgen ihre Koffer nachzuſchicken."

* * *

Clariſſe fand den Hof in der That, wie es die Fürſtin geſagt hatte, in einem erſtaunlichen Grade verändert. Fürſt Amadeus, beinahe ganz in Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit verſunken, hatte ſich mit einer kleinen Zahl von Dienern auf ein einſames Jagdhaus zurückgezogen, das er nur äußerſt ſelten verließ. Die Fürſtin bewohnte jetzt das ganze Schloß; Gemächer und Säle, die man ſeit Jahren nicht betreten hatte, waren geöffnet und zum Empfang eingerichtet; des Abends glänzte die ganze Fronte in herrlichſter Beleuchtung. Beinahe jeden Abend war Theater und Konzert oder wenigſtens Tanz. Das Erſtaunlichſte war, daß ſich ſo viele unvermuthete und brauchbare Talente am Hofe und in der Stadt gefunden hatten, die ſo verſchiedenartige Rollen zu übernehmen fähig waren und die zu all den Beluſtigungen das Ihrige beitragen konnten. Das Alles dankte man dem Kennerauge des Marquis, der jedes Talent hervorzuſuchen, jede Begabung auszubilden, Jedem Bewußtſein und Muth zu geben,

und vor Allem auf seinen Platz zu stellen wußte. Der Marquis war es auch, der den männlichen mit dem weiblichen Hofe zu verschmelzen verstand; auch unter diesen von den Damen verschmähten Herren fand er eine gute Zahl heraus, die sich bald in die Bestrebungen, in den Geist und Ton der Damen zu fügen wußten.

Die asketisch düstere Atmosphäre von ehemals war verschwunden; Lust und Heiterkeit, fröhliche Weltlichkeit herrschte überall. Die Fürstin ergab sich ihren Religionsübungen nach wie vor mit strengster Gewissenhaftigkeit; sie schloß sich ganze Stunden des Morgens und des Abends in ihre Kapelle, sie machte im schlechtesten Wetter ihre Wallfahrten nach der andern Kapelle im entferntesten Theile des weiten Parkes; aber im Umgange fühlte man nichts mehr von ihrem ehemaligen Eifer. Sie ergab sich mit ihrer ganzen Umgebung dem eben so heitern als mit Geschmack und Kunst eingerichteten Leben, das jetzt Ton und Mode geworden, ohne sich, wenigstens so viel man merken konnte, über ihre Weltlichkeit Gewissensskrupel zu machen.

Den Marquis de Beaupré sah Clarisse gleich am Tage nach ihrer Ankunft. Sie begegnete ihm im Korridor vor den Gemächern der Fürstin, die eben ihre Andachtsübungen vollendet hatte. Er kam aus diesen Gemächern. Er küßte Clarisse die Hand, drückte sie und schwieg. Er war offenbar sehr bewegt. Erst nach Minuten fragte er nach dem Befinden des Dr. Neuberg, seiner Frau und Kinder. Dann seufzte er.

„Ich habe Ihnen nicht geschrieben," sagte er endlich, „das scheint undankbar, ungezogen, nachdem ich so viel Gutes und Liebes von Ihnen Allen erfahren, nachdem — aber Sie haben mich gewiß entschuldigt — nicht wahr, Clarisse, Sie haben mich entschuldigt? Sie haben sich gesagt, daß ich wohl gewichtige Ursachen hatte —"

Er seufzte wieder. Clarisse beruhigte ihn.

„Eines Tages," fuhr der Marquis fort, „werden Sie es vielleicht errathen, warum ich geschwiegen habe — warum ich

gerade Ihnen nicht geſchrieben habe — ich bin nicht immer mein eigener Herr."

Es kamen Leute herbei, er drückte ihr die Hand, lispelte „auf Wiederſehen" und ging.

Wie ſehr ſie Worte und Ausdruck des Marquis betrübten, freute es ſie doch, daß ſie ihm gleich beim erſten Gange aus ihrem Zimmer begegnet war. Es war ihr das wie eine gute Vorbedeutung und ein Anzeichen, daß ſie ihn hier oft wiederſehen, daß ſie immer in ſeiner Geſellſchaft ſein werde. Aber dieſes Anzeichen täuſchte. Tage vergingen, ohne daß ſie ihn allein hätte ſprechen können. Sie ſah ihn zwar jeglichen Tag und oft durch viele Stunden bei der Fürſtin, wo er vorlas oder die Zeit mit Geſpräch verbrachte, Abends im Salon, im Theater; aber zu einem Zwiegeſpräche zwiſchen vier Augen kam es nie. Es war jetzt ein ſo lebhaftes Treiben bei Hofe, daß an eine einſame Stunde nicht zu denken war; der Marquis war vorzugsweiſe umgeben und, da er Alles leitete, fortwährend beſchäftigt. Die Fürſtin war die Einzige, die ſich ſeines Umganges auch in der Einſamkeit erfreuen konnte, denn das hatte Clariſſe bald bemerkt, daß er auch die Stunden, in denen ſie ſich zurückgezogen hielt, alſo ihre Andachtsſtunden, in ihren Gemächern verbrachte. Dieſem Umſtande vorzugsweiſe ſchrieb es Clariſſe zu, daß die Fürſtin milder und toleranter, daß ihr Glaube menſchlicher und weniger düſter geworden war; und im Namen der Freundin war ſie dem Marquis dankbar, daß er ſeinen Einfluß auch in dieſen Stunden übte. Indeſſen ſehnte ſie ſich oft nach jenen intimen Zeiten im Pfarrhauſe zurück und dieſe Sehnſucht, verbunden mit der Erinnerung an die erſten Worte, die der Marquis beim Wiederſehen zu ihr geſprochen und mit der Enttäuſchung, die ſie hier erlebte, indem ſie kein einziges Wort mit ihm tauſchen konnte, verſenkte ſie ſich in eine Melancholie, die ihr oft unverſehens die Thränen in die Augen trieb und ihre Stimme zittern machte, ſelbſt wenn ſie das Gleichgültigſte ſprach. Dazu kam noch die Bemerkung, daß der Marquis ernſter, ja in

einem gewiſſen Sinne feierlich und traurig geworden war. Er leitete wohl alle Beluſtigungen, er war die Seele aller Freuden — aber er veranſtaltete Alles für Andere, er ſelbſt nahm wenig Theil und mitten unter Tanzenden und Scherzenden war er gemeſſen, manchmal bis zur Unnahbarkeit würdevoll. Das befeſtigte Clariſſe nur noch in dem Gedanken, daß er nicht glücklich war, und manchmal brachte ſie ſein Unglück mit ſich ſelbſt in Verbindung. Wie viel trachtete und dichtete ſie, um ſich eine Geſchichte des Marquis zuſammenzuſetzen, um ſich dieſes Räthſel zu enträthſeln.

Erſt nach mehreren Wochen gelang es ihren fortwährenden Beobachtungen, ein Mittel zu finden, wenn auch nicht mit dem Marquis, doch wenigſtens mit dem Marquis und der Fürſtin öfter allein zu ſein. Sie bemerkte, daß dieſe ſich auf ihren Wallfahrten nach der entfernten Kapelle nur vom Marquis begleiten ließ; ſie bat die Freundin, doch auch ſie mitzunehmen.

„Eine Ketzerin auf eine Wallfahrt!“ lächelte die Fürſtin, „wie haſt du dich geändert, Clariſſe! vor einigen Monaten hätte ich dir das nicht zumuthen dürfen, heute bitteſt du mich darum. Ich nehme dich gern mit.“

Die Kapelle lag im entfernteſten Winkel des Parkes, mehr als eine halbe Stunde weit vom Schloß. Der Park, obwohl geradlinig, im franzöſiſchen Geſchmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, war von der vorigen Fürſtin in engliſcher Weiſe, ſo viel als möglich, umgeſtaltet worden. Zu dieſem Behufe ließ man die geradgeſchnittenen, alten Bäume frei und wild ausſchlagen und hier und da Geſtrüpp und Geſträuch aufkommen, um die ſteifen Linien zu verdecken oder zu unterbrechen. Der Park glich jetzt mehr einem Walde. An der einen Seite war der Wald plötzlich von einer künſtlichen, aber hohen Felswand abgeſchnitten, welche Epheu und allerlei Schlingpflanzen bedeckten, die auch da und dort eine junge Tanne trug, die ſich nur mit Mühe an die Felsblöcke anklammerte. Man konnte mit Hülfe eines ſchmalen Pfades, der ſich hinauf ſchlängelte, über die Fels-

wand, oder vermittelſt eines langen, dunklen und feuchten Ganges auf ebenem Boden mitten hindurch gelangen. Jenſeits der Felswand befand man ſich in einer neuen Welt, in einer wahrhaften Wüſte. Auf einer öden und dürren Thalſohle lagen Felsblöcke zerſtreut, einzeln oder übereinander gethürmt, als ob hier in Folge einer Umwälzung ein Granitberg zertrümmert worden wäre. Von einer Felswand rechts floß ein dünner Waſſerfaden herab, deſſen ärmliche Gewäſſer ſich in einer Art von Weiher oder See ſammelten, um daſelbſt zu verſumpfen. Der Weiher lag hart am Ausgange der Felſengallerie, durch die man in dieſe troſtloſe Welt gelangte, und war da von einigen rohbehauenen Bäumen überbrückt. Dieſelbe Felswand, die dem Parke eine grüne Seite zeigte, war der Wüſte zu kahl und unwirthbar; ſo waren auch die andern Felswände, welche dieſes ganze Thal in verſchiedenen Windungen umgaben. Nur im äußerſten Hintergrunde, zu dem man auf Umwegen, über Blöcke auf- und niederſteigend, durch enge Felſengänge und über allerlei Steintrümmer gelangte, öffnete ſich auf einiger Höhe eine Bucht, die von Kiefern und anderem Nadelholze angefüllt war. Dort, von den Bäumen halb bedeckt, ſtand von jeher die Eremitage, die in keiner Anlage des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, und neben der Eremitage ſtand jetzt eine kleine, aus Baumſtämmen, die noch die Rinde trugen, gezimmerte Kapelle. Die Eremitage hieß jetzt die Klauſe, und die Wüſte, welche man früher nur „le désert“ genannt hatte, nannte jetzt die Fürſtin ihre Thebaide.

Die Klauſe oder Einſiedelei, die unter den frühern Regierungen nur zu nächtlichen Feſten und ſtillen Soupers gedient hatte, war jetzt bewohnt; ſie hatte ihren Einſiedler. Malwine hatte ſich an den Pater Guardian eines Kapuzinerkloſters im nächſten katholiſchen Lande gewandt, und dieſer ſchickte ihr den guten Bruder Adam, der in die Eremitage geſetzt wurde, wo man ihm vom Schloſſe aus mit allem Nothwendigen verſorgte. Seine Pflicht war, in der neugebauten Kapelle die Meſſe zu leſen und das Glöcklein zu läuten, deſſen Schall ſich bis in die

Zimmer des Schloſſes hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürſtin beinahe jeden Morgen, oft auch des Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es ſtürmte und die Elemente den frommen Gang genug erſchwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um ſich der Unbill des Wetters auszuſetzen, an manchen Tagen unternahm ſie dieſen Gang mit nackten Füßen; dann wählte ſie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf dieſem Wege war es jetzt Clariſſe, wie ſchon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürſtin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als ſie mit dieſen beiden geliebten Perſonen das erſte Mal vor der Kapelle ankam, dieſe eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und ſie draußen allein ſtehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre ſie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt, und wie ſie die öde Welt vor ihr betrachtete, als ſtände ſie in der That allein, verlaſſen in einer gränzenloſen Wüſte. Unwillkürlich ſah ſie ſich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein ſchmales Fenſter in das Innere der Kapelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verſchiedenſten gedämpften Farben, wie ſie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenſter in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der Mönch ſtand am Altar und las eine ſtille Meſſe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürſtin; Beide hielten das Geſicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten ſie neben einander, Beide in denſelben Gedanken verſenkt, darum ſo innig vereinigt. Sie waren in ſo tiefen Frieden getaucht; die Atmoſphäre der Kapelle ſchien ſie ſo warm zu umhüllen. Und ſie ſtand draußen, fröſtelnd, allein, verlaſſen in der Wüſte, wie ausgeſtoßen, getrennt von ihren geliebteſten Menſchen. Nur ein leiſes, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff ſie mit Macht. Sie war wie berauſcht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das ſie von den Scheiben trennte; da bemerkte ſie an einem andern

Fenſter in der Kapelle, daß die Scheiben, die von außen ſo unförmlich bemalt ausſahen, nach innen himmliſche Geſichter, verklärte Geſtalten in glühenden rothen und in ſanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Kapelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italieniſcher Meiſter geſchmückt und in Niſchen ſtanden kleine weiße Marmorſtatuen, die geiſterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clariſſens Seele den Eindruck gemacht, wie dieſe kleine Kapelle. Es ſchien ihr, als würde es ſie beglücken, als müßte ſich all' dieſe Unruhe, die ſeit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn ſie drinnen mit den Beiden zuſammen beten könnte. Wie oft hatte ſie in früherer Zeit von dem Glücke ſprechen hören, mit geliebten Perſonen „zum Tiſche des Herrn" gehen zu dürfen; ſie begriff Menſchen, die ſo ſprachen, nur halb; jetzt glaubte ſie ſie ganz zu verſtehen, eben ſo das Glück des Glaubens, das ihr ſo oft die Fürſtin und Andere geprieſen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was ſie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieſer Kapelle war er heimiſch, dieſer Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geiſt des Chriſtenthums," Alles, was ſie mit dem Marquis geleſen, was er zu ihr geſagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob ſie es jetzt wieder von ſeiner lebendigen Zunge hörte. Wie ſehr mußte ſie bis jetzt Welt und Menſchen mißverſtanden haben! Dieſer Marquis, dieſer gebildetſte aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarſten Geiſt hielt, dieſer ſelbe Marquis betete drinnen ſo inbrünſtig, ſo fromm! Dieſe Frömmigkeit muß alſo mit klarſter Einſicht, mit hoher Bildung und Edelſinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenſchaften dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, in Harmonie ſein können. Sie könne nur, dachte ſie, die Möglichkeit dieſer Harmonie nicht faſſen; dazu müſſe ihr Verſtand zu beſchränkt ſein. Sie müſſe an dieſe Möglichkeit *glauben*, und da ihr der Marquis dieſes Beiſpiel gab, müſſe dieſe Harmonie unendlich ſchön, ja ein Ziel ſein, das man aufs Innigſte wünſchen müſſe. So dachte

ſie und erſchrak vor dieſen Gedanken und verſtand ſich ſelbſt nicht mehr.

Die Freunde traten endlich aus der Kapelle. Noch lag ein Ausdruck der innern Sammlung auf ihren Zügen; ihre ganze Erſcheinung war noch wie in einen Schleier der Andacht gehüllt. Clariſſe trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie nicht zu ſtören und ſie gingen, wohl lächelnd, aber ſchweigend an ihr vorüber. Schweigend gingen ſie weiter und ſchweigend folgte ſie ihnen. Endlich ſah ſich die Fürſtin nach ihr um und unterdrückte einen Seufzer. Clariſſe ſchlug die Augen nieder. Ein Gefühl der Scham überkam ſie; ſie erſchien ſich ſo arm, ſo öde neben dieſen beiden Pilgern.

Erſt im Gewühl der Hofleute fiel die ganze Stimmung wie ein Traum von ihr; ſie ſagte ſich mit Ruhe, daß die Stunde an der Kapelle einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht und daß ſie die Fürſtin nicht wieder begleiten wolle. Aber am nächſten Tage ſchloß ſie ſich ihr doch wieder an. Es lag eine ſo tiefe Luſt in dem Gefühle, das ſie vor der Thür der Kapelle empfunden hatte, und ſie empfand es wohl, eine ſolche Gefahr, daß es ſie mit jenem der Gefahr eigenen Magnetismus dahinzog. So auch den dritten und alle folgenden Tage, bis es ſich von ſelbſt verſtand und es wie zu ihrem Amte gehörte, daß ſie die Fürſtin auf dieſem Gange begleitete.

Was ſie von dieſen Gängen gehofft hatte, eine neue Annäherung des Marquis, hatte ſich freilich nicht erfüllt, aber ſie war ihm doch nahe in den Stunden, die ihm offenbar von Bedeutung waren. Aber vor der Thür der Kapelle fühlte ſie es ſo klar, wie ſehr ſie von ihm getrennt war, und die menſchliche Seele ſucht dieſe Momente mit beſonderer Vorliebe auf, die ihr Unglück ihr in ganzer Tiefe vergegenwärtigen. Und je ſchweigſamer, je zurückhaltender ſich der Marquis gegen ſie benahm, deſto lieber wurden ihr die Stunden, in denen ſie ſich, wie bei jener erſten Wallfahrt, ſagen konnte, daß ſie einſam war, verlaſſen, allein.

Dieſes Gefühl wurde noch dadurch erhöht, daß die Fürſtin, ihrem Verſprechen gemäß, ihr nicht mehr von Religion ſprach. Wie gern hätte ihr Clariſſe einmal geſagt, wie ſehr ſich ihre Anſichten geändert und was ſie empfinde, wenn ſie ſie und den Marquis am Altare ſehe. Daß der Marquis, den ſie jetzt als gläubig und fromm kannte, ihr nicht einmal wie einſt im Pfarrhauſe von religiöſen Dingen ſprach, ſchien ihr eine abſichtliche Ausſchließung; daß es nicht Kälte oder Gleichgültigkeit war, das ſagte ihr die tiefe Traurigkeit, mit der er manchmal ein Wort mit ihr wechſelte und die ihn plötzlich überfiel, ſelbſt bei der heiterſten Stimmung, wenn ſie ihre Rede an ihn richtete.

Mit Neid bemerkte ſie, wie jene beiden Fräulein v. Zellwitz, die Töchter des Beamten, die zur römiſchen Kirche übergetreten waren, weil, wie ihr Vater ſagte, es ſich ſchicke, die Religion der Herrſchaft zu haben; wie jene Fräulein ſich des Umgangs und der Geſellſchaft des Marquis öfter und auf eine innigere Weiſe erfreuten als ſie. Mit ihm und mit der Fürſtin verbrachten ſie ganze Stunden allein, und jeden Abend, ſelbſt in großer Geſellſchaft, bei Konzert und Ball, fanden ſich die Viere zuſammen, abgetrennt vom ganzen Hofe und im vertraulichſten Geſpräche vereinigt. Wie innig, dachte Clariſſe, muß das Band ſein, das ſie an einander ſchließt. Sie bilden eine kleine abgeſchloſſene Gemeinde, und umgeben von Andersgläubigen, gewiſſermaßen ausgeſtoßen, wie warm muß das Gefühl ſein, das in ihrem Kreiſe waltet. Sie erſchienen ihr faſt wie Märtyrer; und bei allem Neide fühlte ſie ſich gerührt und war es ihr, als müßte ſie dieſes Märtyrergefühl mit den Freunden tragen. Daß der Marquis mit ſo unbedeutenden Geſchöpfen, wie die beiden Fräulein v. Zellwitz waren, ſo vertraut werden konnte, war ihr nur ein Beweis mehr, welch ein ſtarkes, über alle andere Rückſichten erhabenes Band jener Glaube, und welch ein mächtiges Annäherungsmittel ihre ausnahmsweiſe Stellung ſein müſſe. Gehörte ſie mit zu dem Kreiſe, wie nahe ſtände ſie dem Marquis, dem ſie ſchon alte Freundſchaft ſo nahe brachte! Aber ſie ſtand

außerhalb dieſes Kreiſes, und da Niemand etwas that, um ſie hineinzuziehen, mußte ſie ſich ſagen, daß ſie von aller Liebe ausgeſchloſſen ſei. Niemand nahm mehr Theil an ihr. Ach, wohin ſind die Zeiten, da ihr Seelenheil der Fürſtin noch ſchlafloſe Nächte verurſachte! Auch äußerlich vereinſamt, wie ſie es innerlich war, irrte ſie oft allein im Parke umher, durch die Wüſte bis zum Einſiedler. Es hatte ſich zwiſchen ihr und dem guten Pater Adam eine Art Freundſchaft gebildet, die ihr in ihrer jetzigen Lage von einigem Werth war. Er empfing ſie immer mit großer Freude, bewirthete ſie in ſeiner Klauſe und nahm die Geſchenke, die ſie ihm brachte, eine Flaſche guten Weins, eine Paſtete und dergleichen immer mit naivem Vergnügen hin. Er nannte dieſe Geſchenke fromme Opfer, oder ſchüchterne Verſuche der Ketzerin, ihre Seele zu retten. Es wäre Clariſſen faſt willkommen geweſen, wenn er an ſolche Worte Geſpräche über Religion oder Bekehrungsverſuche angeknüpft hätte; vielleicht hätte ihr dieſe einfältige Seele etwas geſagt, was ſie überzeugt haben würde, oder wäre ihr dadurch Gelegenheit geboten worden, einen Bekehrer zu widerlegen und ſich in ihrem Widerſtande zu bekräftigen, denn Beides war ihr, je nach ihrer Stimmung, abwechſelndes Bedürfniß. Aber es fiel dem Mönche nicht einen Augenblick ein, ſolche Thema's anzuſchlagen. Er las ſeine Meſſe, er zog ſeine Glocke, er nährte ſich von den Vorräthen, die aus dem Schloſſe geliefert wurden, und damit glaubte er ſeine chriſtlichen Pflichten vollkommen zu erfüllen. Wenn ihn Clariſſe auf religiöſe Geſpräche brachte, begnügte er ſich damit, ſie über den ihm geheimnißvollen proteſtantiſchen Glauben auszufragen. Er war ſehr erſtaunt, als ihn Clariſſe verſicherte, daß auch die Proteſtanten getauft werden, daß ſich überhaupt ſo viel Chriſtliches in dieſem Glauben finde. Er war bisher der Meinung geweſen, daß die Proteſtanten gar nichts glaubten. Allerdings ſchüttelte er den Kopf und ſah Clariſſen mit großen Augen an, wenn ſie ihm ſagte, daß die Proteſtanten von den Heiligen und von der Unfehlbarkeit des Papſtes nichts wiſſen wollen — aber er blieb

bei der Verwunderung ſtehen, ohne ſich weiter über die Urſachen aufklären zu wollen, wie er es überhaupt mehr liebte, ſich zu verwundern, als irgend ein Ding oder einen Gedanken zu beurtheilen oder zu prüfen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchlug er die dicken Hände zuſammen und ſagte ohne alle Aufregung: Es iſt ſonderbar, oder: Das iſt kurios! Nun meinetwegen! Halt es Jeder, wie es ihm Spaß macht! Wenn ſich der Menſch dabei nur wohl befindet! Für die Seele ſorgt die Allerbarmung Gottes.

Dieſe Reden, dieſes Benehmen des Kapuziners verwirrten und beruhigten ſie zugleich. Hatte ſie ſich ehemals vom Katholizismus nicht eben ſo falſche und übertriebene Vorſtellungen gemacht, wie der Pater vom Proteſtantismus? — Und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Naivetät des Mönches!

Das alſo iſt ein Mönch! Ein Mönch! Sie verglich ihn mit der hagern, fanatiſchen, wilden Geſtalt, die in ihrer Phantaſie lebte, die geifernd eifert, die immer bereit iſt, den Holzſtoß zu ſchichten und anzuſtecken und dazu Pſalmen zu ſingen. Sie ſchämte ſich, ſie bat die Fürſtin in ihrem Herzen um Vergebung für all das Unrecht, das ſie ihr und ihrem Glauben gethan, und wünſchte ſehnlichſt, ſie die Aenderung ihrer Anſichten kennen zu laſſen, ihr zu ſagen, daß ſie theilweiſe bekehrt ſei.

Eines Tages freilich machte ſie der Mönch mit einigen Worten ſtutzig. Sie hatte ihm eben wieder „eine Opfergabe" gebracht und ſaß bei ihm, in den wenigen Erbauungsbüchern blätternd, die vor ihr auf dem Tiſche lagen, als er plötzlich an ſie herantrat, die Hand auf ihre Schulter legte und mit halblauter Stimme ſagte: „Mein gutes Fräulein, es wäre freilich ſehr wünſchenswerth, wenn Sie in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückkehren wollten; aber ich weiß nicht, ob Sie es wollen. Wenn Sie es *nicht* wollen, ſo will ich Ihnen nur zugeflüſtert haben, daß es Andere wollen."

Clariſſe ſah ihn fragend an; ſein Geſicht blickte, als wollte es eine ernſtliche Warnung ausſprechen. — Dann fügte er hinzu:

„Wenn Sie ſich wirklich und freiwillig bekehren wollen, kommen Sie nur zu mir; ich werde Sie nicht mit einem allzulangen und ausführlichen Glaubensbekenntniß plagen.“

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Clariſſe, „zur Zeit glaube ich noch nicht, von Ihrer Güte Gebrauch machen zu müſſen.“

„Iſt auch gut,“ antwortete der Kapuziner.

Die Worte des Mönches gaben ihr Manches zu denken; zuletzt ſagte ſie ſich, daß er wohl etwas von den ehemaligen Bekehrungsverſuchen der Fürſtin gehört hatte, und daß er, die Veränderung der Dinge nicht kennend, ſeine Worte auf Jene beziehe. Sie vergaß die Warnung, wohl aber erinnerte ſie ſich der Verſicherung, daß er ſie mit ausführlichen Glaubensbekenntniſſen nicht plagen wolle.

Wären doch Alle ſo offen und aufrichtig mit ihr geweſen, wie dieſer Mönch, wie dieſer neue Freund. Die alten Freunde flohen ſie immer mehr; der Marquis und die Fürſtin wurden immer zurückhaltender; die Entfernung zwiſchen ihr und dieſen Freunden wurde immer größer und weiter. Wie oft träumte ſie in unruhvollen Nächten, daß ſie auf ſchönen Wieſen, in den herrlichſten Gegenden mit den Freunden luſtwandelte; plötzlich thut ſich ein Abgrund auf, der ſie von einander riß. Drüben ſtand der Marquis mit Malwine, innig vereinigt; Hand in Hand ſetzten ſie ihren Gang fort, als ob nichts geſchehen wäre, während ſie diesſeits des Abgrundes ſtand und ſehnlichſt die Arme nach ihnen ausbreitete. Plötzlich wendete ſich die Fürſtin nach ihr um und nickte lächelnd, während der Marquis ſein Geſicht verhüllte. Ungeheure Angſt und Sehnſucht erfaßte ſie; ſie wollte den Abgrund überſpringen, ſie ſprang und ſank und ſank in tiefe Nacht. — Oder ſie ſtand auf einer ſteilen Felſenwand; der Marquis ſaß, in einem Buche leſend, tief unter ihr. Sie ſah hinab und wollte mit ihm leſen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf das Buch; der Marquis blickte auf und wie er Clariſſe ſah, verfinſterte ſich ſein Geſicht und er eilte in eine Grotte der Felswand, die ihn verſchlang. Clariſſe erwachte mit verweinten Augen.

Dieſe Träume lagen die Tage über wie ſchwere Schatten auf ihrer Seele und ſie kamen ihr plötzlich wie verwirklicht vor, als ſie eines Tages — es war ſchon ein ſonniger Märztag — eben über die Felswand ſtieg, um in die Wüſte zu gelangen, und ſie unten im Parke den Marquis erblickte, der einſam und gedankenvoll in einer Allee auf und ab ging. Sie blieb ſtehen und betrachtete ihn traurig. Wie fremd fühlte ſie ſich ihm gegenüber, dem ſie einſt ſo befreundet geweſen. Er bemerkte ſie und grüßte. Sie ſetzte ihren Weg fort, und als ſie am Fuße der Felswand ankam, ſtand er vor ihr. Er war durch die Gallerie gegangen und erwartete ſie unten an der Brücke. — Jetzt, dachte Clariſſe, muß ich erfahren, was uns trennt. — Sie war entſchloſſen, ihn gerade zu fragen, aber er ſchien ihr entgegenkommen zu wollen.

„Clariſſe," ſagte er traurig und faßte ihre Hand, „wie ich Sie da oben auf dem Felſen ſtehen ſah, war es mir, als ſtänden Sie in einer fernen Welt. Doch iſt es nur eine künſtliche Felswand. Der Frühling erwacht; ſehen Sie, wie ſchön es ringsum geworden; die Vögel fangen zu ſingen an. Clariſſe, wir haben noch keinen Frühling zuſammen erlebt. Nichts als Winter, traurigen Winter! Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich muß! Das Gefühl, das mich zu Ihnen zieht — verzeihen Sie, ich will ſagen das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke übermannte, zwingt mich. Clariſſe, wie fremd ſind wir uns geworden!"

„Sie ſind ſehr gütig, das bemerken zu wollen," ſagte Clariſſe bitter lachend.

„Seien Sie nicht bitter, Clariſſe. Vergrößern Sie nicht das Unglück, das ſchon mein Schickſal mit ſich bringt. Wäre ich unabhängig — wäre ich frei — könnte ich handeln, wie ich will — aber ich lebe in Verhältniſſen, die —"

Er ſchwieg wieder.

„Fahren Sie fort," bat Clariſſe, „ſprechen Sie mir offen — auf welches Schickſal deuten Sie immer —"

„Gott bewahre," rief der Marquis, „Schweigen iſt mir

Pflicht, beſonders Ihnen gegenüber. Soll ich Ihre Güte für mich auf nichtswürdige Weiſe benutzen, um Proſelyten zu machen? Nimmermehr! — Allerdings," fügte er nach einiger Zeit ſanfter hinzu, „allerdings wäre es unendlich ſchön, wäre ich unſäglich glücklich, wenn ſich dieſe Schranke nicht zwiſchen uns erhöbe. Für mich wäre es keine Schranke ... Doch, doch ... wenn ich ganz wahr ſein ſoll ... man ſieht geliebte Perſonen immer mit einem gewiſſen Schmerze außerhalb der Gedankenwelt, in der wir von Jugend auf leben, außerhalb jenes Gefühlskreiſes, mit dem unſere ganze Seele verwachſen iſt, und von dem wir uns trotz allen Wiſſens, trotz aller Philoſophie nicht trennen können. Es iſt traurig, aber es iſt ſo, daß eine gewiſſe Entfremdung, eine kalte Entfernung bleibt zwiſchen zwei Herzen, deren tiefſte und wichtigſte Jugendeindrücke ſo verſchieden ſind. Clariſſe, wenn ich Sie ſo vor der Kapelle ſtehen ſehe, ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir und mit Ihnen; ich möchte hinausſtürzen, Sie auf meine Arme nehmen und Sie hineintragen vor den Altar, vor meinen Altar, vor den Altar jener herrlichen Fürſtin, die Sie ſo innig liebt. ... Verzeihen Sie, ich habe mich hinreißen laſſen .. ſprechen wir nicht weiter über dieſen Gegenſtand; Sie könnten mich verkennen, Sie könnten mich mißverſtehen."

Clariſſe hätte ihn im Gegentheile gern gebeten fortzufahren, wenn ſie nicht durch eine zitternde Stimme ihre Aufregung zu verrathen gefürchtet hätte. Alſo er dachte an ſie, wenn er drinnen in der Kapelle war, mit derſelben Sehnſucht, die ſie zu ihm hineinzog. Eine ſo gute Botſchaft hatte ſie ſeit lange nicht gehört; welches weitere Geſtändniß konnte ſie noch erlangen? Wie hätte ſie in dieſem Augenblicke Anderes denken können? Nunmehr wußte ſie ja auch, was ihn von ihr trennte. Wie verächtlich ſchien ihr dieſe Schranke, die ihn unglücklich machte. Sie war ja frei; er war es nicht; ſollte ſie ihm nicht ein Opfer bringen? Solche Gedanken jagten ſich mit Blitzesſchnelle durch ihren Kopf, aber ſie hatte nicht Zeit, ſie zu ſichten und ſie näher zu

prüfen; der Marquis leitete ſchnell das Geſpräch auf andere Gegenſtände, der edle Marquis, der ſie nicht überreden wollte, und als hätte er doch nach dieſen mangelhaften Geſtändniſſen eine Laſt vom Herzen, ging er froher neben ihr einher, wie in den guten alten Zeiten im Garten des Pfarrhauſes, und ſprach ſo innig, ſo warm, ſo unbefangen wie damals. Es war der alte gute Freund und manche böſe Grille, die Clariſſe in dieſen Wochen geplagt, ja recht ſehr unglücklich gemacht hatte, wie zum Beiſpiel eine ſtille Eiferſucht auf die Fürſtin, verflog, als wäre ſie nie dageweſen. Sie war wieder glücklich und bevor man ins Schloß zurückkehrte, war es verabredet, daß die gemeinſchaftlichen Arbeitsſtunden, die im Pfarrhauſe ſo ſchön waren, wieder aufgenommen werden ſollten.

* * *

Sie ſaßen wieder an einem Tiſche, vor demſelben Buche wie ehemals. Der Marquis war ein eifriger Lehrer, er wußte jedes Buch zu ergänzen, er hatte überall etwas Belehrendes hinzuzufügen — aber er war wieder in die Zurückhaltung, die vor dem Geſpräch im Parke Clariſſe von ihm entfernte, zurückgefallen. Er war geſprächig, er war freundlich — aber über das, was ſie bewegte, beobachtete er ein ausdauerndes Schweigen. Sie mußte ſich gewaltſam an jene Geſtändniſſe erinnern, um nicht wieder den frühern Trübſinn aufkommen zu laſſen. Der Frühling erwachte mit ganzer Macht, alle jene Ahnungen weckend, die das Herz bewegen, wie das Schwellen der Erde die Schollen des friſchen Ackerfeldes. Es war ihr, als müßte ihr jeder Tag ein Glück bringen und dieſes Glück geſtaltete ſich in ihren Gedanken zu einer Bitte des Marquis, ihm ein Opfer zu bringen. Je trauriger, zurückhaltender er neben ihr ſaß, deſto feſter wurde der Entſchluß in ihr, das Opfer zu bringen. Aber er ſprach die Bitte nicht aus und es kam eine Zeit momentaner Trennung herbei, ohne daß er ſie ausgeſprochen hatte.

Es war wenige Tage vor Oſtern. Der Marquis nahm

Abſchied von Clariſſen. „Ich werde Sie," ſagte er, „vor und während der Feiertage ſelten ſehen können. Die Fürſtin zieht ſich in die Einſamkeit zurück, um ſich für die Feſttage vorzubereiten. Nur die Fräulein v. Zellwitz und ich ſollen bei ihr ſein. Wir ſind eine ſo kleine Gemeinde. Wenn ich auch für mich allein ſolche Andachtsübungen nicht vornehmen würde, ſo leiſte ich der Fürſtin doch gern Geſellſchaft; ja es iſt mir eine hohe Freude, an ihrer Andacht Theil zu nehmen. Gibt es ein ſchöneres Schauſpiel, als den Anblick einer weiblichen, einer ſolchen Seele, die ſich ganz in ihren Glauben verſenkt? Ein ſolcher Anblick beſtärkt mich immer in der Meinung, daß die katholiſche Religion die Religion des Weibes ſei! Ich begreife einen Mann als Proteſtanten, eine Frau — verzeihen Sie — ich kann es mir nicht recht denken; muß ſich die weibliche Seele da nicht wie in einem fremden Elemente fühlen?"

Clariſſe ſchwieg.

„Aber," fuhr der Marquis fort. „Sie haben noch meinen Thomas a Kempis, das Buch kann für Sie keinen Werth haben; ich brauche es dieſer Tage. Geben Sie es mir zurück; ich tauſche es für ein recht ſchönes Buch aus — ich gebe Ihnen Molière oder Shakeſpeare dafür."

Clariſſen ſchnitten all dieſe Worte durchs Herz; die letzten klangen faſt wie Hohn und thaten ihr beſonders wehe. Sie ſollte ſich von dem Buche trennen, das ſo lange das liebſte Andenken von dem Marquis geweſen, mit welchem ſie die ſchönſten Stunden der Erinnerung feierte? das ihr Vertrauter war? das in ihrem Leben eine ſo entſcheidende Rolle ſpielte? Aber gekränkt, wie ſie war, wollte ſie dieſes auch nicht nur andeuten und ſagte: „Sie irren ſich, Marquis; ich nehme weder Molière noch Shakeſpeare für dieſes Buch; ich liebe es, es erbaut mich."

„O," rief der Marquis, „theure Freundin, welch ein Wort! Behalten Sie das Buch für ewig, wenn Sie es lieben, wenn es Sie erbaut. Wie hätte ich das ahnen können! Aber wiſſen

Sie Eins, das Sie sich vielleicht noch nicht gesagt haben: Wer Thomas a Kempis liebt, ist katholisch."

So sprechend hatte er ihre Hand gefaßt und ehe sie sich dessen versah, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und das Zimmer verlassen. Sie fühlte nur diesen Kuß; es war ihr wie ein Traum. Als sie erwachte, eilte sie an den Schrank, zog rasch das Buch hervor, dem sie den Kuß verdankte und gab ihn ihm zehnfach zurück.

Auf diese glückliche Stunde folgten Tage, die öde gewesen wären, wenn sie nicht die Erinnerung an dieses Uebersprudeln des Gefühls im Herzen des Marquis belebt hätten. Sie wußte nun klar, was er wollte. O, warum gebot er ihr nicht! Sie wollte ja nur gehorchen — und selbst wenn sie sich kaltblütig prüfte und sich sagte, daß sie mit ihrem Uebertritt einen Verrath an sich selber beginge — er verlange, er gebiete Alles! — für ihn wollte sie auch einen Verrath an sich selber begehen.

Aber der erste Ostertag kam heran; die Fürstin wallfahrtete mit dem Marquis und den Fräulein Zellwitz zur Einsiedelei; Clarisse wurde zu dem Gange nicht eingeladen wie sonst. Sie stand im Korridor, als die Pilger an ihr vorüberzogen; große Feierlichkeit lag auf dem Gesichte der Fürstin Malwine. Sie bemerkte die Freundin kaum und ging vorüber. An dem hohen Festtage wollte sie die Wallfahrt wohl nicht in Gesellschaft einer Ketzerin machen. Clarisse ging traurig auf ihre Stube. So war es auch am andern Ostermorgen. Ein lächelnder Frühlingstag, holder Vogelgesang, Alles lud sie in den Park, auf den Weg, aber die Fürstin ging theilnahmlos an ihr vorüber. Wie war sie gedemüthigt; das ganze Gefühl der Verlassenheit überkam sie wieder. Aber sie lächelte freudig, als sie des Nachmittags allein im Parke spazierte und die Fürstin, auf dem Wege zur Kapelle, sie zwar schweigend, aber mit einer freundlichen Kopfbewegung ihr zu folgen einlud. Sie schloß sich an den Zug an und folgte schweigend, da auch die Andern schwiegen.

An der Kapelle angekommen, war es ihr, als müßte sie der

Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu sagen. Die Thüre fiel zu und sie blieb draußen, wie sonst. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit diesem Orte so zu sagen verwachsen waren, und die ihr hier schon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von selber kamen, bestürmten sie heute mit besonderer Lebhaftigkeit. Die stille, andächtige osterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben so viel bei, als die Veränderung, die seit dem Kusse des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leises Summen und Murmeln ließ sich in der Kapelle hören und es traten ihr die Thränen in die Augen. Plötzlich erhoben sich zwei junge Stimmen in der Kapelle und sangen:

Und sie sahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und sie gingen hinab
In Jesu Grab
Und sahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der sprach, als sie Jesum nicht fanden:
Jesum von Nazareth suchet Ihr?
Der ist nicht hier,
Er ist auferstanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber so glaubte sie sie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine solche unendliche Innigkeit, eine solche Gläubigkeit und Andacht in diesen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, sagte sie sich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausstürzen, mich auf seine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor seinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, stürzten unaufhaltsam hervor und ergossen sich über ihre Wangen. Das Lied, so einfach es war, zog sie immer mächtiger an — sie stand an der

Thür, ſie lag auf der Schwelle, ehe ſie es dachte, und drückte den heißen Kopf an den Pfoſten. Da ſprang die Thür auf, der Marquis umfaßte ſie und trug ſie hinein, wie er es geſagt und wie ſie es geträumt hatte.

Als ſie wieder herauskam, ſah ſie um ſich, als wäre ſie in einer fremden Welt; ſie legte die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. So ging ſie ſchwankend weiter; die beiden Fräulein v. Zellwitz faßten ſie unter den Armen, um ſie aufrecht zu halten, denn ſie ſtrauchelte bei jedem Schritt auf dem ſteinigen Boden. Die Fürſtin ging voraus, ohne ſich umzuſehen. Mit großen Schritten ging ſie dem Schloſſe zu; die feierliche Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag war einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht bei den Heimkehrenden; er war in der Kapelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clariſſe mit der Fürſtin allein; ſie ſaß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und ſuchte ſich noch zu faſſen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen ſtreichelte, ſie mit Liebkoſungen überhäufte und ſie ihre liebe Bekehrte, ihre junge Chriſtin, ihre gerettete Seele nannte. Sonſt war Niemand ſichtbar; die Fürſtin wollte es ſo; ſie wollte ſich ganz und ungeſtört über das ſchöne Oſterfeſt freuen, das ihr Clariſſe ſo ſehr, ſo würdig verſchönt hatte.

Aber der Marquis blieb unſichtbar; auch am nächſten Morgen war er nirgends zu ſehen. Clariſſe hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen und durchirrte mit einem wüſten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Gefühl, das ſie noch nie empfunden hatte; es war ihr, als jagte ſie ein böſes Gewiſſen ſo hin und her. Ein Blick in das Geſicht des Mannes, den ſie liebte, ein Wort von ihm, daß er zufrieden ſei, daß er ihr Opfer anerkenne, daß er ſich ihr jetzt um einen Schritt näher fühlte, würde ſie wieder beruhigen. Sie ſuchte ihn wie eine Erlöſung; ſie fand ihn nicht. Dort an der Brücke, die über den kleinen See in die Wüſte führte, an der

Stelle, die ihr theuer geworden war, hielt ſie nach einer wiederholten, vergeblichen Streiferei durch den Park müde und niedergeſchlagen. Wenn der Marquis ſie ſuchte, mußte es ihm ſein Herz ſagen, daß er ſie dort finden werde. Aber Minute auf Minute verfloß langſam und träge, wie das dünne, ärmliche Waſſer, das in Tropfen vom Felſen in den traurigen See fiel. An das Geländer gelehnt, blickte ſie in das Waſſer, das trüb ihr trübes Bildniß wiederſtrahlte.

So fand ſie Fräulein Zellwitz. „Wo ſteckſt du, Clariſſe? Ich ſuche dich überall. Die Fürſtin ſchickt mich dir nach, ich ſoll dich nicht allein laſſen.“

Ohne weiter darüber nachzudenken, warum ſie die Fürſtin nicht allein laſſen wollte, fragte ſie haſtig: „Weißt du nicht, wo der Marquis iſt? Du mußt es wiſſen.“

„Der Marquis,“ antwortete Fräulein Zellwitz gleichgültig, „der Marquis iſt in dieſer Nacht abgereist.“

„Abgereist!“ rief Clariſſe erſchrocken, „und wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wann kommt er wieder?“

„Ich weiß es nicht; vielleicht kommt er gar nicht wieder.“

„Gar nicht wieder?!“ rief Clariſſe entſetzt.

„Wer kann bei dieſen Herren wiſſen?“ fuhr die Zellwitz eben ſo ruhig fort, „wer kennt ihre Geſchäfte und ihre Wege? Wer weiß, welcher Befehl ihm plötzlich zukam. Der Marquis kann ja nicht ſelbſt über ſich verfügen, er muß gehorſam ſein, er hängt von Andern ab.“

„Emilie, ich ſehe, du weißt etwas von den Verhältniſſen des Marquis,“ ſagte Clariſſe haſtig, „was iſt es mit ihm? Von wem hängt er ab?

„Richtig,“ ſagte die Zellwitz, „ich habe vergeſſen — du biſt nicht eingeweiht. Nun, jetzt gehörſt du ja zu uns, und ich darf es dir wohl ſagen. Siehſt du, das mußte ein ſtrenges Geheimniß ſein; hätte man hier gewußt, wer der Marquis eigentlich iſt, das hätte bei dieſen Proteſtanten einen ſchrecklichen Lärm

abgegeben, sie hätten sich sammt und sonders für verrathen und verkauft geglaubt. Darum konnte der Marquis nicht in seiner wahren Gestalt auftreten und darum hat sich die Fürstin auch einen Mann ausgebeten, dem man seinen Stand so wenig ansieht. Du kennst ja die schändlichen Vorurtheile gegen den Orden."

„Orden?" fragte Clarissa mit aufgerissenen Augen, „gehört der Marquis einem Orden an?"

„Nun freilich, verstehst du denn nicht?"

„Welchem Orden, um des Himmelswillen? Du folterst mich."

„Nun, dem Orden der Gesellschaft Jesu," erwiderte die Zellwitz ungeduldig.

„Er ist ein Jesuit?" schrie Clarisse.

„Nun freilich! Was hast du, Clarisse? Du siehst ja schrecklich aus!"

Und schrecklich sah sie in der That aus. Die Augen traten aus ihren Höhlen, ihre Hände zuckten krampfhaft, während ihr ganzer Leib unbeweglich, wie erstarrt dastand. Die Zellwitz wollte nach Hülfe schreien, als sich plötzlich Clarisse, wie es schien, beruhigter, selber nach allen Seiten wie Hülfe suchend umsah; dann faßte sie den Kopf mit beiden Händen und schloß die Augen. So, geschlossenen Auges, fragte sie mit tonloser Stimme: „Die Fürstin, sagst du, hat ihn kommen lassen?"

Die Zellwitz, froh, wieder ihre Stimme zu hören, antwortete rasch und eifrig: „Allerdings — Herr von Holland sprach ihr vom Marquis — er kannte ihn, er schrieb im Namen der Fürstin nach Freiburg in der Schweiz — wenige Tage, nachdem du entflohen warst — der Marquis konnte aber nicht gleich kommen — er war damals in Rußland, wo er eine Fürstin bekehrte."

Da lachte Clarisse so laut, daß die Zellwitz noch tiefer erschrak als vorhin. Sie faßte ihre Scheitel und riß daran, dann rief sie immer lachend: „Bekehrt, betrogen, bekehrt!"

So lachend und rufend bog ſie ſich tief über das Geländer der Brücke und ſtürzte in den See. Auf das Geſchrei der Zellwitz eilte Pater Adam herbei, der in der Nähe auf einem einzelnen Felsblocke geſtanden und in den ſchönen Frühlingsabend hineingeblickt hatte.

„Was iſt? was iſt?“ fragte der gute Pater.

„Retten Sie, retten Sie,“ rief Fräulein Zellwitz am Ufer hinlaufend, „hier, hier, Clariſſe!“

„Da haben wir's,“ murmelte der Kapuziner, indem er ſofort ins Waſſer ſprang. Er tauchte unter und kam gleich darauf mit Clariſſen unter dem rechten Arme hervor. Auf ſeinen ſtarken Armen trug er ſie wie ein Kind in die Einſiedelei, immer murmelnd: „Da haben wir's. Gutes Fräulein; armes Fräulein! Das iſt die Folge der geſtrigen heiligen Handlung. Schöne heilige Handlung. Schöne Art die Seele zu retten. Nun ſie iſt noch ganz warm — wir werden ſie beſſer retten, als der Jeſuit.“

Die Zellwitz folgte ihm, und den Bemühungen der Beiden gelang es bald, wieder Lebenszeichen hervorzurufen. Clariſſe ſchlug endlich die Augen auf und lachte, wie ſie vorhin gelacht hatte, als ſie von der Brücke ſtürzte; ſie lachte noch, als man ſie bei ſpäter Dunkelheit in aller Stille ins Schloß brachte, und ſie lachte noch nach mehrtägiger Pflege. Sie war wahnſinnig. So erklärte der Hofarzt und verſprach darüber zu ſchweigen.

Da ſie katholiſch war, übergab man Clariſſen der Pflege eines im nächſten katholiſchen Lande gelegenen Nonnenkloſters. Dort iſt ſie uns verſchwunden.

Gräfin Saſſari.

Auszug und Bearbeitung einer Handſchrift aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Die Begebenheit, die ich hier in meinen alten Tagen aufzeichne, weil ſie mir ſehr merkwürdig erſcheint, habe ich von Anfang bis zu Ende zum größten Theil als Augenzeuge mit erlebt, und konnte ich auch nicht überall einen Einblick haben und alle Geheimniſſe erfahren, ſo habe ich doch genug mit angeſehen, um das Ganze in einem gewiſſen Zuſammenhange erzählen zu können. Vielerlei Papiere und Briefe ſind noch in meinem Beſitz, die mein Gedächtniß unterſtützen und zugleich als Zeugniſſe meiner Wahrhaftigkeit dienen mögen, wenn man etwa die Treue dieſer Erzählung bezweifeln wollte. Die Herren bedenken nicht immer, welche aufmerkſamen Beobachter ſie an ihren Dienern beſitzen. Ich aber habe dieſe ganze Begebenheit, gewiſſermaßen wie der Chorus in der griechiſchen Tragödie, bei Seite ſtehend und als Diener und Zuſchauer zugleich, beobachtet, nämlich als Maître d'Hôtel oder Haushofmeiſter des Herrn von Chatelard im Waadtlande. Mein Name iſt Jean Samuel Baud und ich ſtamme aus einer alten und guten Familie, welche in der Geſchichte der Republik Genf viel genannt wird, durch viele Geſchlechter ſehr angeſehen war, aber nach der Reformation und nachdem ſo viele Fremde nach Genf gekommen und die alten Geſchlechter verdrängten, in Armuth verſank. In meiner Jugend widmete ich

mich der Gottesgelahrtheit, und ich hatte meine Studien beinahe vollendet, als ich mit einem Jugendfehler die ehrwürdige Gesellschaft, la Vénérable Compagnie der Genfer Geistlichkeit gegen mich erzürnte und jede Aussicht auf eine Anstellung in Genf verlor, da die ehrwürdige Kompagnie daselbst alle Stellen vergab und allmächtigen Einfluß hatte. Ich mußte mich entschließen, eine weltliche Laufbahn zu beginnen, und da die Zeit drängte, weil sonst die Person, mit der ich mich versündigt hatte, in Schande und Elend versunken wäre, nahm ich eine ganz niedrige Bedienstung im Hause des Herrn von Chatelard an. Mein Brodherr erkannte bald, daß ich mehr Wissen besaß, als einem Lakaien nothwendig war, und als frommer Herr berücksichtigend, daß ich doch einmal dem geistlichen Stande bestimmt gewesen, stellte er mich schon nach zwei Jahren an die Spitze seiner zahlreichen Dienerschaft als Oberhofmeister und verwendete mich von Zeit zu Zeit auch als Sekretarius, indem er mir Briefe diktirte, allerlei Schriftstücke aufzusetzen und manche alte Dokumente zu kopiren oder aus dem Lateinischen in das Französische zu übersetzen befahl. Wir bewohnten ein weitläufiges Landhaus, das auf einem Hügel in der Nähe von Nyon lag und das bis auf meinen Herrn den Namen Bellevue trug, nachdem es aber mein Herr bezogen, Mont-Tabor genannt wurde; diesen biblischen Namen erhielt es, weil es der geistliche Sammelplatz aller der wegen der Religion von König Ludwig XIV. verfolgten, in diese Gegend flüchtenden Franzosen wurde. Sie waren es, diese Flüchtlinge, welche dem Hügel und dem Landhause diesen Titel erfanden, um meinem Herrn und seiner Frömmigkeit damit zu schmeicheln, denn sie dankten ihm viel, da er manche dieser Flüchtlinge, die hülflos in die Fremde gestoßen waren, durch Jahre beherbergte und ernährte. Monsieur de Chatelard war nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein sehr mächtiger und einflußreicher Herr. Er war nicht nur mit den adeligen Geschlechtern und mit der Geistlichkeit von Genf aufs Innigste verbunden, er stand auch bei den mächtigen Herren von Bern im

größten Anſehen. Sie ſchätzten ihn als Ihresgleichen, weil er aus einem der wenigen Geſchlechter ſtammte, die ſich in dieſen Gegenden gleich nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner an ihre Herrſchaft und an die Reformation anſchloſſen, und weil er viel dazu beigetragen, daß die Verſammlung der Abgeordneten der guten Städte, welche ſonſt in Nyon ſtattgefunden und welche man wieder herſtellen wollte, nicht zu Stande kam und ſo die unbeſchränkte Herrſchaft der Berner über das Land forterhalten wurde. Sie hatten den Herrn von Chatelard in ſeiner Jugend ſogar zum Bailly von Nyon machen wollen, obwohl ſie die einheimiſchen Waadtländer ſonſt von dieſen einträglichen und wichtigen Stellen fern hielten und dieſelben nur mit ihren Söhnen beſetzten. Der Bailly, der im Schloſſe von Nyon reſidirte und das Land im Namen der Berner Herren regierte, bewies ihm immer die größte Aufmerkſamkeit und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten, die das Land betrafen, oft zu Rathe. Herr von Chatelard benutzte ſeinen Einfluß niemals zu ſeinem eigenen Nutzen, wohl aber zum Beſten der Religion und der wegen der Religion Verfolgten und Flüchtigen, welche damals das Land erfüllten. Es wird behauptet, daß er an jener trotzigen und muthigen Antwort, welche die Herren von Bern betreffs der franzöſiſchen Flüchtlinge dem Könige Ludwig XIV. gegeben und welche damals das Erſtaunen und die Bewunderung der Welt erregte, großen Theil hatte, daß er es war, der ihnen die Zuverſicht einflößte, mit welcher ſie dem mächtigen Könige zu Gunſten der Hugenotten, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes und nachdem der Religionskrieg im Süden erdrückt worden, entgegentraten.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts mochte Herr von Chatelard ſechzig Jahre alt ſein und in dieſer Zeit beginnt die Geſchichte, die ich hier erzählen will. Ich erinnere mich genau. Es war am 11. Juli 1702, als mir Herr von Chatelard befahl, gegen zwei Uhr Nachmittags mit mehreren Dienern und einer Sänfte an den See hinabzuſteigen. Als ich mich, wie es befohlen war,

um zwei Uhr auf den Weg machte, ſchloß ſich zu meinem Erſtaunen Herr von Chatelard ſelbſt mit ſeinem Sohne Elias und Herrn Beſſon, einem franzöſiſchen Prediger, und mehreren anderen in unſerem Hauſe verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen von edler Geburt unſerem Zuge an. Herr von Chatelard ſaß zu Pferde, hatte ſeinen dreieckigen Hut, ſeine Allongeperücke aufgeſetzt, ſeinen ſchwarzſammetnen mit Silbertreſſen und Spitzen beſetzten Rocquelor angezogen und ſeinen ſilbernen Degen umgeſchnallt; auch ſein Sohn Elias war in Galatracht, und ſo hatten auch die anderen Herren ihre beſſeren Kleider angethan. Ich ſagte mir, daß wir irgend einen hohen Gaſt empfangen ſollen, da ſich der Herr mit ſolchem Aufzuge und mit den geachtetſten ſeiner Gäſte ſelber ſo weit bemühte und diejenigen, die wir erwarteten, in Perſon empfangen wollte. In Nyon am Landungsplatze lagen nur einige ärmliche Barken, und ſoweit ich hinaus ſah über den See, ich konnte kein Fahrzeug erblicken, das mir eines ſo pomphaften Empfanges würdig ſchien. Doch war es gerade ein ganz unſcheinbarer Kahn, der die Erwarteten und zwar vom ſavoyiſchen Ufer herüberbrachte. Schon von ferne ſah ich einen kleinen Mann mit grauen Haaren, der ſich im Kahn erhob, und mit einer gewiſſen Spannung dem Ufer entgegenſah. Als er Herrn von Chatelard mit deſſen Gefolge erblickte, verneigte er ſich tief, ſagte etwas zu den Schiffern, welche darauf die Ruder raſcher bewegten. Da wurde hinter einem Koffer und mehreren Nachtſäcken auch eine junge Dame ſichtbar, welche, den Kopf in die Hand geſtützt, in der Mitte des Kahnes ſaß; Herr von Chatelard ſtieg vom Pferde und ging dem Kahne entgegen, als dieſer ans Ufer ſtieß. Der alte kleine Herr trat mit gemeſſenem und feierlichem Schritte aus dem Kahn, ſtreckte dann, ohne die dargebotene Hand des Herrn von Chatelard zu ergreifen, beide Arme zum Himmel empor und rief andächtig: „Gelobt ſei Gott, der Gott Iſraels, der mich aus Aegypten, dem Lande der Sklaverei, geführt hat.“ Dann erſt ergriff er die Hand des Herrn von Chatelard, während er mit der Linken ſeinen dreieckigen

Hut vom Kopfe nahm. „Seien Sie mir willkommen, mein Herr Graf," ſagte Herr von Chatelard und verneigte ſich mit großer Ehrfurcht. Eben ſo that ſein Sohn Elie und alle die anderen Herren, deren Geſichter die höchſte Ehrfurcht und die andächtigſte Stimmung ausdrückten. Herr Elie de Chatelard ging dann etwas ſchüchtern dem Kahne entgegen, um der jungen Dame beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſe aber, ein Fräulein von neunzehn oder zwanzig Jahren, obwohl ſie ſich erhoben hatte, ſchien zu zögern. Ihr Geſicht, ihr wunderſchönes und blühendes Geſicht, erblaßte mit einem Male, ſie ſchwankte und ſtützte ſich auf den Arm eines Dieners, eines treuen, rüſtigen Geſellen, der neben ihr ſtand, bald das Fräulein mit beſorgtem, bald die Verſammlung am Ufer mit verdrießlichem Geſichte betrachtend. Dann wandte ſich das Fräulein, ſah ſehnſüchtigen Blickes hinüber aufs jenſeitige Ufer des See's und ſchien in dieſen Anblick ſo verſunken, daß ſie der Geſellſchaft, die ihrer wartete, und des Landens vergaß. Der junge Baron, Herr Elie de Chatelard, der leicht in Verlegenheit gerieth, ließ den Arm ſinken, den er ihr entgegengeſtreckt hatte, blieb aber vorgebeugt ſtehen, während er, wie hülfeſuchend, ſeinen Vater und den Neuangekommenen anblickte. Dieſer, der Graf von Saſſari, wandte ſich endlich um und rief dem Fräulein zu: „Komm, meine Tochter, tritt ans Land, berühre dieſen geſegneten Boden, denn es iſt der Boden Kanaans, des gelobten Landes, es iſt die Heimat des wahren und reinen Glaubens, der Boden, den der Herr vom Götzendienſt gereinigt." Das Fräulein raffte ſich auf und trat mit einem entſchiedenen Schritte auf das Brett. Ihr Blick fiel auf die ſchüchternen Augen Elie's, ſie zögerte wieder einen Augenblick, ſtützte ſich dann auf ſeinen Arm und ging der Geſellſchaft entgegen, die ſie mit einer ſtummen Verneigung grüßte und von der ſie mit derſelben Ehrfurcht wie ihr Vater begrüßt wurde. Graf Saſſari trat dann wieder zurück an den Kahn und rief dem Diener zu: Giorgio! Auf dieſer freien Erde darf ich es laut bekennen, daß ich meine Seele aus den Schlingen des

römiſchen Götzendienſtes gerettet habe. Ich flüchte mich hierher, um die reine Lehre zu bekennen und den Heiland anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit des Evangeliums. Dir ſteht es nun frei, zurückzukehren, wo deine falſchen Götter verehrt werden, oder mir fürder zu folgen als ein treuer Diener, wie du bisher gethan haſt." Der ſo angeredete Diener zuckte mit der Achſel und rief: „Per bacco, ich weiß nichts von falſchen Göttern und bleibe bei dem, was mich meine Mutter gelehrt hat. Sie werden hier vom lieben Gott und von dem Treiben der Heiligen ebenſo wenig wiſſen, wie wir in Italien. Queste sono pazzie!" So ſprechend, warf er das Gepäck aufs Land und ſetzte ſich wieder auf die Bank des Kahns, offenbar entſchloſſen, mit den Schiffern, die ſich ſchon zur Abfahrt bereit machten, ans jenſeitige Ufer zurückzukehren. Graf Saſſari wollte ebenſo entſchloſſen ſeinem verſtockten Diener den Rücken kehren, als ſeine Tochter mit einem Male und in größter Aufregung dem Kahne wieder zueilte und dem Diener die Hand entgegenſtreckend mit zitternder Stimme ſagte: „Lebe wohl! Giorgio! Grüße mir Italien! Ich werde es nicht wiederſehen." Auf dieſe Worte wandte ſich Giorgio wieder um, ſein mürriſches Geſicht nahm den Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit an, und mit dem Rufe: „Nein, Signora Maria, Sie kann ich nicht verlaſſen!" war er mit einem Sprunge auf dem Lande und mit dem zweiten Rufe: „Addio Italia! Cara Italia! Benedetta Italia!" ſchwang er einen der Mantelſäcke auf ſeine Schulter und wieder den Dienern des Herrn von Chatelard ein kräftiges „Vorwärts!" zurufend, ging er mit breiten Schritten der ganzen Verſammlung voraus. Die Comteſſe Maria Saſſari wurde von Elie zu der Sänfte geführt, ihr Vater beſtieg ein bereit gehaltenes Pferd und feierlich ſchweigend bewegten wir uns Mont-Tabor entgegen. Dort angekommen, ging man geraden Weges in den Betſaal, wo ſich bereits die anderen Bewohner des Landhauſes und der Nebengebäude verſammelt hatten; einige Pſalmen wurden abgeſungen und dann predigte Herr Beſſon, der franzöſiſche Prediger aus

Nimes, über den Text: „Einen Stein verwarfen die Bauleute und ſiehe, er ward zum Haupteckſteine.“ Dann erſt wurden Graf Saſſari und ſeine Tochter auf ihre Zimmer geführt.

Wir wußten bald, daß Graf Saſſari, aus einer modeneſiſchen Familie, aber in piemonteſiſchen Dienſten, aus der katholiſchen zur reformirten Kirche übergegangen. Man erzählte ſich, daß er von König Victor Amadäus II. von Sardinien als Commiſſär und Verfolger in die Thäler der Waldenſer geſchickt, daſelbſt von einem Prediger der Verfolgten zum Leſen der Bibel bewogen worden, daß er ſich dann heimlich die Schriften Calvins angeſchafft, mit hervorragenden Perſönlichkeiten Genfs und des Waadtlandes in Verbindung getreten und endlich einem an ihn heimlich abgeſchickten Genfer Prediger das Glaubensbekenntniß der reformirten Kirche abgelegt habe; darauf bezog ſich auch die Predigt des nächſten Sonntages, welche die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum Texte nahm, wie ſich überhaupt die Predigten der erſten Wochen nach der Ankunft des Grafen meiſtens auf ihn und ſeine Bekehrung bezogen. Bei ſeiner Stellung und den Verhältniſſen Piemonts mußte der Graf ſeinen neuen Glauben verbergen, bis er ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, daß er die Flucht ergreifen konnte. Seine geſchwächte Geſundheit diente ihm zum Vorwand; erſt begab er ſich in das Bad Evian auf dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer-See's und dort, eine weitere Luſtreiſe in der Schweiz vorſchützend, ſchiffte er ſich mit ſeiner einzigen Tochter ein und kam, wie beſchrieben, zu uns nach Mont-Tabor, nachdem er mit Herrn von Chatelard ſchon ſeit längerer Zeit im Briefwechſel geſtanden hatte. Wir erfuhren bald noch mehr, nämlich, daß Fräulein Maria ſich geweigert hatte, jenem Prediger, den man ihrem Vater nach Turin geſchickt, das reformirte Glaubensbekenntniß abzulegen und daß ſie noch der römiſchen Kirche angehörte, oder, wie man ſich im Hauſe ausdrückte, daß ſie noch dem Baal diente.

Dieſer Umſtand gab dem armen Fräulein in der Welt, in der ſie jetzt lebte, eine eigenthümliche und traurige Stellung.

Man muß nur wiſſen, wie es in unſerem Hauſe ausſah. Das Hauptgebäude war bis unter das Dach von Männern bewohnt, welche ſich als Glaubenshelden auszeichneten, von Predigern, die in Frankreich nach Aufhebung des Ediktes von Nantes zu predigen fortgefahren, unter beſtändigen Lebensgefahren ihre Pflicht erfüllten und Frankreich erſt verließen, nachdem der letzte und verzweifelte Kampf in den Cevennen ausgekämpft war. Neben dieſen waren es Adelige oder gelehrte Herren, die ebenfalls vielfache Verfolgungen erlitten hatten und ſich nicht wie Andere vom Adel und wie andere Gelehrte durch die Maintenon und ihren Anhang zum Verrath an ihrer Sache verleiten ließen. Alle dieſe waren natürlicher Weiſe eifrige Anhänger ihres Glaubens, ebenſo mußten alle Diejenigen ſein, mit denen Herr von Chatelard irgend welche Verbindung aufrechthielt und die im Hauſe empfangen wurden. Aber damit iſt noch nicht die ganze Geſellſchaft von Mont-Tabor genannt. In den Nebengebäuden der weitläufigen Villa, wie in vielen größeren und kleineren Bauernhäuſern ringsherum, wohnte ein ganzes, kleines Völkchen, das nicht darnach ausſah, als ob es zu jener adeligen und gelehrten Geſellſchaft gehörte und das mit dieſer doch aufs Innigſte zuſammenhing. Es waren dieß die zahlreichen Flüchtlinge aus den Cevennen, die ſogenannten Kamiſarden, welche Herr von Chatelard bei ſich aufgenommen und zu einer Art von Kolonie verſammelt hatte, meiſt Feld- und Weinbauern aus den Thälern des genannten Gebirges und aus den Ebenen von Languedoc, die er nach ihrer Art beſchäftigte und die ſeine Felder, Wieſen und Weingärten pflegten. Dieſe waren noch voll des Feuereifers, mit dem ſie ſich, eine Hand voll Leute, gegen große Armeen und gegen die berühmteſten Marſchälle des großen Königs durch Jahre vertheidigt hatten und der durch ihre männlichen und weiblichen Propheten, ja ſelbſt durch gottbegeiſterte Kinder in ihnen mehr und mehr entflammt wurde. Viele von dieſen waren nicht mehr zur Rückkehr zur Feldarbeit zu bewegen, und Herr von Chatelard ließ ſie gewähren, um ſie nicht in ihren

heiligen Beſchäftigungen oder in ihrer Vertiefung zu ſtören. Sie laſen fortwährend die Bibel oder ſchlichen ſtumm und in ſich gekehrt über den Hof, durch den Park, oft Tage lang durch die Gebirge. Alle dieſe Kamiſarden hielten ſich von dem Gottesdienſte im allgemeinen Betſaale fern. Treu den Gewohnheiten, die ſie während der Verfolgungen und während des Krieges angenommen, verſammelten ſie ſich am liebſten im Freien, irgendwo hinter dunklen ſchattigen Gebüſchen oder in einem trockenen Bett eines Wildbachs oder in irgend einer wilden Felſenſchlucht des nahen Gebirges, wo ſie dann ihre Pſalmen ſangen, einem Prediger aus den Zweigen eines Baumes horchten, oder auch einem ihrer Propheten, über den der Geiſt kam. Unter dieſen Propheten zeichnete ſich vorzugsweiſe ein junges Weib, Namens Iſabeau, aus, von der man erzählte, daß ſie in einer Schlacht im Vaunages die Kinder der Wüſte, wie ſich die Kamiſarden ſelber nannten, mit gottbegeiſtertem Muthe und Pſalmen ſingend, zum Siege geführt; Iſabeau war ewig ſtumm und ſchweigſam; in ſich gekehrt, ſchlich ſie in zerriſſenen Kleidern und mit ſtruppigem Haare durch Haus und Hof, ohne je den Mund zu öffnen, außer um Pſalmen zu ſingen, oder wenn der Geiſt über ſie kam, zu Weiſſagungen. Obwohl noch jung, da ſie ſchwerlich viel über zwanzig Jahre hatte, war ihre Seele doch ganz von aller Weltlichkeit abgekehrt und war ihr Geſicht von Falten bedeckt, wie bei einer Alten. Auch kümmerte ſie ſich nicht darum, daß ihre zerfetzten Kleider überall Blößen zeigten. Ihr flammendes Auge allein hätte ihre Jugend verrathen, wenn ſie nicht immer mit beinahe ganz geſchloſſenen Wimpern umher gegangen wäre, was die Kamiſarden ſagen ließ, daß ſie mit innerem Auge ſehe.

Es war natürlich, daß die Comteſſe Maria Saſſari in einer ſolchen Welt eine eigenthümliche und traurige Stellung einnahm. Allen dieſen Menſchen war ein Römiſchkatholiſcher ein Götzendiener, ein Gräuel vor dem Herrn, und unter die Kamiſarden beſonders kam eine gewiſſe unruhige Bewegung, als ſie erfuhren, daß ihre Gemeinde durch die Anweſenheit einer Götzendienerin

verunreinigt wurde. Die Herren im Hause begegneten ihr zwar mit jener Rücksicht, die sie als Cavaliere einer Dame ihres Ranges und ihrer Erziehung schuldig waren, und dann als einer zukünftigen Schwester, welche nach der Versicherung ihres Vaters früher oder später zu ihnen gehören und sich zum reinen Glauben bekehren werde; die Kamisarden aber betrachteten sie mit mißtrauischem Auge, ja mit Abscheu; sie wichen ihr aus und hüteten sich, wenn sie ihr begegneten, vor einer Berührung ihres Kleides. Zu all dem kam, daß es dem armen Fräulein ganz und gar an weiblicher Gesellschaft fehlte, da Madame de Chatelard längst verstorben und die Töchter des Hauses in die Ferne verheirathet waren.

Ich hatte das größte Mitleid mit dem armen Fräulein. Nicht ihr Vater war der Verbannte; er fand Freunde und Männer, mit denen er sich besprach, von denen er sich mehr und mehr in seinen neuen Glauben einweihen ließ: sie aber war flüchtig für eine Sache, die nicht die ihrige war, und lebte in einer Welt, mit der sie nichts gemein hatte. Neben dieser traurigen Stellung, die schon für sie einnehmen konnte, sprach noch ihr ganzes Aussehen und ihr bescheidenes Auftreten zu ihren Gunsten. Sie hatte wenig von einer Italienerin und glich mit ihrem blonden Haar, trotz der dunkeln Augen, mehr einer Deutschen. Ihre Bescheidenheit war um so mehr zu rühmen, als sie neben ihrem Range und ihrer Schönheit noch ein sehr großes Wissen besaß, wie es in dieser Zeit viele Damen ihres Landes auszeichnete. Ich konnte das wohl an den Büchern erkennen, die ich ihr aus der Bibliothek herbeischaffen oder zwischen ihr und Herrn Elie, einem sehr gelehrten jungen Manne, hin- und hertragen mußte. Ich erkannte aus diesen Büchern, daß Fräulein Maria Sassari die meisten neuen Sprachen und selbst Griechisch und Lateinisch kultivirte, und daß sie vorzugsweise die großen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen der gebildeten Völker las.

Diese Neigungen waren es vor Allem, welche zwischen ihr und Herrn Elie bald eine innige Verbindung, ja eine vertraute

Freundſchaft herſtellten. Da ich nicht eine Liebesgeſchichte erzählen will, ſo ſage ich es nur in kurzen Worten, wie ich vom erſten Augenblicke an bemerkte, daß die Erſcheinung des Fräuleins auf unſern jungen Herrn einen tiefen Eindruck machte und daß ſein ganzes Weſen ſich ſeit ihrer Ankunft verändert hatte. Man muß nämlich wiſſen, daß Herr Elie de Chatelard, obwohl bereits ſechsundzwanzig Jahre alt, der ſchüchternſte und unbeholfenſte aller jungen Männer war. Das kam daher, daß ſein Vater in der Familie eine unumſchränkte Autorität ausübte, und daß er, der Bibel folgend, wie ein Patriarch von ſeiner Familie, von ſeinem ganzen Hauſe die unbedingteſte Unterwerfung verlangte. Seine Kinder durften ſich nie den geringſten Widerſpruch, niemals eine eigene Meinung erlauben, und Herr v. Chatelard glaubte ſolche Unterwerfung von ihnen um ſo mehr verlangen zu dürfen, als die Fremden, ſeine Schützlinge, ihm dieſelbe beinahe im gleichen Maße zeigten, und Alles, was er that, gut fanden. Elie, nachdem er eine ſolche gehorſame Kindheit verlebt, wurde einem ſtrenggläubigen Prediger zur weiteren Erziehung übergeben, der ihn womöglich noch in ſtrengerer Zucht hielt, als ſein Vater. Es darf hier nicht vergeſſen werden, daß Elie einen älteren Bruder hatte, der, dieſes Lebens müde, in ſeinem zwanzigſten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfloh, bei den Generalſtaaten unter falſchem Namen Kriegsdienſte nahm und ſeitdem verſchollen war. Elie ſuchte ſich aus der Tyrannei, die ſeine Jugend niederhielt, auf andere Weiſe zu retten, indem er ſich in die Bücher flüchtete, was ihm, als man ihn in ſeinem zwanzigſten Jahre auf die Univerſität von Heidelberg ſchickte, erleichtert wurde. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Geſellſchaft ſeines Vaters, der Theologen und Glaubenshelden, die ihn umgaben, fuhr aber deßhalb nicht weniger fort, die Bücher als ſeine beſten Freunde zu betrachten. Der Vater hatte nicht zu fürchten, daß auch Elie vor der langen Weile und der theologiſchen Zucht des väterlichen Hauſes entfliehen werde; Elie war nicht ſo geartet, daß man dergleichen von ihm erwarten konnte.

Er war in sein Schicksal ergeben, fürchtete die Berührung mit der Welt, hatte das Bewußtsein seiner Unbeholfenheit und war selbst mit einem fremden Kinde schüchtern. Diese Schüchternheit verließ ihn auch der Gräfin Sassari gegenüber nicht, aber sei es das Mitleid, das er mit ihrer Einsamkeit fühlte, sei es die Kraft der Liebe, die den Furchtsamsten zum Helden macht, es ist gewiß, daß er sich diesem Fräulein gegenüber so benahm, wie er sich noch nie einer Dame gegenüber benommen hatte. Anfangs freilich begnügte er sich damit, ihr, wenn ich Bücher bei ihm holte, dieß und jenes über den Autor sagen zu lassen, oder hier und da eine Stelle anzustreichen, oder sich einen Rath in Bezug auf ihre Lektüre zu gestatten. Wenn ich ihm dann ihren Dank bestellte, oder gar eine Frage im Namen des Fräuleins an ihn zu richten hatte, war er bis zur Verwirrung glücklich, und von Zeit zu Zeit konnte er nicht umhin, seine Bewunderung des Fräuleins gegen mich auszusprechen. „Ist es nicht erstaunlich, was sie Alles liest und versteht! — Mein lieber Baud, was sagen Sie nur zu einer solchen jungen Dame! — Ist Ihnen schon etwas derart vorgekommen! — Ein so junges und so schönes Mädchen und dabei so unterrichtet! — So viel Sinn für das Ernste und Schöne!“ Derart waren die Ausrufe, die ich oft zu hören bekam, und an diese knüpften sich manchmal Erkundigungen, was das Fräulein mache u. s. w. Bald aber hatte er den Muth, immer an die Bücher anknüpfend, sich dem Fräulein im Parke anzuschließen und endlich mit ihr lange Spaziergänge am See und in den Bergen zu unternehmen. Im Grunde war der arme Herr Elie in Mont-Tabor ebenso einsam, wie Fräulein Maria, und es war kein Wunder, daß sich Beide innig an einander schlossen.

Während dieser Zeit aber beschäftigten sich die anderen Herren in Mont-Tabor, wenn auch auf andere Weise, doch nicht mit geringerem Eifer mit Fräulein Maria. Wenn ihre Anwesenheit den Kamisarden ein Gräuel war, so war sie den gelehrten Theologen des Hauses ein Vorwurf, eine Beschämung. Ihr

Vater hatte dieſe aufgefordert, die Bekehrung der Tochter zu Stande zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihnen gelingen werde, woran er in Italien vergebens gearbeitet hatte. In Italien war ſie von ihren katholiſchen Jugenderinnerungen umgeben, hier von dieſen getrennt und ſogar, auf den Wunſch des Vaters, am Gottesdienſte theilnehmend, mußte ſie dem beredten Munde berühmter Prediger und Theologen leichter weichen und ihren Starrſinn aufgeben. Dieß war bei ihrer Ankunft die Hoffnung Aller, und Alle wurden verſtimmt, als ſie dieſe Hoffnung getäuſcht ſahen. Fräulein Maria erklärte mit Beharrlichkeit, daß gewiſſe Sätze der calviniſchen Lehre, z. B. der Satz von der Verworfenheit und Rettungsloſigkeit des größten Theiles des Menſchengeſchlechts, der Satz von der Gnade, ihrem ganzen Gefühle widerſpreche, ja ſie abſtoße, mit Widerwillen erfülle, und daß ſie nur eine Lüge ausſpräche, wenn ſie ſich zu dieſer Lehre bekennen würde. Der Eifer, wie der Stolz der Theologen, wurden durch dieſe Widerſpänſtigkeit eines jungen Mädchens herausgefordert und beleidigt, und unbeſchäftigte Flüchtlinge, wie ſie meiſtens waren, wurde die Bekehrung des Fräuleins bald die Hauptſache und der Gegenſtand, um den ſich Alles drehte. Man hielt Konferenzen, um die Verfahrungsweiſe in dieſer wichtigen Sache feſtzuſtellen, man veranſtaltete Kolloquien, denen Maria beiwohnen mußte, und in denen ein Theologe die Sache der katholiſchen Kirche vertheidigte, ein anderer ſie angriff; ſämmtliche Predigten, die nun in Mont-Tabor gehalten wurden, waren ſo abgefaßt, daß Maria erkennen konnte, wie ſie nur auf ſie abzielten. Die Stunden, in welchen Herr Beſſon ihr die reformirte Lehre beibringen ſollte, wurden bedeutend vermehrt, und Maria mußte mehr als die Hälfte des Tages theologiſche Auseinanderſetzungen anhören und außerdem verſprechen, die Bücher zu leſen, die ihr Herr Beſſon brachte, und die ſie nicht im Geringſten intereſſirten. Herr Beſſon fand bald, daß die unabhängige Lektüre des Fräuleins ſie nur zerſtreue, daß die weltlichen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit eine Urſache ihrer Verſtocktheit

seien, und ihr Vater nahm ihr alle Bücher, die Herr Besson entfernt wissen wollte. Das Leben des armen Fräuleins wurde immer beschränkter, immer ärmer und unfreier. Zum Glücke sah Herr Besson in dem Umgange mit Elie ein gutes Mittel der Bekehrung. Mit Vergnügen bemerkte er, daß die beiden jungen Leute einander gern aufsuchten, und er meinte, man dürfe es nicht verschmähen, wenn ein verirrtes Schaf durch die irdische Liebe auf die Pfade der himmlischen geleitet werden kann. Man legte dem Umgange der beiden jungen Herzen nichts in den Weg, und Fräulein Maria fand im Gespräch mit Elie, was man ihr durch Entziehung der Bücher geraubt hatte, da dieser die Verhaltungsregeln, die ihm Herr Besson gegeben, wohl mit Lächeln hinnahm, aber sie wenig befolgte. Nach Herrn Bessons Meinung sollte Herr Elie nur sein Sprachrohr werden und sollten die Lehren Calvins im Munde eines sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes die Wirkung haben, die sie bis jetzt, aus dem Munde eines alten Predigers kommend, verfehlten. Herr Besson versprach sich viel von dieser frommen List, und zufrieden folgte sein Blick dem Paare, wenn es sich auf seinen Spaziergängen im Parke oder in dem Gebirge verlor. Maria aber erfuhr auf diesen Spaziergängen, daß der religiöse Gewohnheitseifer seiner Umgebung ihrem Freunde ebenso unerquicklich war, wie ihr die Studien, zu denen man sie zwang, daß er diesen Fanatismus ebenso verwarf, wie jeden anderen, und daß er sich von früher Jugend an, besonders aber seitdem ihm die Wissenschaft weitere Blicke eröffnete, in dieser Welt ebenso fremd fühlte wie sie. Sie glaubte ihm noch mehr Mitleid schuldig zu sein, als er ihr bezeigte. Was sie seit Wochen litt, litt er es nicht schon seit Jahren? Seit er denken gelernt? Doch schien er nur ihrer Leiden zu gedenken und nur Trost für sie zu suchen. Sollte sie ihm dafür nicht mit ebenso viel Liebe danken, als er ihr entgegen brachte?

Ich weiß es allerdings nicht, wie und wann die Beiden einander ihre Liebe gestanden, aber ich merkte bald, daß sich Beide aufs Innigste verbunden, ganz und gar an einander gewiesen

und einig fühlten. Herr Elie war bei aller Melancholie, bei allem Kummer, den ihm die Lage Maria's verurſachte, heiterer, als er es je vorher geweſen. Früher in ſeiner Abgeſchloſſenheit immer etwas abſtoßend, ja reizbar, war er jetzt ſanft und freundlich gegen alle Welt. Und ſelbſt die Geſellſchaft ſuchte er jetzt gern auf, wenn Maria in dieſer Geſellſchaft erſchien. In dieſer Beziehung war allerdings die Auswahl nicht groß. Man verſammelte ſich ein Mal in der Woche beim Bailly von Nyon, einem Herrn von Wattenwyl aus dem Berner Geſchlechte, deſſen Frau ſich eines gewiſſen Rufes als geiſtreiche und gebildete Dame erfreute. Elie wich ſonſt dieſen Abendgeſellſchaften gern aus; jetzt aber, da man auch die Gräfin Saſſari geladen, begleitete er ſie mit Vergnügen dahin, um ſich an den Triumphen zu erfreuen, die ſie mit ihrer Schönheit, ihrem Geiſte, ihrem reichen Wiſſen über alle dieſe Damen davontrug, welche zwar ihrem Range ſich gern beugten, aber doch nicht umhin konnten, der in einem verfinſterten Glauben verſtockten Katholikin eine verletzende Verwunderung zu zeigen.

Aber die Liebe Elie's, die mir, der ich Alles ruhig beobachten konnte, längſt kein Geheimniß war, ſollte bald auf eine auffallende, ja lärmende Weiſe aller Welt kund werden. Giorgio, der italieniſche Diener des Grafen Saſſari, der nur aus Anhänglichkeit an Maria in Nyon geblieben war und daſelbſt ausharrte, trotz des Abſcheus, der ihm von den Kamiſarden gezeigt wurde, kehrte im Auftrage ſeines Herrn wieder nach Italien zurück, um allerlei Habſeligkeiten, die man in Turin hatte zurücklaſſen müſſen, herbeizuſchaffen. Er beſorgte Alles, was ihm der Graf aufgetragen, und er that mehr als das, indem er Alles einpackte, wovon er glaubte, daß es der Gräfin Maria angenehm ſein würde und was ihr die verlorene Heimat auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen könnte. In der That war Comteſſe Maria glücklich, als er gleich am Tage ſeiner Ankunft mehrere Kiſten in ihre Wohnung ſchaffen ließ und ſie beim Auspacken die ganze Einrichtung ihrer Turiner Stube erkannte. Sie weinte

vor Freude und küßte manches Möbel und manches Bild in der Rührung des Wiederſehens. Unter den mitgebrachten Gegenſtänden befanden ſich auch manche alte Originalbilder und manche Kopien nach den Werken alter Meiſter. Giorgio ſtellte und hängte Alles ſo auf, daß es ſo weit als möglich an die Turiner Stube Maria's erinnerte, und in der That war es ihr von dieſem Augenblicke an, wenigſtens für einige Zeit, als ob ſie einen Theil des verlorenen Glückes und der verlorenen Heimat wieder gewonnen hätte. Ihre Wohnung, die ihr bis jetzt als ein Gefängniß erſchien, wurde ihr lieb, und durch viele Tage konnte ſie ſich kaum bezwingen, ſie zu verlaſſen. So ſaß ſie eines Nachmittags träumend, in ſich verſunken, das Herz von Heimweh erfüllt, als ſie mit Einem Male durch einen Schrei des Zornes geweckt wurde. Sie ſah ſich um und hinter ihr, auf der breiten Terraſſe, von der aus man in ihr Zimmer ſehen konnte, hart am Fenſter, ſtand Iſabeau, jene Prophetin der Kamiſarden, blickte ihr mit flammenden Augen entgegen und ſtreckte die Hand im höchſten Zorne gegen eine Madonna von Andrea del Sarto aus. Iſabeau, ſeit ſie von der Verſtocktheit Maria's erfahren, pflegte ihr, obwohl immer ſchweigend, aber lauernd und beobachtend nachzuſchleichen, als ob ſie von der Papiſtin irgend welchen Gräuel erwartete, den ſie abwenden wollte. Maria war ſchon daran gewöhnt, ſich von ihr umſchlichen zu ſehen, und welches Grauen es ihr auch einflößte, ſich immer von Iſabeau, die ſie für wahnſinnig hielt, gefolgt und beobachtet zu wiſſen, ſo hatte ſie ſich doch vorgenommen, ſie nicht zu beachten, ſie gewähren und ſich ſelbſt nicht von ihr erſchrecken zu laſſen. Trotzdem fuhr ſie jetzt entſetzt auf, als ſie die Prophetin in dieſer Stellung, mit dieſem Ausdruck hinter ſich erblickte. Sie hätte fliehen mögen, wenn nicht ihr Charakter ſo geartet geweſen wäre, daß zugleich mit der Furcht und dem Schrecken in ihr der Muth und die Luſt an der ruhigen Beobachtung erwachte. Wie entſetzlich, wie drohend auch Iſabeau blickte, Maria betrachtete ſie nach dem erſten Momente der Ueberraſchung doch wie ein belehrendes Schauſpiel,

und der Gedanke, wie der Fanatismus bis zur wahnsinnigen Wuth in jeder Religion gedeihen kann, flog durch ihren Kopf. Aber so stark war sie nicht, um auch während des Schauspieles, das folgte, ihre ruhigen Betrachtungen fortsetzen zu können. Isabeau, die sie nie sprechen gehört hatte, entleerte mit Einem Male und mit einer furchtbar schrill tönenden Stimme eine Wolke von Flüchen über das Haupt der Götzendienerin, und ehe Maria sich dessen versah, hatte die Prophetin das Fensterkreuz eingedrückt und stand im Fenster selbst, aber so, daß sie Marien den Rücken und dem Hofe das Gesicht zukehrte. Ganz außer sich, riß sie die Fetzen ihrer Kleidung vom Leibe, warf sie in die Luft und schrie, daß man herbeikomme und die Gräuel entferne, die das Haus verunreinigen. Es war schon Winter, und die Kamisarden waren zum größten Theile in den anstoßenden Gebäuden versammelt. Auf den Ruf ihrer Prophetin stürzten sie in Schaaren herbei. Diese Stimme, die sie lange nicht gehört hatten, die sie in den Zeiten des Kampfes und der blutigen Verfolgung zu hören gewohnt waren, weckte in ihnen alle diese Gefühle, mit denen sie sich sonst den Henkern des Königs voll Todesmuth entgegenstürzten. Da sie diese Stimme wieder hörten, prüften sie nicht länger, wurden sie von demselben Rausche der Begeisterung, des Glaubenskampfes ergriffen, und folgten sie ihr, als hörten sie die Stimme Gottes. „Herbei! Herbei!" rief Isabeau, „herbei ihr Kinder Israels, Jesabel hat ihre Gräuel aufgestellt, ihre Götzen prangen! Die Zelte Jeschuruns sind entweiht und Altäre Baals rauchen auf Karmel! Herbei! Vernichtet die Hure Babylons, zerschmettert ihre Bildsäulen, reißet ihre Haine nieder, so spricht der Herr, der Herr Zebaoth!" — Die Kinder der Wüste begriffen schnell, was die Prophetin meinte, da sie auf Maria deutete und sie, ihrem zeigenden Finger folgend, im Innern der Stube mehrere Heiligenbilder erkannten. Dieser Anblick erfüllte sie mit demselben Abscheu, mit demselben Ingrimm, wie die Prophetin, und ihr folgend, stürmten sie, Verwünschungen gegen den Götzendienst ausstoßend, durch das Fenster in das Zimmer.

Maria ſtand zitternd da, ſah ihre geliebten Bilder, darunter manches herrliche Meiſterſtück, bedroht und wußte nicht, was zu beginnen. Mit ausgeſtreckten Armen ſtellte ſie ſich vor eines derſelben, einen Domenichino, der ihr als Erbſchaft ihrer Mutter beſonders theuer war, entſchloſſen, wenigſtens dieſes vor den Bilderſtürmern zu retten. Aber gerade dieſe Stellung zog die Aufmerkſamkeit der Stürmer auf das Bild, das ſie beſchützen wollte, und da ſie ſie zurückdrängte, deutete Iſabeau befehlend dahin, und mehrere Kamiſarden erfaßten ſie zugleich an den Armen, um ſie fortzuziehen und den Weg zu dem Bilde zu öffnen. In dem Augenblick flog die Thüre auf und Elie ſtürzte herbei. „Fanatiſches Geſindel!“ rief er mit blaſſen Lippen, ſchlug mit der Fauſt einen der Männer nieder, die ſich an Maria vergriffen hatten und faßte dann die Prophetin, als ſie eben zum Kampfe gegen ihn auffordern wollte, am Arme und warf ſie zur Thüre hinaus. Dieß Alles war das Werk einer halben Sekunde. Die Kinder der Wüſte waren überraſcht, den Sohn ihres Ernährers und Beſchützers ſich gegenüber zu ſehen; mehr noch überraſcht waren ſie, daß er ſo leicht die Prophetin Gottes bewältigt hatte, und ehe ſie wieder zur Beſinnung kamen, hatte er ſie zum Zimmer theils hinausgetrieben, theils hinausgeſtoßen. Wie er, waren auf den Lärm auch andere Bewohner des Hauſes und war auch Herr v. Chatelard ſelbſt herbeigeeilt. Die Herren ſchüttelten bedenklich den Kopf zu den Titeln und Ausdrücken, mit denen Elie die Kinder Gottes und der Wüſte zur Thüre hinausſtieß. Herr Beſſon war entrüſtet, daß er von fanatiſchem Geſindel ſprach, mehr als Alles empörte es die Herren, daß Giorgio, als Bundesgenoſſe Elie's, er, der unreine römiſche Götzendiener, am Kampfe den thätigſten Antheil nahm und die Kinder Gottes mit Fauſtſchlägen niederwarf. Indeſſen war man es im Allgemeinen doch zufrieden, daß Fräulein Maria vor der Begeiſterung der Prophetin und ihres Anhanges geſchützt worden. Dieſe, als ſie ſich plötzlich aus der Gefahr gerettet ſah, fiel kraftlos zuſammen. Elie hob ſie auf, und ſie, unbekümmert darum, daß indeſſen ihr

Vater, Herr v. Chatelard, Herr Beſſon und andere Herren in das Zimmer getreten waren, ſchlang ihre Arme um den Hals ihres Retters und brach in Weinen aus; Elie ſah wohl, welche Zeugen dieſe Szene hatte, aber er ſchien ſeine bisherige Natur gänzlich geändert, ſeine Schüchternheit vollkommen abgelegt zu haben; noch vom Kampfe ganz erhitzt und um einen Kopf größer als ſonſt, drückte er Maria ans Herz und verſicherte ſie mit lauter Stimme, daß ſie an ihm ſtets einen Vertheidiger gegen alle Angriffe des Fanatismus finden werde. Mir, der ich bei Seite ſtand und Alles betrachten konnte, ſchien es, als ob Graf Saſſari, obwohl er die Augen niederſchlug, dieſe letzte Szene nicht ungern geſehen. Herr Beſſon lächelte, Herr v. Chatelard wandte ſich mit Geräuſch und ging auf ſeine Stube zurück. Elie ſah ihm einen Augenblick lang nach, machte ſich dann aus den Armen Maria's los und folgte mit entſchloſſenen Schritten ſeinem Vater.

Herr v. Chatelard, als er ſeinen Sohn mit ſo entſchiedenem Schritte bei ſich eintreten ſah und überhaupt bemerkte, daß dieſer ihm muthiger und entſchloſſener, als er es an ihm gewohnt war, entgegenblickte, empfing ihn mit größerer Förmlichkeit, als er ſonſt zu thun pflegte und zeigte auf einen Stuhl. Vater und Sohn ſetzten ſich. „Mein Herr Vater," begann Elie, „was Sie jetzt geſehen, hat Sie gewiß nicht erſt in ein Geheimniß eingeweiht. Ich habe es ſeit lange nicht verborgen, wie ſehr ich ein Fräulein achte und liebe, das jeder Achtung und Liebe ſo ſehr würdig iſt. Der rohe Einbruch dieſes Volkes, das Sie beſchützen, in das Heiligthum einer jungfräulichen Wohnung führte zu einer Szene, die es mir zur Pflicht macht, früher als ich geſonnen war, mich öffentlich zu erklären. Mein Herr Vater, ich wünſche mich mit Fräulein Saſſari zu vermählen und bitte Sie um Ihre Einwilligung und um Ihren Segen."

„Gräfin Maria Saſſari," erwiderte der Vater, „iſt eine ausgezeichnete junge Dame; eine Verbindung mit dem edlen Grafengeſchlechte kann unſerer Familie nur zur Ehre gereichen, aber,

mein Herr Sohn, Fräulein Maria Saſſari iſt katholiſch, und Niemand würde es begreifen und ich am Allerwenigſten, wenn ſich ein Chatelard, der Sohn einer Familie, die zu allen Zeiten in den erſten Reihen der Vorkämpfer für die reine Lehre geſtanden, ſich mit einer römiſch-katholiſchen Dame verbände. Mein Sohn, ich darf mit Ihnen aufrichtig ſprechen. Es iſt nicht der Adel und es iſt nicht der Beſitz, die eine Stellung machen; dieſe danken wir immer irgend einer Idee, irgend einer Partei, der wir uns anſchließen. Ich wäre nichts, ich wäre ein einfacher Herr von Chatelard mit ſo und ſo viel Renten, ein Junker, wie es ihrer hier im Waadtlande, in Gex, in Savoyen und überall ſo viele gibt, die nichts haben, als ihren unbedeutenden Namen, der nicht den geringſten Werth hätte, wenn ſie ſich nicht unter einander einige Ehrerbietung erzeigten und eine Komödie fortſetzten, die Jedem, der außerhalb ſteht, lächerlich erſcheinen muß; — ich ſage, ich wäre wie einer von denen, wenn ich nicht mein Leben lang Opfer gebracht, mich ſelbſt zu einem Mittelpunkte einer großen Partei, mein Haus zum Sammelplatze der Märtyrer dieſer Partei gemacht und ſo der Schale meines Namens einen Inhalt gegeben hätte. Mein Name iſt bekannt, auf mich ſieht man, nicht nur in den Alpen, ſondern auch in Deutſchland, in Holland, in Schottland, überall, wo Calvins Lehre Anhänger hat. Nach den Verfolgungen in Frankreich wandten ſich die meiſten Häupter der Hugenotten ſofort an mich, und da ein italieniſcher Graf Verfolgungen zu fürchten hat, wird ihm mein Haus ſofort als Aſyl bezeichnet. Dieß, mein Sohn, iſt ein Ruhm, den ich mit Ausdauer und mit großen Opfern erworben habe, und der mir theurer iſt als mein Name. Dieſer Ruhm wäre zum großen Theile dahin, dürfte mit Recht angezweifelt werden, die Früchte lebenslanger Arbeit wären verloren in dem Augenblicke, da ein Chatelard, mein Sohn, eine Katholikin heirathete. Erfahren Sie es, Herr von Chatelard, daß ich nicht fanatiſch bin, daß ich mich mit meinem Nachdenken und meinen Zweifeln an manche Lehre unſerer Religion wage, daß ich Vieles verachte, was in meiner

eigenen Partei vorkommt, geſchieht, gewollt und geſprochen wird; ich weiß auch, daß ein Proteſtant mit einer Katholikin von der Bildung der Gräfin Maria Saſſari ſehr wohl in Harmonie und in Glück leben kann, aber ich weiß ferner, daß ein Mann, der eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen will, ſeinem Namen, ſeinem Ruhme perſönliche Anſichten, wie perſönliche Gefühle, ſelbſt Glück und Liebe aufopfern muß. Ich verlange das von Ihnen, wenn Fräulein Maria nicht zu unſerm Glauben übertritt; ich gebe Ihnen meinen Segen an dem Tage, an dem ſie ſich zu dieſem Schritte bereit erklärt."

„Maria," antwortete Elie, „iſt ebenſo unfähig, ein Wort gegen ihre Ueberzeugung auszuſprechen, als Sie, mein Herr Vater, ſich für unfähig erklären, einen Theil der Früchte Ihrer Bemühungen aufzugeben."

Herr von Chatelard erhob ſich und antwortete auf dieſe Erklärung mit der Frage: „Können Sie ſich einen Chatelard mit einer Katholikin verheirathet denken?"

„Ja," antwortete Elie kurz, indem er ſich ebenfalls erhob.

„Ich nimmermehr!" rief Herr von Chatelard, „und nun," fügte er hinzu, „da ich Ihnen meine Meinung ſo rückhaltslos geſagt, daß Sie ſie für unumſtößlich halten müſſen, will ich Sie noch bitten, künftig, und was immer vorkommen möge, ſich ſolcher Ausdrücke wie „fanatiſches Geſindel" zu enthalten. Es ſteht den Führern ſchlecht, ihre Schaar nicht zu achten, und ſie wären nichts ohne den Fanatismus dieſer Schaar."

Elie verneigte ſich kurz und mit einem Ausdrucke, der ſagen wollte: Dieß iſt Ihre Meinung, nicht die meinige; ich will nicht diskutiren, aber ich werde handeln, wie ich es für gut halte. Der Vater mochte wenigſtens dieſe Rede auf dem Geſichte ſeines Sohnes geleſen haben, denn er ging ihm noch einige Schritte nach und ſagte mit warnender Stimme: „Erinnern Sie ſich, daß ich ohne Bedauern bereits einen Sohn aufgegeben habe, weil dieſer die Traditionen der Familie aufzugeben drohte."

Elie erwiderte nichts und ging.

Zur ſelben Zeit fand in der Stube der Gräfin Maria zwiſchen Vater und Tochter ein Geſpräch ſtatt, welches mit dem ſo eben mitgetheilten einige Aehnlichkeit hatte. Graf Saſſari war bei ſeiner Tochter zurückgeblieben, als ſich Elie und die Anderen zurückgezogen hatten. Er ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha, ergriff ihre Hand und ſagte, nachdem er die Wildheit der Kamiſarden mit ihrer tiefen Ueberzeugung zu entſchuldigen und ſeine Tochter über den Vorgang zu beruhigen geſucht: „Maria, ich habe dich mit vielen anderen Zeugen ſo eben in den Armen eines jungen Mannes geſehen und habe Worte gehört, die zwiſchen euch Beiden ein feſtes Einverſtändniß errathen laſſen. Fürchte keine Vorwürfe. Ich kenne dich. Ich würde dich mit Glück als die Gattin des jungen Chatelard ſehen, aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ſich dieſe Hoffnung nicht verwirklicht, ſo lange du in deiner Weigerung, zu uns überzutreten, beharrſt."

Maria ſchwieg.

Der Graf, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf Antwort gewartet, fuhr fort: „Willſt du mir auch nicht die geringſte Hoffnung geben?"

„Mein Vater," antwortete Maria, „ſchon ſchäme ich mich, daſſelbe Wort zu wiederholen, das ich nun hundert Male wiederholt habe. Ich komme mir ſchon wie eine Schauſpielerin vor, die dieſelbe Rolle unzählige Male recitiren muß. Zwingen Sie mich nicht ſo aufzutreten, daß ich mir ſelber wie eine Tugendheldin erſcheinen muß; laſſen Sie mich nicht immer wieder die Verſicherung geben, daß ich nicht lügen kann."

Sie ſprang auf, nahm ein Buch vom Tiſche und las: „Gott machte vor der Erſchaffung der Welt das Geſetz der Jahrhunderte in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn. Er machte dieſes Geſetz aus dem reinen Vergnügen ſeines Willens, ohne irgend eine Vorausſicht des Verdienſtes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung ſeiner Gnade eine feſte und beſtimmte Anzahl Menſchen aus, die zwar das Unglück haben ſollten, mit dem Reſte der Menſchen aus verdorbenem Blute geboren und aus

unreiner Subſtanz gebildet zu werden und dadurch Sklaven der Sünde ſein würden; aber er beſchloß, ſie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jeſum Chriſtum. Er beſchloß ſie zu ſich zu rufen, ſie wiedergeboren werden zu laſſen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienſte Jeſu Chriſti und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geiſtes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beſchloß den Menſchen zuerſt unſchuldig zu erſchaffen, dann ſeinen Fall zu geſtatten und endlich mit einigen wenigen der ſündigen Menſchen Mitleid zu haben und ſie eben deßhalb auszuerwählen, die anderen aber in der Verderbtheit zu laſſen und ſie endlich ewiger Verdammniß preiszugeben."

Maria warf das Buch mit Entrüſtung von ſich. „Dieſer Gott," rief ſie, „iſt ſchlimmer als der Baal, von dem hier ſo viel geſprochen wird. Dieſer Gott, der zu ſeinem Vergnügen ſchafft, auserwählt und ungeheure Mengen Unſchuldiger verdammt; zu einem ſolchen Gotte, mein Vater, werde ich mich nie bekennen, und lieber bin ich mit der ungeheuren Menge der unſchuldig Verworfenen verdammt, als mit den wenigen Auserwählten begnadet."

„Aber, mein Kind," ſtammelte Graf Saſſari, „der heilige Auguſtin —"

„Sagt daſſelbe," fiel ihm Maria ins Wort, — „er gilt mir auch ſo viel wie Calvin."

„Maria," nahm der Graf ruhiger das Wort, „es iſt nicht meine Sache, dich über die Myſterien zu belehren, du haſt deine Lehrer. Ich habe dir nur als Vater und als erfahrener Mann zu ſprechen, und dir einige Erwägungen vorzulegen. Du weißt, mein Kind, daß wir kein Vermögen haben. Meine Armuth trieb mich aus Modena in piemonteſiſche Dienſte. Meine Stelle reichte hin, uns mit Anſtand und beinahe unſerm Range gemäß leben zu laſſen. Nun ſind wir in die Welt hinausgeſtoßen und wir leben von der Gnade und Milde meiner Glaubensbrüder. Wenn ich ſterbe, was wird aus dir? Ja, was wird ſelbſt aus mir bei

längerem Leben, wenn du in deiner Weigerung beharrſt? Glaube mir, man wird die Verſtocktheit der Tochter dem Vater nicht verzeihen. Bedenke meine ſchiefe Stellung in dieſer mir neuen Welt, bedenke, wie wenige Mädchen ſo glücklich ſind, in dem Manne ihrer Liebe zugleich einen Mann zu finden, der alle Glücksgüter mit ſeiner Liebe bietet. Herr von Chatelard, der Adelige kleinen Namens, wird ſeinen Sohn gern mit der Gräfin Saſſari verbinden und der Gräfin und Neubekehrten, der gewonnenen Seele, wird man alle Liebe, alle Ehrerbietung, alle Freude des Lebens gern entgegenbringen."

„Sie meinen alſo," ſagte Maria mit einiger Bitterkeit, „daß ich mich denn doch bekehren ſoll, um eine gute Heirath zu machen?"

„Mein Fräulein," rief der Graf Saſſari mit Strenge, „eine Tochter hat ihrem Vater zu gehorchen; ein einfältiges junges Mädchen hat kein Recht, ſo ſehr auf ihre Grundſätze zu pochen und ihre ſogenannten Ueberzeugungen der Erkenntniß weiſer und gelehrter Männer, dem Willen ihres Vaters, dem Wunſche ihrer Wohlthäter entgegenzuſetzen. Mein Fräulein, dieſes Verfahren iſt unweiblich und kann bei einem jungen Mädchen nicht ohne einige Frechheit vorkommen. Hätte ich Sie ohne alles Wiſſen aufwachſen laſſen, ſo hätten Sie jetzt weder Muth noch Waffen, ſich mir zu widerſetzen, und Sie hätten ſich bekehrt, weil ich es befohlen hätte. Sie haben die Herzloſigkeit, perſönliche Ueberzeugungen vorzuſchützen, wo Sie an nichts Anderes denken ſollten, als wie Sie eine Ihrem Glücke und dem würdigen Auftreten Ihres Vaters entſprechende Stellung einnehmen. Sie aber thun Alles, um meine Stellung zu verderben und mir vielleicht ein unglückliches und hülfloſes Alter zu bereiten. Man hat Sie bis jetzt mit einer Rückſicht behandelt, deren Sie ſich unwürdig zeigen; man wird von nun an auf eine Weiſe gegen Sie auftreten, wie es Ihre Verſtocktheit gegen göttliche und menſchliche Geſetze verdient."

Trotz dieſer Drohung kam jetzt für Gräfin Maria eine etwas

ruhigere Zeit. Die Kamiſarden hielten ſich ſeit dem abgeſchlagenen Sturme von ihr fern und die Theologen waren etwas müde und hofften, daß die Verbindung mit Elie die Bekehrung Maria's trotz Allem zur Folge haben werde, da ſonſt an eine endliche Vermählung nicht zu denken war. Da trat, obwohl außer aller Verbindung mit Mont-Tabor, ein Ereigniß ein, welches den Eifer der Bekehrungsſüchtigen aufs Neue anfachen und auf das Leben der jungen Gräfin den größten Einfluß haben ſollte. Eine junge Genferin aus patriziſchem Geſchlechte, ein Fräulein Saraſſin, war, von einem Jeſuiten aus Carouge bekehrt, zum Katholizismus übergegangen. Sie war unendlich reich und trat mit allen ihren Reichthümern in ein Kloſter. Die Sache machte um ſo größeres Aufſehen, als das Fräulein aus einer ſtreng reformirten Familie ſtammte, als die Bekehrung von dem Jeſuiten in ſehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und als dieſe nach den Verhältniſſen der Gegend als ein großer Sieg der Katholiken betrachtet wurde. Man hörte gewiſſermaßen den Jubel von Carouge herüber nach Genf ertönen. Die calviniſtiſche Geiſtlichkeit war gedemüthigt, beſchämt, noch mehr waren es die theologiſchen Einwohner von Mont-Tabor, welche ſeit Monaten vergebens an der Bekehrung eines in ihrer Mitte lebenden, ihnen ganz überlaſſenen Mädchens arbeiteten, unterſtützt vom Vater dieſes Mädchens und unterſtützt durch alle Umſtände, während der Jeſuit trotz aller Hinderniſſe, aus der Entfernung mit wenigen Briefen und, wie es hieß, nach nur zwei kurzen Zuſammenkünften, ſein Ziel erreichte. Ueberall in den reformirten wie katholiſchen Gegenden ringsumher wußte man, daß in Mont-Tabor ein junges Mädchen lebte, das man von allen Seiten beſtürmte, und das trotzdem den ausdauernſten Widerſtand leiſtete. Man wußte in Mont-Tabor, daß die Katholiken frohlockten und daß ſelbſt die Reformirten über die Bekehrer zu ſpotten anfingen. Dem mußte ein Ende gemacht werden und man mußte Genugthuung haben jenem Jeſuiten gegenüber, man mußte den Verluſt der Genfer Patrizierstochter durch die Eroberung einer italieniſchen Gräfin decken. Es

kam eine ganz neue Thätigkeit in die Bewohner von Mont-Tabor; es wurden neue Konferenzen gehalten, deren ausschließlicher Gegenstand Maria war, und endlich beschloß man, sie nach Genf zu bringen, da auch Herr Besson, der dort als Prediger angestellt wurde, in diese Stadt übersiedelte. Herr von Chatelard hatte in Genf eine alte Freundin, eine Wittwe, Madame de Planteamour, die in der frommen Welt eine große Rolle spielte, an der Spitze mehrerer religiösen Gesellschaften stand und die bereits, wenn auch noch nicht eine Katholikin zum Calvinismus, doch mehrere verlorene Frauenzimmer zu gottesfürchtigem Lebenswandel bekehrt hatte. Dieser Dame sollte Gräfin Maria Sassari anvertraut werden, während Herr Besson seine Unterrichtsstunden bei ihr fortsetzte. Madame Planteamour erklärte sich gern bereit, das gottgefällige Werk zu unternehmen und sprach ihre Zuversicht aus, daß es ihr damit ebenso gelingen werde, wie es ihr mit Gottes Hilfe schon bei den verstocktesten Gemüthern gelungen sei. Sie wollte, wie sie versicherte, der jungen Gräfin eine Mutter ersetzen und nur auf ihr Wohl und Heil sinnen. Auf diese Antwort wurde der definitive Entschluß gefaßt und vom Grafen Sassari seiner Tochter angekündigt.

„Mein Vater," sagte Maria, als ihr die Mittheilung gemacht wurde, „Sie wissen, daß das einzige Glück meines jetzigen Lebens mein Umgang mit Elie ist, daß ich aus seiner Nähe viel des Trostes schöpfe, dessen ich in meiner Lage bedarf. Sie berauben mich um Vieles, indem Sie mich jetzt in die Ferne schicken, und mir ahnt, daß ich keinem glücklichen Leben entgegengehe. Aber Sie sind mein Vater; ich versage Ihnen den Gehorsam nicht weiter, als es unbedingt nothwendig ist. Mein innigster Wunsch ist es, Ihre unterthänigste Tochter zu bleiben und zwischen uns ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, das Ihnen wenigstens ein Theilchen Familienleben rettet, nachdem Sie Ihr Vaterland verloren. Ich weiß es, daß Sie sich in einer Beziehung beunruhigen, Sie fürchten, daß ich in meiner Empörung gegen Sie weiter gehen werde, daß ich, wie ich es könnte, vielleicht die Hülfe meines

Königs anrufe, — fürchten Sie nichts! Ich werde nichts derart thun. Sie verfügen über mich nach Gutdünken, aber ich flehe Sie an, mich nicht einer unnöthigen Sklaverei zu überliefern und niemals zu vergeſſen, daß ich Ihre Tochter bin, wenn auch leider durch Ueberzeugungen von Ihnen getrennt."

Graf Saſſari erwiderte in kurzen Worten, daß Madame de Planteamour als eine ausgezeichnete Frau bekannt ſei und daß er ihr ſeine Tochter ohne die geringſte Beſorgniß anvertraue. Elie, als er von dem Plane hörte, ſtürzte herbei und bot Marien jede Hülfe an. „Fliehen wir," ſagte er, „ich fühle Kraft genug, Sie überall in der Welt zu beſchützen, für Sie zu ſorgen und den unverſöhnlichen Zorn meines Vaters zu ertragen."

„Noch fühle ich mich," erwiderte Maria, „zu einem ſolchen Schritte nicht berechtigt; noch iſt es meine Pflicht, abzuwarten, ob mein Vater mit der Zeit in dieſer Angelegenheit mit geringerem Eifer handeln wird. Auch darf ich Madame de Planteamour, die ich nicht kenne, nicht als ein Uebel betrachten, das mir das Recht zu einem Schritte gäbe, welcher mich vielleicht für immer von meinem Vater trennt. Er iſt allein, alt und in der Fremde; er kann noch in die Lage kommen, in der er meiner bedarf, und ich muß jeder Kataſtrophe ausweichen, die möglicherweiſe zwiſchen ihm und mir eine ewig trennende Kluft eröffnet. Laſſen Sie mich ziehen, lieber Freund. Madame de Planteamour iſt eine Frau, und wie ich hier trotz allem Glaubenseifer bei allen dieſen Herren doch noch ritterliche Rückſichten erfahre, ſo werde ich bei ihr vielleicht ein weibliches Herz finden, deſſen ich nach ſo langem ausſchließlichen Umgange mit Männern bedarf."

Nachdem die Liebenden ſich beſprochen, wie ſie einen Briefwechſel aufrecht erhalten möchten, trennten ſie ſich mit dem Verſprechen, nicht von einander laſſen zu wollen, und am ſelben Tage beſtiegen Herr von Chatelard, Graf Saſſari und ſeine Tochter die Karroſſe, um ſich nach Genf zu begeben. Die beiden Herren kamen am folgenden Tage wieder zurück.

Von dem Leben, das jetzt für die Gräfin Maria Saſſari

begann, kann ich, Samuel Baud, nicht weiter als Augenzeuge erzählen, aber es ſind Briefe vorhanden, welche ſie während ihres Aufenthaltes in Genf an ihren Geliebten ſchrieb, welche Giorgio abholte und die er an Denjenigen abzugeben wußte, für den ſie beſtimmt waren, obwohl ſie die Adreſſe des Grafen Saſſari trugen. Von dieſen an Herrn Elie de Chatelard geſchriebenen Briefen theile ich hier einige ganz oder theilweiſe mit.

Genf, den 16. Januar 1704.

..... Madame de Planteamour ſieht ganz anders aus, als ich mir ſie vorgeſtellt habe. Sie iſt weder dürr, noch lang, ſondern im Gegentheil ziemlich klein und von einer nicht unangenehmen Fülle. Auch trägt ſie ſich nicht ſchwarz und übertrieben einfach, wie ich mir eine Genfer Puritanerin vorgeſtellt habe. Sie iſt ziemlich bunt und ich glaube nicht, daß ihre Toilette in allen Theilen den Luxusgeſetzen Calvins entſpricht. Ihre ſchon halb ergrauten Haare trägt ſie noch immer à la Henriette in unzähligen Locken und Löckchen. Was Küche und Tiſch ihres Hauſes betrifft, ſucht ſie allerdings wieder gut zu machen, was ſie mit ihrer Toilette gegen die Luxusgeſetze verbricht. Ich glaube, daß ſie drei oder vier Schüſſeln auf dem Tiſche haben dürfte; wir bekommen aber, neben einer ſehr dünnen Waſſerſuppe, gewöhnlich nur eine einzige zu ſehen .... Bis jetzt hat ſie ſich nur ſehr wenig um mich bekümmert, da ſie überaus beſchäftigt iſt, vielen Wohlthätigkeitsgeſellſchaften angehört und einen ſehr ausgedehnten Briefwechſel unterhält. Sie läßt mich halbe Tage lang allein in meiner Hinterſtube, die auf einen engen und düſteren Hof geht und von der aus ich nichts ſehen kann, als eben dieſen Hof, ein kleines Stück Himmel und die Spitze des einen Thurmes von St. Pierre, welcher mir mit ſeinem Glockenſpiele jede Stunde eine arg entſtellte Melodie eines Pſalmes von Goudimel vorſingt. Damit ich mir in dieſer Wohnung, in welcher eine Bibel, die Pſalmen Clement Marots und einige Andachtsbücher meine, einzige Geſellſchaft ſind, nicht wie eine Gefangene vorkomme

hatte Madame de Planteamour einige Tage nach meiner Ankunft die Aufmerkſamkeit, mich zu einem Spaziergange einzuladen. Sie führte mich durch die Straßen der Stadt und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte Genfs, und ſo kamen wir auch vors Thor, an eine gewiſſe Stelle vor den Befeſtigungen, von der aus man die Ebene vom Plainpalais überſehen kann. Hier nahm ſie plötzlich eine feierliche, ja beinahe drohende Miene an, und mit ausgeſtrecktem Finger auf den Boden deutend, ſagte ſie: „Hier hat Calvin den Gottesleugner Michael Servet verbrennen laſſen.“ Vielleicht erwartete ſie von mir irgend eine Bemerkung über dieſe Schandthat und wollte ſie daran irgend welche Lehren anknüpfen — ich aber ſchwieg und nahm ihre Worte wie eine einfache hiſtoriſche Mittheilung eines Führers hin. Dann führte ſie mich wieder durch die Straßen und erzählte mir an verſchiedenen Punkten, durch verſchiedene Häuſer daran erinnert, von ungläubigen oder unſittlichen Frauen, welche Calvin und nach ſeinem Beiſpiele auch die ſpäteren Regierungen, im Hemde mit der Kerze in der Hand, durch die Straßen führen ließen, oder denen man andere derartige mehr oder weniger ſchimpfliche Penitenzen auferlegt hatte. Was war der Zweck dieſer Mittheilungen? Wollte ſie mich erſchrecken? Wollte ſie mir ſagen, mit welcher Strenge man in Genf verfahren könne? Ich geſtehe, daß ich nach dieſem Spaziergange etwas von der Sicherheit verlor, die mir das Benehmen der Madame Planteamour in den erſten Tagen eingeflößt hatte. Ich konnte mir nicht wegleugnen, daß ihre Mittheilungen wie Drohungen klangen und daß an der Stelle, wo Servet verbrannt wurde, aus ihren Worten und Blicken der Fanatismus eines Dominikaners hervorbrach. Indeſſen hat ſie mich ſeitdem wieder mir ſelbſt überlaſſen und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die Einſamkeit, über den Mangel einer mir zuſagenden Beſchäftigung, über meine dunkle Stube und vor Allem, mein lieber Freund, über meine Trennung von Ihnen. Indeſſen dient mir meine Einſamkeit dazu, mich auf das Lebhafteſte zu erinnern, was Sie mir während meines Aufenthaltes

in Mont-Tabor waren, und es mich auf das Dankbarste fühlen zu lassen, was Sie mir sind, da ich ohne Sie in dieser Welt ganz verödet wäre, ohne Halt, ohne Stütze, ohne Liebe. Wahrlich, nach Allem, was ich in den letzten Monaten erfahren, müßte ich ohne Sie zu der schrecklichen Ueberzeugung gelangt sein, daß ich Niemand mehr, daß ich überhaupt nicht mehr lieben könnte. Denken Sie sich, daß Herr von Chatelard nicht einen Sohn besäße wie Sie, oder, daß Sie während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor abwesend gewesen und ich Sie nicht kennen gelernt hätte, oder daß Ihr freier Geist den Einflüssen Ihrer Umgebung erlegen und Sie geworden wären wie die Anderen. Wen hätte ich jetzt auf dieser weiten Welt? Wen könnte ich noch lieben? Wem sonst als Ihnen, mein theurer Freund, danke ich die Heiterkeit, die mir trotz Allem bleibt? Ich glaube wohl, daß ich in jedem Falle den Muth bewahrt hätte, mich gegen eine Lüge bis ans Ende zu sträuben, aber dieser Muth allein hätte mich nicht aufrecht erhalten, wie mich jetzt Ihre Liebe aufrecht erhält. Mit allem Muthe hätte ich nicht das Bewußtsein eines Kämpfers in der Schlacht gehabt, sondern nur die trostlose Vereinsamung und die Verzweiflung des einzelnen Wanderers, der in der Wüste von Thieren oder von Verschmachtung überfallen wird. Soll ich diesem Bekenntnisse noch einen Dank hinzufügen? Oder irgend welche andere Versicherung?....

Genf, den 30. Januar 1704.

..... Die Szene hat sich bedeutend verändert. Die Geschäftigkeit der Madame Planteamour in den ersten Tagen hatte nur den Zweck, die Hände frei zu machen, damit sie sich ganz und gar mir widmen könne. Seit ungefähr acht Tagen verläßt sie mich, die Schlafstunden ausgenommen, beinahe keinen Augenblick. Des Morgens werde ich durch ihre Magd geweckt und muß mich augenblicklich erheben, dann mich so ankleiden, wie es mir die Magd nach den Vorschriften der Madame Planteamour befiehlt. Komme ich dann in die Wohnstube dieser Dame, werde ich wieder zurückgeschickt, um das oder jenes an meiner Toilette

zu ändern. Sie findet an mir ſehr Vieles kokett und weltlich, was ſie ſich in einem weit höheren Grade erlaubt. Ich darf nicht den geringſten Schmuck tragen, während ſie Finger, Arme und Bruſt bedeckt hat; freilich mit Andenken von frommen Männern oder Zeugniſſen von guten Werken. Jeder Ring, jede Buſennadel hat irgend eine fromme Geſchichte, iſt das Monument einer Bekehrung oder einer Stiftung. Des Morgens frühe verſammeln ſich die Hausgenoſſen zu frommen Geſängen, und während geſungen wird, muß ich bei Seite ſtehen und zuhören. Dann nach dem Frühſtück lieſt mir Madame Planteamour einige Kapitel aus der Bibel vor. Sie begann mit der Schöpfung, und nach ihrem ſyſtematiſchen Fortſchreiten zu ſchließen, gedenkt ſie mir ſo das ganze alte und neue Teſtament vorzuleſen. Nach dieſer Lektüre kommt eine andere an die Reihe: Kommentare der Kapitel, die wir eben geleſen, und nach dieſen Kommentaren beginnt Madame Planteamour ein Geſpräch über das Geleſene, und ich muß gegen meinen Willen Einwürfe erheben, um widerlegt werden zu können. Da ich nicht die geringſte Luſt zu diſputiren habe, ſage ich das erſte Beſte, was mir einfällt, und Madame Planteamour iſt empört über die Albernheiten, die ich den ewigen Wahrheiten entgegenſetze. Sie iſt erſtaunt, daß man mich ihr als eine Perſon von einigem Geiſte geſchildert, und hat bereits begonnen, mich als ein dummes Mädchen zu behandeln. Manchmal, wenn ſie in dieſer Beziehung zweifelhaft wird, ſchreibt ſie mein Widerſtreben nur dem böſeſten Willen, der Verſtocktheit gemeinſter Art zu, und in dieſem Sinne gibt ſie Herrn Beſſon Anweiſungen zu meiner Behandlung. Ich werde alſo, dieß iſt meine Zukunft, entweder als ein böſes oder als ein dummes Mädchen behandelt werden. Herr Beſſon, der gegen Mittag kommt, unmittelbar nachdem die Diskuſſionen mit Madame Planteamour geſchloſſen ſind, ſcheint in der That dieſes Syſtem bereits angenommen zu haben. Wie ganz anders tritt er hier gegen mich auf, als in Mont-Tabor; ſo ſalbungsvoll, milde und einſchmeichelnd, als er dort geweſen, ſo heftig, un-

geduldig ist er hier. Madame Planteamour macht mir die heftigsten Vorwürfe darüber, daß ich einen solchen Mann so kränken könne, und oft unterbricht sie ihn während seiner Lektionen, um mir eine Predigt zu halten, und er läßt sich gerne unterbrechen. Mein lieber Freund, ich habe hier nichts zu thun, als Eine Tugend zu üben, die Geduld, und ich glaube, ich habe es darin schon weit gebracht. Wenn einst in glücklicheren Zeiten unserer Beider Wünsche gekrönt werden, dann, mein lieber Freund, bekommen Sie eine geduldige Frau, wie sie sich der größte Haustyrann nur wünschen kann. Ach, ich scherze! aber ich kann es nur, wenn ich an Sie schreibe, an Sie denke. Dann kommt mir ein Schatten jener Heiterkeit zurück, mit der eine gütige Natur mein Wesen ausstattete und die, ich gebe die Hoffnung nicht auf, einst ebenso kräftig und hell mein Inneres erfüllen wird, wie damals, als ich noch im Thale von Aosta lebte und nicht wußte, daß es in der Welt Kummer und Sorgen gibt, daß der Tod die Mutter, der Glaube den Vater vom Kinde trennen könne. Leben Sie wohl!

Genf, den 10. Februar 1704.

..... Seien Sie gut gegen Giorgio, erzeigen Sie ihm Wohlthaten, wo Sie können. Der treue Diener entwickelt aus purer Treue und in seinem Eifer, mir zu dienen, das Talent und die List eines ächten Komödienbedienten. Die Bücher, die Sie mir schicken, weiß er mir auf das Klügste zuzustecken oder sie, selbst vor vielen Zeugen, irgend wie in der Stube unterzubringen, wo ich sie dann, wenn ich allein bin, auffinde. Auch läuft er die halbe Nacht durch, um früh genug bei mir einzutreffen und mich sprechen zu können, bevor Madame Planteamour erwacht ist. Und wäre das Alles nicht, ich liebte ihn schon als meinen Landsmann und als Einen, der mich in einer besseren Zeit kannte. Wie verderben uns doch die Verhältnisse? In meiner Jugend war ich über die Komödien empört, in denen Eltern und Vormünder von Kindern und Mündeln, meist mit

Hülfe von Dienern, betrogen werden. Ich fand das höchſt unmoraliſch, und wie ſehr ich die Liebe liebte, ſo konnte ſie mir doch nicht als Entſchuldigung dieſer Lügen und Betrügereien dienen. So puritaniſch war ich und ſo unpuritaniſch machen mich die Puritaner, daß ich jetzt ſelber die Mittel anwende, die mich einſt mit Entrüſtung erfüllten, daß ich eine geheime Korreſpondenz habe, mich eines Bedienten dazu bediene, meinen Vater betrüge und Diejenige, die er zu meiner Vormünderin gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ich mir darüber Gewiſſensſkrupel mache; auch halte ich mich nicht für ſo ſchlecht, als mich Madame Planteamour glauben machen will. Madame Planteamour hat nämlich entdeckt, daß meine Verſtocktheit in den niedrigſten Anlagen und Neigungen begründet ſei, daß mich nur die Liebe zum Laſter im Schooße der katholiſchen Kirche zurückhalte. Nur weil man mit Hülfe der Beichte und der Abſolution alle möglichen Schandthaten begehen könne, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur deßhalb halte ich an der Religion der Beichtſtühle feſt. Ich ſage Ihnen das auf die verblümteſte Weiſe; Madame Planteamour drückte ſich und zwar in Gegenwart Herrn Beſſons etwas ſtärker aus und zählte mir alle die Laſter auf, alle meine niedrigen Neigungen, welche mich zu einer treuen Katholikin machten. Ich war erſtaunt über die Phantaſie einer ſo frommen Frau, ich war noch mehr erſtaunt, über die Verwirrung der Begriffe, welche Beſchränktheit, Vorurtheil und Haß hervorbringen können. Werden Sie es glauben? Die größten und erhabenſten Meiſter der Kunſt mußten die Beweiſe liefern, daß die katholiſche Religion nichts anderes ſei, als der Kultus der Sinnenluſt. Die Freude am Schönen, die ſich in den Kunſtwerken der italieniſchen Meiſter ausdrückt, iſt eine Freude am Irdiſchen, alſo am Sinnlichen, alſo am Niedrigen, alſo am Laſter. Die Kirche ließ ſich durch dieſe Künſte verherrlichen, alſo iſt ſie eine Beſchützerin des Laſters, und alle Diejenigen, die ſich von dieſer Kirche nicht losſagen wollten, beweiſen nur ihre Anhänglichkeit am Laſter, an der Sinnlichkeit,

an der Verworfenheit. Sie werden begreifen, daß ich solchen Argumenten gegenüber zu stolz bin, meine geringe Katholizität hervorzuheben, ja daß ich mich herausgefordert fühle, mich gegen solche Ansichten aufzulehnen und mir selber einzureden, daß ich katholischer bin, als es in der That der Fall ist. Ich bin also in den Augen der Madame Planteamour und jetzt auch schon in den Augen des Herrn Besson, der ihr in Allem beipflichtet, nicht mehr eine bloße Verblendete oder Verstockte, die man zum Lichte bekehren will, nein, ich bin einfach eine Verworfene, in der alle Uebel bereits entwickelt oder wenigstens im Keime vorhanden sind. Madame Planteamour verwirft alle Moral und alle Tugend außerhalb des Glaubens, obwohl sie zugeben muß, daß es unter Heiden und selbst Katholiken moralische Menschen gegeben. Trotzdem kommt sie zu dem Schlusse, daß man außerhalb ihrer Lehre auch nicht tugendhaft sein könne. Mit einem Worte, lieber Freund, und um es so zart als möglich zu sagen: Ich bin, weil ich keine Calviniſtin bin, eine Magdalene vor der Bekehrung. Es liegt mir im Grunde sehr wenig an der Meinung des Herrn Besson — aber er ist doch ein Mann, und Sie werden begreifen, wie es mich berühren muß, solche Dinge vor ihm anhören zu müssen, und welche Stunden des Zornes, der Entrüstung mir das bereitet. In der That kam ich nicht später als heute so sehr in Harnisch, daß ich mich mit einem Male an ihn wandte und ihn aufforderte, mich gegen soche Angriffe zu vertheidigen. Aber diese Frommen haben den letzten Rest jener Eigenschaft verloren, die man Ritterlichkeit nennt, und Herr Besson antwortete mir auf die salbungsvollste Weise, daß er mir aus der Schrift beweisen könne, wie sehr Madame Planteamour Recht habe. Ich muß mich darauf vorbereiten, Frauen wie Bathseba und Abigail, weil es biblische Frauen sind und weil sie ihre Ehemänner an den Psalmensänger verrathen, zu verehren und mich selbst als eine Verworfene zu betrachten. So lange ich es nicht zu dieser Kraft des Glaubens gebracht, kann ich auf Ruhe nicht rechnen. Sie können sich nicht

vorſtellen, was mir Alles als Sünde oder vielmehr als katholiſch vorgeworfen wird. Da iſt z. B. eine Katze im Hauſe, eine nothwendige Mitbewohnerin wegen der unzähligen Mäuſe, die Tag und Nacht in den alten Mauern umhertoben. Dieſe Katze iſt ein ſehr anmuthiges Thier; vielleicht iſt ſie es auch nicht, aber ſie iſt das einzige Geſchöpf, das mir nicht predigt und das mich nicht als eine Verworfene betrachtet. Ich habe ſie lieb gewonnen, weil ich ihr Liebe zeigen kann, weil ſie ſich von mir ſtreicheln läßt und dazu ebenſo freundlich knurrt, als ob ſie eine reformirte Hand ſtreichelte. Sie iſt mir, was ſo vielen Gefangenen eine Spinne oder eine Maus war. Nun wohl! der Umgang mit dieſer Katze iſt mir verboten worden. Meine Liebe zu dem Thiere iſt katholiſch! Es iſt die Liebe zu den unvernünftigen Thieren ohne Seele, der Anfang des Götzendienſtes; ſo hat der Thierdienſt bei den Heiden begonnen, und die katholiſche Bilderverehrung, als Folge der Liebe zum Sinnlichen, iſt nichts als eine Fortſetzung und ein Abglanz jenes Götzendienſtes. Meine Liebe zur Katze war alſo katholiſch. Es iſt unglaublich, mit aller Phantaſie würde man es nicht errathen, in welchen Dingen allen Madame Planteamour Katholizismus wittert ....

P. S. So eben iſt mir Miltons „verlorenes Paradies", das Sie mir vor einigen Tagen ſchickten, konfiszirt worden; Miltons, des frommen puritaniſchen Dichters frommes Gedicht. Es iſt Poeſie, es iſt weltlich — vielleicht ſogar katholiſch?

Genf, den 21. Februar 1704.

Ich beſchwöre Sie, mein lieber Freund, beunruhigen Sie meinen Vater nicht meinetwegen, bedrängen Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe! Er kann nichts für mich thun, er hat ſeine ganze Gewalt über mich in die Hände der bewußten Herren und der Madame Planteamour niedergelegt; er hat ſich ſchriftlich verpflichtet, ſie in Allem, was meine Bekehrung betrifft, vollkommen frei gewähren zu laſſen, keinen Widerſpruch zu erheben und alle Mittel gut zu heißen, die man als an-

gemeſſen erachtet. Verurtheilen Sie ihn nicht. Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, ein Geſtändniß abzulegen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen. Ich bin es Ihnen ſchuldig, einmal meines Vaters wegen, daß Sie ſeine Handlungsweiſe nicht zu hart beurtheilen, dann weil ich Ihnen überhaupt alles Vertrauen ſchuldig bin. Ich muß mich kurz faſſen, ich muß mich beeilen, bevor die Nacht in mein immer dämmeriges Zimmer hereinbricht und bevor Madame Planteamour von ihrem nachmittägigen Beſuche zurückkehrt. Da mir ſo wenig Zeit übrig bleibt, müſſen Sie ſich zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe, Vieles hinzudenken, und Sie thun mir damit einen Gefallen, da Sie mir das Ausſprechen ſehr peinlicher Dinge erſparen.

Vor Allem: mein Vater iſt nicht immer zurechnungsfähig; man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihn für Alles, was er thut oder unterläßt, verantwortlich machen. Sein Geiſt iſt durch eine Reihe äußerer und innerer Erlebniſſe bis zu einem gewiſſen Grade zerrüttet. Seine Bekehrungsgeſchichte iſt nicht ſo, wie man ſich dieſelbe in Mont-Tabor erzählte; nein, ſie iſt leider anders.

Mein Vater gehört einer in Vermögensverhältniſſen herabgekommenen Familie an; um dieſer neuen Glanz zu geben und von Ehrgeiz getrieben, verließ er Modena, um in Piemont, das ſich ſeit einer Reihe von Jahren bedeutend zu erheben begann, Dienſte zu nehmen. Obwohl ziemlich gleichgültig in Glaubensſachen, ſchloß er ſich, um deſto raſcher zu ſeinem Ziele zu gelangen, der mächtigen Partei der Geiſtlichkeit an. Er bekam in der That auch bald eine gute Stellung, als eine Art von Statthalter des Thales von Aoſta. Wir, meine Mutter und ich, wir waren glücklich in dieſem reizenden Thale und hätten gewünſcht, es nie verlaſſen zu müſſen. Nicht ſo mein Vater. Er blieb mit Regierung und Geiſtlichkeit in Turin in beſtändiger und inniger Verbindung, nur den Moment abwartend, wo er Unterpfänder ſeiner Treue und Fähigkeit liefern könnte, um dann deſto raſcher emporzukommen. Der Moment ließ leider nicht lange auf ſich

warten. Es brach eine jener unruhigen Bewegungen in den Thälern der Waldenſer aus, welche manchmal die Folge unerträglichen Druckes, manchmal von der katholiſchen Geiſtlichkeit künſtlich hervorgebracht waren, um Vorwände zu neuer Verfolgung der Ketzer zu haben. Bei meinem Vater wurde unter der Hand angefragt, ob er an der Spitze mehrerer Kompagnien als Kommiſſär der Regierung ſich in die Thäler der Waldenſer begeben und daſelbſt ſo walten wolle, wie man ihm vorſchreiben werde? Schon auf die Anfrage hin eilte mein Vater nach Turin und dort vor Allem zum Erzbiſchof, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich muß eilen mit meinem Berichte. Mein Vater wurde in die Thäler der Waldenſer geſchickt. Die Unruhen wurden unterdrückt. Laſſen Sie mich nicht ſagen, wie? Mein Vater war ein Verfolger, wie ihn die Inquiſition wünſchen konnte. Nach Turin kehrte er mit einem traurigen Gefolge zurück: mit vier ehrwürdigen Prieſtern der unglücklichen Sekte, mit vier Duldern in Feſſeln. Man ſtempelte ſie zu Rebellen und Hochverräthern und alle vier wurden in Turin gehängt. Mein theurer Freund, das hat der Vater Ihrer Geliebten gethan, ein Mann, der nicht an die Satzungen der katholiſchen Kirche und vielleicht noch weniger an die Schuld der vier Märtyrer glaubte. Er hielt ſich für ſtark genug, um ein Staatsmann zu ſein, wie unzählige Andere, und ſich mit unzerſtörbarer Ruhe des Verſtandes einem Syſteme anſchließen zu können, wie viele Andere, Alles zu vermögen, was das Syſtem und was die Carrière verlangt. Das Syſtem erſetzt bei den meiſten Staatsmännern und Beamten Italiens das Gewiſſen und die Vernunft: er glaubte ein ſolcher Staatsmann zu ſein. Er war es nicht. Unglückſeliger Weiſe mußte er in einer Sendung an demſelben Morgen, an welchem die vier Märtyrer hingerichtet wurden, die Stadt verlaſſen und an dem Richtplatze im entſcheidenden Momente vorüberkommen. Seine Carrière war gemacht; er hatte dem Klerus die verlangten Opfer geliefert und er erhielt eine Stellung in Turin, die ihn dem Throne nahe brachte und weite

ſtolze Ausſichten eröffnete. Ach, es war ihm damit nicht geholfen. Er vergaß die Verfolgungen, die er über die Thäler der Waldenſer hatte ergehen laſſen, und den Tod der vier Märtyrer nicht wieder. Wozu Ihnen einen grauenvollen Seelenzuſtand ſchildern und Ihnen erzählen, wie meine Mutter an den Thaten ihres Gatten, den ſie geliebt hatte, und an ſeinem Anblick zu Grunde ging. Sie ſtarb noch jung, und erwägend, daß Derjenige oder vielmehr Diejenige, die nunmehr beſtimmt war, ihn zu tröſten, ſein Arzt zu ſein, daß ich das Uebel kennen mußte, an dem er krankte, weihte ſie mich in das Geheimniß ein, in das Geheimniß ſeiner Gewiſſensbiſſe und ſeiner ſchauderhaft verbrachten Tage und Nächte. Er verſank immer mehr in ſich ſelber, in ein Brüten, welches nichts anderes war, als ein Suchen des Heiles oder vielmehr ſeiner Heilung. Dieſe konnte er unmöglich in einer Kirche finden, die ihn zu ſeinem Verbrechen bewogen hatte, und er floh aus einer Religion, in deren Schooß ſich ſonſt Sünder und Verbrecher zu flüchten pflegen. Die Logik ſolcher Gemüthskranken iſt ſehr eigenthümlich. Gerade was in der calviniſtiſchen Religion am meiſten abſtoßen muß, zog ihn am Stärkſten an. Die Verdammniß, die er, nach der calviniſtiſchen Lehre, mit der ungeheuren Mehrheit des Menſchengeſchlechtes zu theilen hatte, verlor für ihn einen großen Theil ihrer Schrecken; er konnte aber auch, nach eben dieſer Lehre, einer der wenigen Auserwählten und trotz ſeines ungeheuren Verbrechens gerettet ſein. Dieß machte ihn zum Calviniſten. — Ich muß eilen, die Dunkelheit nimmt immer mehr zu. — Er fühlte ſich vernichtet und gedemüthigt, als er merkte, daß ich, von meiner Mutter unterrichtet, um ſeinen Seelenzuſtand und ſeine Verbrechen wußte. Er fürchtete dadurch ſein Kind zu verlieren und ich mußte ihn beruhigen, indem ich ihm ſchwor, ihm immer eine gehorſame Tochter zu ſein. Leider habe ich ſeinen Seelenzuſtand für einen Augenblick vergeſſen, an jenem Tage, als Sie mich und meine Bilder vor den Kamiſarden erretteten. Sie werden aber, nach dieſen Mittheilungen, künftig Manches

an mir und meinem Vater beſſer verſtehen. Sie werden nun begreifen, warum er ſich ſelbſt, gewiſſermaßen mit gebundenen Händen, den calviniſtiſchen Fanatikern, die übrigens ſeine Geſchichte kennen, hingibt und warum er, abgeſehen von ſeinem Eifer, auch mich ſo dringend zu bekehren ſucht. Er möchte, ſo weit es ihm möglich, den der römiſchen Kirche feindlichen Religionen gewiſſermaßen Erſatz liefern für Das, was er an den Waldenſern gethan. Religion und Gewiſſen ſind bei dieſer Illuſion gleich betheiligt. Darum aber glauben Sie ja nicht, daß der weltliche, kluge Mann, als welcher mein Vater ſeine Laufbahn begonnen, in ihm gänzlich erſtorben ſei; er kommt noch manchmal zum Vorſchein, und dieß rechtfertigt mein etwas hartes Benehmen, das ich mir damals zu Schulden kommen ließ, als er mich an die Nützlichkeit einer Bekehrung erinnerte. Sie werden nun auch verſtehen, mein Freund, warum ich in meinem Gehorſam vielleicht weiter gehe und in meiner Fügſamkeit, als es ſonſt die Pflicht geböte; warum ich Vieles ertrage, das ich ſonſt nicht ertragen würde. Aber glauben Sie nicht, daß ich mit alldem vergeſſen werde, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Alſo, mein lieber Freund — ich wiederhole die Bitte, mit der ich begonnen — beunruhigen Sie meinen Vater nicht — er kann nichts thun — ich bin ſeiner Gewalt entzogen — es iſt dunkle Nacht. Gute Nacht.

... März

.... Frau Planteamour glaubt jetzt, meine Verſtocktheit habe ihre Urſache im Fleiſche; ich müßte mich kaſteien, um zur Erkenntniß durchdringen zu können. Sie läßt mich förmlich faſten. Mein Leib ſoll von aller Weltlichkeit geſäubert und damit auch in meiner Seele aufgeräumt werden; wenn ſich dann das Bedürfniß nach dem Himmel einſtellt, iſt ſie da, um mir die Wege dahin zu zeigen. Sie würden gut thun, mein lieber Freund, mir künftig durch Giorgio anſtatt der Bücher einiges Brod oder irgend welche Nahrungsmittel zuſtecken zu laſſen. Der gute Giorgio, glauben Sie ihm nicht, daß ich ſo ſchlecht ausſehe, er ſieht mich mit den

Augen der Beſorgniß. Ich bin allerdings etwas blaß geworden, aber das kommt nur von den lichtleeren Räumen, in denen ich meine Tage verbringe. Madame Planteamour führt mich jetzt nur äußerſt ſelten in die Luft und überhaupt aus dem Hauſe. Des Abends muß ich ſie manchmal in Konventikel begleiten, in denen ich mich auf das Grauſamſte langweile. Ich höre da ewig daſſelbe und ich begreife in der That dieſe Menſchen nicht, wie ſie bei dieſer Einförmigkeit ihrer Gedanken beſtehen und darauf noch ſtolz ſein können .....

Ende März ....

Alſo Sie, mein Freund, ſind vor mir ſchwach geworden? Sie rathen mir, nachzugeben? Ich ſoll eine Förmlichkeit erfüllen, die mich nicht hindert, in meinem Innern zu bleiben, was ich will? Seien Sie ruhig, mein theurer Freund, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wären Sie im Gefängniß, wüßte ich Sie von Inquiſitoren umgeben, von der ungeheuerſten Langeweile belagert, ſo vielen Quälereien und Demüthigungen ausgeſetzt, dann wäre ich wohl eben ſo ſchwach, Ihnen Aehnliches zu rathen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß man nicht mehr iſt, was man ſein will, nachdem man ſelbſt nur eine Förmlichkeit erfüllt hat, die mit unſerm Weſen im Widerſpruch iſt. Jedes Ereigniß, jede That, der wir uns mit dem letzten Reſte des freien Willens fügen, wird ein Tyrann unſerer ganzen Zukunft, den wir nicht zu ſtürzen im Stande ſind. Man kann Vieles ſühnen, man kann ein geſtörtes Gleichgewicht wieder herſtellen, aber man kann Nichts verwiſchen. Und ſeien wir froh damit; welche ſinnloſe Moſaik wäre unſer ganzes Leben, wenn wir vergeſſen könnten. Sie ſagen: Form! Allerdings, es gibt abgeſtorbene Formen, die man verachten muß, aber andere haben noch einen lebendigen Inhalt und man kann ſich über ſie nicht hinwegſetzen, ohne ſich an ſich ſelbſt und an der Welt zu verſündigen. Indeſſen iſt es das nicht allein, was mich abhält, mich gefälliger zu zeigen; es iſt Etwas, was viel ſtärker iſt als all' mein Nachdenken, als meine Ueber-

zeugungen, als mein Stolz und mein Charakter. Ich bin eine Italienerin, und als ſolche habe ich der Religion gegenüber das Gefühl, das, wie ich glaube, die orientaliſchen Völker beherrſcht, bei denen Religion und Nation eins und daſſelbe ſind, in einander verſchwimmen und nicht getrennt werden können. Wie ungläubig ich auch bin, ſo kann ich mir doch dieſes Italien ohne ſeine Kirchen, ohne ſeine Giotto, Fra Beato, Brunelleschi, Leonardo, Raphael, Michel Angelo, Andrea del Sarto nicht denken und ohne die ganze Geſchichte, die mit Italiens Paläſten, mit ſeinen Kirchen, Dichtern und Künſtlern zuſammenhängt. Wenn ich mich mir ſelber fromm vorſtelle, ſo denke ich mir auch, daß ich mich in meinem Kummer ſo recht nur in einer italieniſchen Kirche ausweinen und nur beim Anblick dieſer Bilder, die von den Wänden auf mich niederſehen, aus Herzensgrund ausbeten und tröſten könnte. Es iſt das Alles mit einem italieniſchen Herzen als ein Theil des Nationalgefühles, als ein Familiengefühl verwachſen, und eine Trennung von dem Allen wäre mir wie Felonie und ein Uebergang aus dem Dom von Piſa oder aus der Kathedrale von Parma in einen leeren, weiß angeſtrichenen Tempel, wäre mir wie ein Losſagen von aller Schönheit und wie eine Verhöhnung meiner ganzen Jugend. Glauben Sie mir, wenn der Italiener von Sinn und Gefühl nicht in eine der weiter vorgeſchrittenen Kirchen übergeht, ſo iſt das bei ihm nicht ein Zeichen mangelhafter Erkenntniß. Ich will nicht ſagen, daß das Land, welches die Campanella und die Galilei hervorgebracht hat, ewig in dem Glauben verharren werde, der ihm vor tauſend Jahren zurecht gemacht worden, aber ich glaube allerdings, daß, ſo lange jene Zeiten, die ſo Großes und Schönes geſchaffen, unſere ſchönſten Zeiten ſind, ſich ein italieniſches Herz von Allem, was mit ihnen verwachſen iſt, alſo auch von der katholiſchen Kirche ſchwer trennen wird. Ein ungläubiger Katholik Italiens, dem die Unfehlbarkeit des Papſtes, überhaupt die Dogmen der römiſchen Kirche nichts ſind, verläßt trotzdem, wenn er die römiſche Kirche verläßt und in eine der proteſtantiſchen eintritt, ſehr viel, ohne

etwas dafür zu gewinnen. Wer über die katholischen Dogmen durch eigenes Nachdenken hinausgekommen ist, der ist auch über die protestantischen hinausgegangen. Der Einzelne, der sich reformirt, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, wo die Massen, von Predigern geführt, stehen bleiben. Er begeht eine größere Lüge, indem er sich für eine andere Kirche erklärt, als wenn er in der angeborenen bleibt, für die er nicht verantwortlich ist. Die reformirten Kirchen werden darum immer weniger Bekehrungen machen, als die katholische, wenn nicht wieder politische Gründe die Massen in Bewegung setzen und sie ihnen entgegentreiben. Die katholische hingegen wird immer neue Bekehrte aufnehmen, weil Derjenige, der Glaubensbedürfnisse hat, dahin geht, wo sie am stärksten befriedigt werden.

Lachen Sie nicht, daß ich Ihnen wie ein Doktor spreche und gewiß Altbekanntes wiederhole. Mein Geist wie mein Herz sind seit einem Jahre durch meine Lage zu sehr aufgefordert, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, und es ist natürlich, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit meine ungefähre Meinung sage, daß ich Ihnen andeute, aus wie vielen Gründen es mir unmöglich ist, ein Wort auszusprechen, das mich von vielen Quälereien befreien und mich zu Ihrer Gattin machen würde. Ich weiß es, wie undankbar meine Verstocktheit ist, wie geringe Früchte sie selbst meiner Eitelkeit tragen kann, da ich dem einen Glauben widerstehe, ohne die Märtyrerin des andern zu sein. Niemand dankt mir mein Benehmen, bei Vielen erweckt es Haß, mich selbst kann es zu Grunde richten und bringt es um mein Glück; aber was ist zu thun? Sagen Sie mir wenigstens, daß ich Recht habe.

Ihre treue Maria.

.... 6. April ....

Ich habe Sie auf der Treppe gehört, ich habe Ihre Stimme erkannt, mein lieber Freund; ich konnte nicht zu Ihnen eilen, da man in dem Augenblicke, als Sie im Hause erschienen, einen Riegel vor meine Thür schob und ich gefangen war. Ich weinte

vor Sehnſucht nach Ihnen und vor Ingrimm während des ganzen Lärmens auf der Treppe. Ich erfuhr dann von einer Dienſtmagd, die mir einige Freundſchaft zeigt, daß Sie gekommen ſind, um mich zu befreien. Laſſen Sie ab, mein Freund, von dieſen Verſuchen, ſie tragen nur dazu bei, mein Loos zu verſchlimmern. Oft finde ich jetzt den Riegel vor meine Thüre geſchoben; meine Diät wird immer ſtrenger, Herr Beſſon kommt nicht mehr, um mich zu unterrichten; nicht mehr die Ueberredung — die Gewalt, die Ermüdung ſoll mich bekehren. Der arme Giorgio, der mit Ihnen auf der Treppe war, iſt, wie ich von der Dienſtmagd höre, im Gefängniß. Sie wird dafür ſorgen, daß dieſe Zeilen, die ich in Haſt ſchreibe, an Sie gelangen. Thun Sie um Gottes Willen Alles, um Giorgio zu befreien; leider iſt er Unterthan des Kaiſers, und dieſer hat keinen Agenten hier. Zu mir wird man ihn auf keinen Fall mehr laſſen, und ich weiß nicht, wie lange unſer Briefwechſel noch dauern wird. — Noch Eins: Der Syndik hat der Madame Planteamour einen Mann vors Haus geſtellt, der es überwachen und die Schaarwache benachrichtigen ſoll, ſobald ein Verſuch zu meiner Befreiung gemacht wird. Madame Planteamour iſt die Schwägerin des Syndik. — Noch Etwas: Sie ſagte mir, daß ich jeden Gedanken an Flucht aufgeben ſolle; man kenne mich an allen Thoren, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie mich zu wiederholten Malen durch ſämmtliche Stadtthore geführt, nur um mich den Thorwächtern zu zeigen, damit mich dieſe im Falle einer Flucht erkennen und aufhalten. Sie ſagte es mir übrigens rund heraus, daß jeder derartige Verſuch von meiner oder von anderer Seite meinem Schickſale nur eine traurige Wendung geben könne.

.... Ende April ....

Jetzt, mein Freund, iſt es Zeit. Ich gebe Ihnen Vollmacht, thun Sie Alles, was Sie können, um mich zu befreien. Haben Sie keine Rückſicht mehr, auch nicht für meinen Vater. In dieſen Wochen, in denen unſer Briefwechſel unterbrochen war, habe ich

das Schlimmste erfahren, und ich befinde mich in einer schmachvollen Lage. Madame Planteamour hat mehrere verlorene Geschöpfe in der Straße aufgegriffen, und diese bilden jetzt meine einzige Gesellschaft. Ich werde von ihnen als ihresgleichen behandelt, aber von Madame Planteamour als tief unter ihnen stehend, denn sie geben alle möglichen Versprechungen, die man von ihnen verlangt, und lassen sie neue Triumphe hoffen. Sie genießen innerhalb des Hauses die größte Freiheit, während ich fortwährend wie eine Gefangene gehalten und von ihnen und der Dame des Hauses zu Dienstleistungen gezwungen werde. Es ist mir ein widerwärtiger Anblick, wie diese Mädchen eine jämmerliche Komödie spielen, und wie sich die fromme Dame gerne täuschen läßt .... Ich höre und sehe Dinge, die mich vor mir selbst entwürdigen. Und doch muß ich mich auf die Barmherzigkeit einer dieser Personen stützen, um Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen. Sie ist wahrlich besser als Madame Planteamour und hat es zum Theil aus Güte, zum Theil aus Lust, ihre Bekehrerin zu betrügen, übernommen, einen Boten und eine Gelegenheit ausfindig zu machen. Leben Sie wohl. Ich schäme mich, Ihnen ausführlicher zu sagen, was mich bestimmt, Sie zum Aeußersten, selbst zur Gewalt und zur offenen Empörung gegen Ihren Vater aufzufordern.

Dieser letzte Brief kam Herrn Elie de Chatelard erst spät zu, denn es waren viele Tage vergangen, bis jenes liederliche Frauenzimmer durch einen ihrer Freunde, einen Schiffer aus dem Hafen Genfs, den Brief nach Nyon schicken konnte. Dort, nach der Verabredung, die ich mit Herrn Elie de Chatelard getroffen hatte, fing ich ihn auf, und darauf verging wieder eine geraume Zeit, bis ich den Aufenthalt des jungen Herrn in Genf ausfindig machen konnte. Herr Elie de Chatelard hatte nämlich das Haus seines Vaters, mit dem er sich gänzlich überworfen hatte, seit einigen Wochen verlassen und sich in Genf angesiedelt, um seiner

Geliebten nahe zu ſein. Er wohnte in dieſer Stadt mit Giorgio, den er aus dem Gefängniß befreit hatte, der ſich aber verbergen mußte, weil ihm der Aufenthalt auf dem Gebiete Genfs verboten war. Manchmal, wenn er Entdeckung befürchtete, begab ſich Giorgio nach Carouge auf ſavoyiſches Gebiet. Herr Elie de Chatelard, als ich ihm die Zeilen der Gräfin Saſſari überbrachte, gerieth außer ſich und brach bald in Wuth, bald in Thränen aus. In der jetzigen Lage ſeiner Geliebten hätte er vielleicht auf die Hülfe des alten Grafen hoffen und ihn bewegen können, ſein väterliches Anſehen wieder zu ergreifen, um ſeine Tochter aus der ſchmählichen Umgebung, aus den Demüthigungen, mit denen man ſie erdrückte, zu befreien; aber er war ferne. Man hatte ihn in einer Sendung religiöſen Charakters an die Freunde in den Niederlanden und in Schottland auf Reiſen geſchickt. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß der Graf Saſſari von einigem Nutzen geweſen wäre, denn ſeit der Abweſenheit ſeiner Tochter hatte er jeden Willen und jede Selbſtändigkeit verloren, ja ich glaube, daß ſein Geiſt jede Fähigkeit zu irgend welchem Entſchluſſe eingebüßt hatte. Wenn ihn die Herren auch immer mit einer gewiſſen Rückſicht behandelten, ſo gaben ſich doch die Diener auf Mont-Tabor mit Achſelzucken und halben Worten zu verſtehen, daß Herr Graf Saſſari ſeines Verſtandes nicht immer mächtig ſei; und ſein Umherirren während der Nacht, ſein Tage lang andauernder tiefer Trübſinn, in dem er kein Wort hervorbrachte, ſchienen das zu beſtätigen. Aber das gehört nicht hieher.

Herr Elie de Chatelard eilte ſogleich in das Haus der Madame Planteamour, entſchloſſen, um jeden Preis bis zu ſeiner Geliebten vorzudringen und ſie wo möglich ſogleich aus dem Gefängniſſe zu befreien. Zu ſeinem Erſtaunen fand er jetzt die Thüren offen und das Haus in allen Theilen zugänglich. Madame de Planteamour war ausgegangen und er traf nur jene Perſonen, die ihm Fräulein Saſſari beſchrieben hatte. Dieſe ſagten ihm ſogleich, daß Fräulein Saſſari vor mehreren Tagen aus dem Hauſe fortgebracht worden, aber ſie konnten nicht ſagen, wohin, wie

ſehr ſie es auch offenbar gewünſcht hätten, Madame Planteamour zu verrathen. Indeſſen erinnerte ſich eine derſelben und zwar dieſelbe, welche den Brief beſorgt hatte, daß Fräulein Saſſari höchſt wahrſcheinlich über den See gebracht worden, denn ſie hatte Tags vorher denſelben Schiffer am Hauſe geſehen, dem ſie den Brief übergeben. Darauf hin holte mich Herr Elie an der Kathedrale ab, wo ich ihn erwartete, und wir gingen zuſammen hinab an den Hafen. Ich erkannte ſogleich den Schiffer, und für ein gutes Geſchenk erzählte er bereitwillig, daß er in ſeinem Kahne vor ungefähr acht Tagen, und während der Nacht, ein Fräulein, das von mehreren Männern begleitet war, über den See nach Nyon gebracht habe. Ich aber wußte, daß Gräfin Saſſari nicht auf Mont-Tabor und nicht im Schloſſe des Bailly ſich befand, und Herr Elie gerieth aufs Neue außer ſich, als ihn der Gedanke überfiel, daß ſie ſich nirgends anderswo, als in jenem Hauſe der Büßerinnen befinden konnte, welches die Frommen ganz in der Nähe von Nyon erbaut hatten. Er gab mir den Abſchied und begab ſich ſogleich nach Carouge, um Giorgio, der ſich eben dort befand, aufzuſuchen, da es möglich war, daß er ſeiner Hülfe bedurfte, und da er ſich auf ihn in Allem verlaſſen konnte, wenn es ſich um die Befreiung der Gräfin handelte.

Dieſer Gang nach Carouge war für den armen jungen Herrn verhängnißvoll. Bevor ich aber dieß erzähle, muß ich hier einſchalten, was ich ſpäter erfahren habe. Madame Planteamour, ſowie die frommen Herren und die Syndiks von Genf waren wegen der Angelegenheit der Gräfin Saſſari beſorgt geworden. Giorgio hatte in Carouge erzählt, was vorging; außerdem hatte die Geiſtlichkeit daſelbſt bereits erfahren, daß man in Genf eine katholiſche junge Dame confiscirte und zum Uebertritt zwingen wolle. Die Regierung von Savoyen hatte ſchon mehrere Male angefragt und ſogar gedroht. Genf iſt ein kleiner Staat und von Katholiken umgeben, die Syndiks befürchteten große Verlegenheiten und theilten ihre Befürchtungen der Madame Planteamour mit, und in Folge deſſen beſchloß man, Fräulein Saſſari auf Berner Land

zu bringen, weil Savoyen nicht den Muth hatte, ſich mit den Berner allmächtigen Herren zu entzweien. Dieß iſt die Urſache, warum Fräulein Saſſari in das Haus der Büßerinnen nach Nyon gebracht wurde.

Herr Elie de Chatelard fand Georgio zu Carouge in einer Weinſchenke, aber er fand dort in ſeiner Geſellſchaft noch einen Anderen, einen merkwürdigen Mann, vor dem damals die ganze Gegend zitterte, und deſſen ſich die Herren von Genf, die er zu Tode ärgerte, gerne bemächtigt hätten. Es war dieß der Seigneur von Copponex, ein ſavoyiſcher Edelmann, der zwar nur geringes, ſehr geringes Vermögen, aber ein altes Schloß mit wenigen Ländereien hatte, und welcher ſich aus alten Zeiten beinahe ganz unabhängige Souveränitätsrechte bewahrt hatte. Es gab damals noch mehrere ſolche Herren an den Gränzen zwiſchen Savoyen und Frankreich. Seigneur de Copponex hielt treu zum Hauſe Savoyen, ſeine Familie zeichnete ſich immer im Kriegsdienſte aus; das Haus Savoyen beſchränkte darum ſeine Rechte nicht und ließ ihn gerne gewähren, weil er vorzugsweiſe die Republik Genf beläſtigte. Seit vielen Jahren führte er gegen Genf einen Krieg, wie ihn ehemals die Löffelritter gegen Genf geführt hatten. Er beläſtigte fortwährend die Gränzwachen, griff das Genfer Gebiet auf den verſchiedenſten Punkten an, plünderte die Landhäuſer und Güter der Syndiks und der Adeligen und zog ſich dann auf ſein Schloß zurück, wo er ſicher war, da ihn die Genfer daſelbſt nicht angreifen konnten, ohne ſavoyiſches Gebiet zu verletzen. Am Furchtbarſten war er und die kühnſten Thaten führte er aus, wenn die Genfer Herren einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten. Dann erſchien er plötzlich in der Stadt ſelbſt, ſtahl irgend etwas, z. B. irgend ein Wappen oder eine Fahne vom Hauſe eines Syndik, malträtirte irgend einen Beamten, dem er begegnete, und war wieder verſchwunden, bevor die Schaarwache gerufen werden konnte. Der Seigneur de Copponex war übrigens in der Umgegend ſehr beliebt, da er ſelten einem ſeiner Landsleute etwas zu Leide that, im Gegentheil immer mit ſeiner Hülfe bereit war,

wenn Jemand Unrecht geſchah. Er wollte ein Ritter aus alter Zeit ſein, der überall das Unrecht bekämpft und den Verfolgten zu Hülfe kommt. Nur in Genf war er verrufen, aber ſelbſt da beim niedern Volke beliebt, und man behauptete, daß er bei ſeinen Streichen gegen die Syndiks von Genfern unterſtützt werde, freilich nur von den Habitants, nicht von den Bourgeois, denn damals begannen ſchon die Bewegungen der Habitants gegen die Regierung von Genf. Man ſagte auch vom Seigneur de Copponex, daß er einen unvergleichlichen Muth beſitze und vor keiner Unternehmung erſchrecke. Er war zwar zu arm, um ſich ein Gefolge, eine kleine Armee zu bezahlen, aber ſo oft er etwas unternehmen wollte, fand er an den Gränzen und in Genf ſelbſt immer unbeſchäftigte Leute genug, die ſich ihm anſchloſſen und die zu Allem bereit waren. Dieſen Seigneur de Copponex fand Herr Elie de Chatelard zu Carouge, wie er eben dem Giorgio zu trinken gab und ſich von ihm die Geſchichte der Gräfin Saſſari erzählen ließ. Elie hatte ihn nie geſehen, er hatte von ihm immer nur wie von einem Raufbold, einem rohen Geſellen, wie von einer Art Räuber ſprechen hören, und er machte ihm beim erſten Anblick, wie er an dem Tiſch der Schenke vor dem Weine daſaß, auch einen Eindruck, der mit dem Gehörten übereinſtimmte. Geſicht und Stirn waren von mehreren Narben entſtellt, mit einer dicken Haut überzogen und wettergebräunt; ſeine Kleider hie und da geflickt und im Ganzen vernachläſſigt. Ein großer, breiter Degen mit eiſernem Griff hing an ſeiner Seite und im Gürtel trug er zwei gewaltige deutſche Reiterpiſtolen. Aber ſobald ihm der Name Elie's von Giorgio genannt wurde, und er ſich erhob, um ihn zu begrüßen, verwandelte ſich ſein ganzes Weſen. Er war mit einem Male ein anmuthiger Edelmann von den feinſten Manieren, und wie er Elie einlud, mit ihm ein Glas Wein zu nehmen, vergaß dieſer, daß er ſich in einer ſchmutzigen Schenke befand, und glaubte der Gaſt eines großen Herrn zu ſein. Ich weiß es nicht, welcher von Beiden das Geſpräch auf das Schickſal der Gräfin Maria brachte; wahrſchein-

lich war es der Herr de Copponex, da Herr Elie de Chatelard nicht mittheilſamer Natur war. Vielleicht aber hatte doch dieſer von einer Sache zu ſprechen begonnen, von der ihm eben das Herz ſo voll war. Auf welche Weiſe die beiden einander ſo unähnlichen Edelleute Bundesgenoſſen geworden, bin ich außer Stande zu erzählen. Der arme Elie war in ſo trauriger Lage und ſo verzweifelt, daß er gerne jede Hülfe annahm, die ſich ihm bot, und der Seigneur de Copponex machte ihm den Antrag, ſeine Geliebte auf jeden Fall und mit Gewalt aus den Händen der Feinde befreien zu wollen. Er war ganz Feuer und Flamme, als er von Elie genauer unterrichtet wurde, und ſeine Begeiſterung gewann ihm deſſen ganzes Vertrauen. Copponex hatte eben keine Leute zur Verfügung; aber er verſprach, in wenigen Tagen mit einer entſchloſſenen Schaar in Nyon zu erſcheinen; Elie ſolle ihn dann nur dort erwarten, und ſie wollten den Streich gemeinſchaftlich ausführen. Ich weiß nicht, welches die Abſichten Herrn Elie's waren und was er nach der Befreiung ſeiner Geliebten beginnen wollte. Er kam allein nach Nyon zurück, ließ Giorgio in Geſellſchaft des Seigneur de Copponex und miethete ſich im Orte ein, ohne nach Mont-Tabor zurückzukehren, da er mit ſeinem Vater gänzlich entzweit war. Nur einmal im Geheimen kam er in das Landhaus, um auf ſeiner Stube Waffen zu holen. Ich weiß auch nicht, ob es zufällig oder ob eine Abſicht dahinter verborgen war, daß man in dieſen Tagen eine Anzahl von Kamiſarden in das Haus der Büßerinnen ſchickte und ihnen die Ueberwachung deſſelben übergab. Sie zogen von unſerem Hofe nicht ab, ohne ihre Waffen mitzunehmen, und als Iſabeau ſie in Waffen ſah, ſtellte ſie ſich an ihre Spitze und zog, Pſalmen ſingend, vor ihnen einher. Ich unterließ es nicht, Herrn Elie von all dem in Kenntniß zu ſetzen; er aber ſagte, daß das Haus geſtürmt werden müſſe, und wenn es von ganzen Armeen beſetzt wäre.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni kam der Seigneur de Copponex vom Jura her in einem Thale hinter Nyon an. Giorgio holte Herrn Elie ab, und die beiden Edelleute, gefolgt

von Giorgio und ungefähr zwölf bis fünfzehn Männern, bewegten ſich dem Hauſe der Büßerinnen entgegen. Dieſes ſtand in der Mitte eines Gartens, der von einer hohen Mauer eingefaßt war. Man war nicht darauf vorbereitet, hohe Mauern zu erklimmen, und rückte daher geraden Weges auf das Thor los, um dieſes zu erbrechen, und dann ins Haus einzudringen. Der Seigneur de Copponex trat zuerſt an das Gitterthor, rüttelte und zog die Glocke, um den Pförtner auf ritterliche Weiſe zur Ergebung und Uebergabe des Hauſes aufzufordern. Gleich darauf erſcholl eine andere Glocke und in demſelben Augenblicke erſchienen auf der Mauer mehrere Männer, die auf die kleine Schaar feuerten.

„Das wird ernſt," rief der Seigneur de Copponex, drang ſelbſt zuerſt in die Wohnung des Pförtners, deren Thür er einſtieß, und von da in den Hof. Ihm folgten ſeine Gefährten. Herr Elie de Chatelard hatte ſich über die Mauer geſchwungen und eilte, ohne ſich um alle anderen Vorgänge zu kümmern, geraden Weges in das Haus. Während er über den Hof lief, entſpann ſich daſelbſt ein heftiger Kampf zwiſchen den Leuten des Seigneur de Copponex und den Kamiſarden, die, in großer Menge von allen Seiten herbeiſtrömend, mit Hellebarden, Piken und Schwertern das kleine Häuflein der Abenteurer im Augenblicke zu erſticken drohten. Seigneur de Copponex erkannte die Gefahr, erkannte, daß die ganze Unternehmung verrathen war, und da ſchon zwei ſeiner Leute blutend am Boden lagen, gab er das Zeichen zum Rückzug und führte ſein Häuflein durch das Gitterthor, das er indeſſen von innen geöffnet hatte, wieder ins Freie. „Ma foi," ſagte er, „fünfundachtzig Sous wären für dieſe armen Leute" — er meinte ſeine Angeworbenen — „ein viel zu geringer Preis bei einer verrathenen Unternehmung." Vor dem Hauſe angekommen, zerſtob die Schaar zwiſchen Hecken und Feldern, und den Kamiſarden, die ihnen, immer von Iſabeau geführt, nachjagten, blieb nichts zu verfolgen übrig. Einen Pſalm anſtimmend, als hätten ſie ein heidniſches Heer vertilgt und die Ehre Gottes neu erhöht, kehrten ſie auf den Hof und

in das Haus zurück. Sie glaubten Alles beendet, als ihnen aus dem Innern Geschrei und Lärm entgegentönte. Herr Elie de Chatelard, der sich wohl früher nach Mancherlei erkundigt haben mochte, eilte geraden Weges auf eine große Stube im Hause der Büßerinnen zu und erbrach die Thüre. Er stand in einem Saale, welcher von mehreren Betten eingenommen war, in denen einzelne Mädchen aufrecht saßen und ängstlich dem Lärme horchten, der aus dem Hofe herausdrang. Er rief: „Maria!" und seine Geliebte sprang ihm in demselben Augenblicke entgegen. Er hob sie auf seine Arme und eilte sogleich mit ihr zurück über den Gang und die Treppe hinab, als sich ihm ein ganzer Knäuel von Weibern und Männern entgegenwarf. Er konnte Marien nur noch mit einem Arme umschlingen, während er sich mit dem Degen einen Weg zu bahnen suchte. Der Haufe stob wohl auseinander, wo er ihm seinen Degen entgegenstreckte; aber die Weiber klammerten sich an Marien und zerrten an ihr, um sie von Elie loszureißen. Trotzdem konnte Elie bis an die Thüre des Hauses vordringen. Aber er hatte dazu viel Zeit gebraucht, und noch bevor er die Schwelle überschreiten konnte, kamen die Kamisarden triumphirend und Psalmen singend zurück. Isabeau, die, mit einer Fackel in der Hand, an ihrer Spitze stand, erkannte zuerst Elie und Maria, und mit dem Rufe: „Hier sind die Sünder!" stürzte sie sich auf Marien mit solcher Gewalt, daß sie diese und Elie zugleich niederriß. Aber Elie gab darum den Kampf noch nicht auf. Er erhob sich rasch, und mit der einen Hand rückwärts greifend, erfaßte er den struppigen Kopf der Prophetin, die er so von Marien losriß, und drang er mit der Rechten, die immer noch den Degen hielt, auf die Kamisarden ein. Der Vorderste taumelte, am Halse verwundet, zu Boden, aber in demselben Momente fielen die langen Hellebarden der Kamisarden auf Elie's Kopf nieder, und er sank unter der Menge der Hiebe.

Der Angriff auf das Haus der Büßerinnen, das Glockenläuten daselbst, der ganze Lärm des Kampfes, das Geschrei und die Gesänge der Kamisarden hatten den Flecken geweckt. Alles

ſtrömte dem Hauſe der Büßerinnen zu, und unter der Menge auch einige Diener von Mont-Tabor und endlich auch die Wache des Schloſſes, die der Bailly abgeſchickt hatte. Die Diener erkannten ihren jungen Herrn und hoben ihn auf, um ihn in das väterliche Haus zu tragen; aber dem widerſetzten ſich die Trabanten des Bailly, und erlaubten ihnen nur, bei ihm zu bleiben, bis ſie ihn ins Gefängniß des Schloſſes gebracht. Denn ſie hatten Befehl, Alles zu verhaften, was an dem nächtlichen Angriff Theil genommen.

Am folgenden Morgen kam Herr von Wattewyl, der Bailly von Nyon, nach Mont-Tabor, um Herrn de Chatelard perſönlich Bericht zu erſtatten und ihm zu ſagen, daß ſich ſein Sohn ſchwer verwundet im Gefängniſſe des Schloſſes befinde. Er habe Bewaffnete und Fremde zu einem räuberiſchen Angriffe auf Berner Gebiet geführt, und könne, wenn er mit dem Leben davon komme, ſowohl als gemeiner Räuber, wie als Rebell, Hoch- und Landesverräther behandelt werden, je nach dem weiſen Ermeſſen der großmächtigen Herren von Bern. Herr de Chatelard erwiderte mit großer Ruhe: der Herr habe ihn ſchon einmal in ſeinen Kindern heimgeſucht; er ergebe ſich zum zweiten Male ebenſo demüthig in den Willen des Herrn wie das erſte Mal. Er ſei nicht ſo verwegen, der Weisheit der großmächtigen Herren von Bern irgend etwas vorzuſchreiben oder zu rathen.

Ungefähr drei Wochen nach jener Nacht glaubte man Herrn Elie de Chatelard ohne beſondere Gefahr für ſein Leben nach Bern bringen zu können, um ihm daſelbſt ſeinen Prozeß zu machen. Während des Prozeſſes, der auf Landesverrath und Aufruhr mit bewaffneter Hand lautete, erhielt Herr de Chatelard von den großmächtigen Herren von Bern eine Zuſchrift, in welcher geſagt war, daß das Gericht gern bereit ſei, ſeine Verdienſte und den Adel ſeines Hauſes zu berückſichtigen und nach Vollendung des Prozeſſes dem Verbrecher jede Gnade angedeihen zu laſſen, die Herr de Chatelard ſelbſt verlangen werde. Herr de Chatelard antwortete und zwar durch meine Hand, ſo daß ich dieſe Antwort genau kenne und ſie verbürgen kann: Herr Elie de

Chatelard ſei ein Rebell gegen die Herren des Landes und gegen die väterliche Autorität, und es ſei leider anzunehmen, daß er, angeſteckt von jener verſtockten Papiſtin, Gräfin Maria Saſſari, ſich auch gegen die reine Lehre Gottes empöre. Dieſe drei monſtröſen Verbrechen an göttlichen und menſchlichen Geſetzen müßten geſtraft werden. Indeſſen bitte er die großmächtigen Herren als liebender Vater, ſeinem verirrten Sohne Zeit zur Reue und zur Umkehr zu geſtatten und ihm demgemäß das Leben zu friſten. Er, Herr de Chatelard, werde die Anerbietung der Gnade wie ein koſtbares Geſchenk für jene zukünftige Zeit aufbewahren und davon Gebrauch machen, wenn ſein Sohn, durch Leiden geläutert, ſolcher Gnade würdig befunden werde. Auf dieſe Antwort des Herrn de Chatelard wurde Elie zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und in die Feſte Aarburg auf unbeſtimmte Zeit in Haft gebracht. Die Haft dauerte nur drei Jahre. Herr Elie de Chatelard, der, krank und immer an ſeinen Wunden leidend, in ein ſchlechtes, feuchtes, ungeſundes Gefängniß gebracht wurde, konnte trotz ſeiner Jugend nicht lange widerſtehen. Er ſtarb, nicht volle dreißig Jahre alt im Gefängniß.

Der Seigneur de Copponex vergaß es nicht, daß er die Befreiung der Gräfin Maria Saſſari verſprochen hatte; aber wohl einſehend, daß die Befreiung nicht mit den Waffen in der Hand, wie in jener Nacht, bewerkſtelligt werden könne, und wiſſend, daß er jetzt der einzige Vertheidiger der Gräfin war, begab er ſich mit Giorgio, der damals mit ihm entwiſcht war, nach Turin, und von dieſem treuen Diener geleitet, ſuchte er alle Freunde der Gräfin Saſſari auf, um ihr Schickſal zu erzählen und zu ihrer Befreiung aufzuſtacheln. Auch an den König gelangte ſo in Folge der unermüdlichen Beſtrebungen des Seigneur de Copponex die Erzählung von den Leiden Maria's, und er ſchwor, Alles zu thun, um die Unglückliche zu befreien. Aber der Krieg, der damals zwiſchen Haus Oeſterreich und Frankreich wüthete und den König von Sardinien ſelbſt den beſtändigen Wechſel des Glückes erfahren ließ, brachte die Geſchichte der Gräfin Maria

Saſſari wieder in Vergeſſenheit. Der Seigneur de Copponex, verzweifelnd, auf dieſem Wege ſeinen Zweck zu erreichen, war aber daran, mit Anſtrengung ſeiner letzten Mittel eine neue bewaffnete Unternehmung vorzubereiten, als er durch ſeine Späher, die er zu dieſem Zwecke ausgeſchickt hatte, erfuhr, daß Gräfin Maria weiter hinein ins Berner Land gebracht wurde. Ich darf es jetzt nach vielen Jahren hier niederſchreiben, daß ich es war, der ihm dieſe Nachricht zukommen ließ, und daß er über das Schickſal der Gräfin überhaupt Vieles durch mich erfuhr.

In Folge jener Veränderung mußte er ſeine bewaffnete Unternehmung wieder aufgeben, da es nicht möglich war, ſo weit in das Land vorzudringen. Er ging wieder nach Turin, um auf alle Weiſe in dieſer Sache zu wirken. Aber erſt als in Utrecht Friede geſchloſſen wurde, gelang es ihm, den König dahin zu bringen, daß er ſeine Unterthanin mit Kraft von Bern zurückverlangte. Es wurden eigens zwei adelige Herren vom Hofe als Kommiſſäre nach Bern geſchickt und dieſen endlich die Gräfin Maria Saſſari übergeben, volle neun Jahre, nachdem ſie der Madame Planteamour ausgeliefert wurde. Als ſie in Turin ankam, hielt ſie Jedermann für eine Dame von wenigſtens fünfzig Jahren; ſo ſehr war ſie in dieſer Zeit gealtert. Ihre Haare waren grau und ihr Geſicht hatte ſo viele Falten, wie das Geſicht einer Matrone. Die Königin wollte ſie zu ihrer Hofdame machen, und die Prieſter ſie als eine Märtyrerin des Glaubens feiern; ſie aber wies alle dieſe Ehren von ſich und zog ſich mit einer Penſion von zweitauſend Liren, die ihr der König auszahlen ließ, in das Thal von Aoſta zurück, wohin ihr ihr treuer Diener Giorgio folgte, um ſie nicht zu verlaſſen bis zu ihrem Tode. Dieſer erfolgte ſchon im Jahre 1720, wie ich vom Seigneur de Copponex erfahren habe. Der alte Graf von Saſſari iſt nie wieder aus Schottland zurückgekehrt, und ich habe nie erfahren, wie es mit ihm endete.

Dieß iſt eine der merkwürdigen Geſchichten, die ich als Diener hoher Herrſchaften mit erlebt habe.

Bei Kunſtreitern.

Man kann auch in einer holländiſchen Stadt glücklich ſein, ſelbſt wenn dieſe Stadt ihre hiſtoriſche Größe und Bedeutung längſt eingebüßt hat; ſelbſt wenn zwiſchen dem ordentlichen Pflaſter dieſer Stadt das Gras wächst, und ſelbſt wenn ſie nur von Holländern bewohnt iſt. Ich war um ſo glücklicher in einer ſolchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daſelbſt eine liebenswürdige deutſche Familie kannte, welche ſich hier anſiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte ſie auf einer Luſtreiſe kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr ſpäter folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, mit der man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In ſolcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimiſchen nichts gemein hat, iſt jeder Landsmann ein Anverwandter, abgeſehen von dem Intereſſe, das man für Reiſebekanntſchaften empfindet, deren Andenken ſich ſehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer ſchönen Luſtreiſe verknüpft und mit dieſen identiſch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieſer Erinnerungen nicht, um mich zu der deutſchen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung, ungeachtet eines großen Umweges, ſobald als thunlich zu folgen. Fräulein Elſe, die Tochter des Hauſes, wäre ſtark genug geweſen, mich in viel unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen

Reiſe mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Weſen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unſerer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir erſterben zu laſſen. Auf den verſchiedenſten Wegen, in den verſchiedenſten Gegenden, in den fernen Pyrenäen, wie in dem traurigen Irland erheiterten ſie mich und gaben mir das Bewußtſein, deſſen der Wanderer ſo ſehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt gibt, da man gerne geſehen iſt, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieſer Briefe wurde, deſto größer wurde in mir die Sehnſucht nach dieſer gemüthlichen Raſt, und von Irland kommend, vernachläſſigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich ſo raſch als möglich in Leith nach Holland einzuſchiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei meinen Reiſebekannten, und ſie waren mir ſchon mehr als Gaſtfreunde. Der Vater gehörte ſeinen landwirthſchaftlichen Sommerbeſchäftigungen an, da er als neuer Gutsbeſitzer in einem fremden Lande die hieſige Art der Oekonomie mit deutſcher Gründlichkeit ſtudiren wollte. Er verbrachte den größten Theil ſeiner Zeit auf den Feldern und überließ mich ſeiner Tochter, die, da die Mutter längſt geſtorben war, dem Hausweſen vorſtand. Noch mehr als für dieſes Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensergüſſe dankbar, die mir dieſer ungeſtörte Umgang mit dem ebenſo ſchönen als liebenswürdigen Mädchen verſchaffte. Wir ritten zuſammen aus, wir laſen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimſten Winkel unſeres Herzens zu kennen und empfanden Beide die ſchöne Genugthuung, durch dieſe nähere Bekanntſchaft Eines in des Andern Auge nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unſeres Umganges war uns deſſen ſichere Bürgſchaft.

An einem ſchönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerſtreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns ſchon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der ſchönen

Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden ſtarken Trabes ins Land hinein, ohne eine Veränderung der Szenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang ſelbſt auf der Eiſenbahn die Augen im Schlafe ſchließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem ſich eine Treckſchuite langſam fortbewegt, ein Garten mit ölbeſtrichenem Stacket, eine Wieſe mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das iſt die Landſchaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländiſchen Maler ins Geſicht blickt. Auf unſerem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten ſich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landſchaft blieb dieſelbe. Wir hielten vor einem Weghauſe, das, etwas höher gelegen, die Ausſicht über eine größere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, außerdem ſeines guten Käſes, ſeines trefflichen Thees und ſeines guten Weines wegen berühmt war; vor ſeiner Thür kreuzten ſich mehrere Land- und Waſſerſtraßen, und es war hier etwas lebhafter, als ſonſt im offenen Lande dieſes dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der .....r guten Geſellſchaft fand an dem Champagner ſo großes und dauerndes Gefallen, daß es ziemlich ſpät wurde, ehe man ſich auf den Weg machte und mehrere unſerer Begleiter nur mit großer Schwierigkeit im Sattel die rechte Stellung fanden. Es ging beim Aufſitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, ſo lärmend her, daß demnächſt Rohheit zu befürchten war. Elſe entſchloß ſich kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts. Ich folgte ihr und bald hatten wir die ganze Geſellſchaft weit hinter uns. Wir verloren nicht viel dabei, denn ſeit Stunden drehte ſich das Geſpräch um nichts Anderes, als um Pferde und Pferdezucht, und daran anknüpfend, um eine Kunſtreiter-Geſellſchaft, die man in dieſen Tagen in Amſterdam erwartete und um die Heldin des Cirkus, die Laurabella. Es that uns ſo wohl, nach mehreren geräuſch-

vollen Stunden wieder allein zu ſein, daß Elſe einen Nebenweg einſchlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverluſt, doch ſicher nach Hauſe bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Geſellſchaft hüten ſollte.

Aber Elſe mußte ſich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenſo behagliches Geſpräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren ſchon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer verſahen. Mit der Nacht waren plötzlich ſchwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald ſahen wir den Weg nur vermittelſt des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, ſchon ſtrömte es vom Himmel, und Donnerſchlag folgte auf Donnerſchlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns außerdem verirrt. Elſe hatte ſich zu ſichere Kenntniß des Landes zugetraut, und ſelbſt bei der beſten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei ſtrömendem Regen ſchwer geweſen, ſich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Mündungen zwiſchen Kanälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande ſo ſchwer iſt, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu ſuchen. Erſt nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten ſehr lang erſchien, entdeckten wir rechts von unſerem Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenſtern und Spalten eines Gebäudes zu dringen ſchien. Glücklicherweiſe führte an dieſer Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten dieſem Wege und kamen an ein Thor, das eine Stacketenwand ſchloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune ſei, wie ſie ſich auf den großen eingezäunten Wieſen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger ſtrömenden Regen als Zufluchtsſtätte höchſt willkommen. Ich ſtieg ab, öffnete das Stacketenthor und führte mein und Elſe's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch

mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des ſtrömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Geſtampf, welches zugleich mit einem höchſt eigenthümlichen Geſummſe und vielſtimmigen Geſang aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner brauner Junge ſah uns mit großen ſchwarzen Augen an, verſtand uns bald und lud uns ein, ſo raſch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Elſe mit vielem Geſchick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieſes ſchien erſchrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der ſich auf wilde Pferde verſteht, und brachte es raſch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauſpiel erwartete uns, ein Schauſpiel, das uns Beiden ein erſtauntes Ach! ebenſo ſchnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf dieſem weiten Raume boten ſich die verſchiedenſten Gruppen in verſchiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verſchiedenſten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegenſahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es ſchien, nach langem, ermüdenden Marſche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten ſie und einzelne Männer, die zwiſchen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten ſich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die ſich in der Scheune ſelbſt hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieſer war in volles Licht getaucht, und dieſes Licht kam von den vielen Stall-

laternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improviſirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs gekneteten Wachskerzen, die alle zuſammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte ſtaken. In dieſer hellerleuchteten Abtheilung der Scheune ſtand eine höchſt auffallende Verſammlung von Männern. Sie alle hatten weiße wollene oder damaſtene, von ſchwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmäßig gebundene, längliche Wollfadenbüſchel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit ſilbernen oder goldenen Treſſen beſetzt waren. Mehrere dieſer Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geſchloſſen und in der Mitte vermittelſt einer Schnur am Leibe feſtgehalten waren. Der Mann, der in einem ſolchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der Wachskerzen ſtand, hatte die Bruſt mit einem aus Silbertreſſen zuſammengeſetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer ſtanden in einer Richtung dem Betpulte zugekehrt. So ſtille als ſie daſtanden, ſo ſtille ſaßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein ſchlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Verſammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Feſtliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußerſten Negligé; ſie lagen oder ſaßen höchſt ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgeſtrichen, oder über Bruſt und Schulter herabfallend, die gewöhnlichſten Werktagskleider nach Bequemlichkeit loſe gemacht oder verſchoben. Hinter dieſer Gruppe, ganz nahe dem Thore, ſtand eine lange Reihe von Kaſten und Kiſten, welche theilweiſe geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres geſtatteten. Da

waren die phantaſtiſchſten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben ſpielten und meiſt mit Goldtreſſen, Schleifen und allerlei ſchimmerndem Geflimmer geſchmückt waren. Zwiſchen den Kiſten ordnungslos zerſtreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrath wandernder Kunſtreiter-Geſellſchaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunſtreiter-Geſellſchaft und zwar höchſt wahrſcheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenwebers, deren Ankunft ſeit mehreren Tagen in Amſterdam erwartet wurde. Das erkannten wir ſogleich bei unſerem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel ſtehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr ſtilles Gebahren und die ſonderbare Beleuchtung blieben Elſen noch immer ein Räthſel. Sie wandte ſich mit erſtaunt fragendem Geſichte zu mir. „Merken Sie es nicht?“ flüſterte ich, der größte Theil der Geſellſchaft beſteht aus Juden; ſie feiern den Vorabend des Verſöhnungstages. Der Vorſänger verrichtet jetzt ſein ſtilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und ſeiner Lunge Kraft gebe. Wenn dieß vollendet iſt, wird er zu ſingen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Elſe, ſie iſt höchſt originell und rührend.“

„So!“ lispelte Elſe ängſtlich und neugierig zugleich und näherte ſich der Gruppe der Weiber. Eine derſelben, die auf einem Strohbunde ſaß und einen Säugling an der Bruſt hielt, rückte etwas bei Seite und lud ſie ein, ſich zu ſetzen, ſprach aber nur leiſe, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu ſtören. Ihr ganzes Weſen war das einer guten und beſorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerkſamkeit war ſehr getheilt zwiſchen der religiöſen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das ſie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Buſen hielt. Von Zeit zu Zeit hob ſie eines der Tücher und blickte mit ſchmerzlichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar kranke Geſicht des Kindes. Bei jeder Bewegung deſſelben zitterte ſie am ganzen

Körper und ließ das hebräiſche Buch, das aufgeſchlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit ſie es auch jedes Mal aufhob, ſo oft das Kind ruhig wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräiſchen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, deſſen einer Zipfel über den Rücken herabfiel und das unter dem Kinn zuſammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem ſchwarz und in dicken, aufgelösten Scheiteln auf die blaſſen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, ſehr ſchlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zuſammengehalten war, bedeckte die Geſtalt, die die Fülle einer Frau in den beſten Jahren verrieth. Nur die ſchwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zuſammengeſtimmt haben würde, wenn ſie nicht der Ausdruck ſanfter Trauer gemildert hätte.

Elſe ſah das ſchöne, verblühte Geſicht der ebenſo zärtlichen als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach ſchien ſich das Mitleid in ein gewiſſes Intereſſe, ſelbſt in Erſtaunen zu verwandeln. Endlich, nachdem ſie die Frau wiederholt beobachtet, ſchien ſie ihrer Sache gewiß zu ſein, und raunte mir ins Ohr: „Wiſſen Sie, wer die Frau iſt?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüſterte Elſe weiter. „Weiß der Himmel, es iſt die Laurabella, die große Laurabella, das erſte Sujet der Geſellſchaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute ſo berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Circus; — ſeit vierzehn Tagen ſchlagen ihr in Amſterdam tauſend Herzen voll Sehnſucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie ſind ſehr zurück.“

Während mir Elſo ſo ins Ohr flüßerte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob ſich und ging an das Thor, ſo

fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem ſie das Kind auf den Armen wiegte. Elſe folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel ſtehen blieb, näherte ſie ſich mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Geſellſchaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der ſie gerne den Zügel ſchießen läßt, wenn es die Umſtände erlauben.

„Ihr armes Kind iſt krank?“ fragte ſie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ ſeufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie ſoll es geneſen? Seit fünf Tagen ſind wir auf der Reiſe — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte ſprechen konnte.“

Sie ſagte das Alles ſo traurig und in kurzen, abgebrochenen Worten, daß Elſe's Theilnahme ſich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte.

„Nun,“ ſagte ſie tröſtend, „Sie gehen ja nach Amſterdam, ſo viel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können.“

„Wenn wir nur erſt dort wären! Wir bewegen uns mit unſeren Pferden und dem ungeheuern Gepäck ſo langſam fort, und morgen müſſen wir des Feiertages wegen hier raſten.“

„Könnten Sie nicht voraus reiſen?“

„Wir dürfen nicht reiſen an einem ſo hohen Feiertag, mein Fräulein; es iſt der Verſöhnungstag, der höchſte und ſtrengſte Feiertag der Juden.“

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?“ ſagte Elſe in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man ſo. Für Jettchen Mannheimer hätte ſich kein Stutzer der Welt intereſſirt, aber Sennora Laurabella aus Valencia iſt ſchnell berühmt geworden.“

Laurabella ſchien bereit, noch Manches in ironiſchem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber ſie unterbrach ſich plötzlich und ging raſch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!“ ſagte ich zu Elſe.

Der Vorſänger hatte ſein ſtilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre.“

Die traditionelle Melodie dieſes Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, iſt überaus melancholiſch, ſanft und herzergreifend, wenn ſie von einem geſchickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunſtreitergeſellſchaft, der den Vorbeter machte, ſchien muſikaliſchen Sinn zu haben, denn er machte ſie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte geſungen, als bereits die Weiber zu ſchluchzen anfingen und ſelbſt einige der betenden Männer, die vor ihnen ſtanden, tiefe Seufzer ausſtießen. Bald erſcholl lautes Weinen und mit ſolcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die chriſtlichen Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirſchten und weinenden Beter mit eben ſo viel Erſtaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräiſchen Worte ſagen, die der Vorbeter ſingt?“ fragte Elſe.

„Dieſe Worte,“ antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter ſo ſehr rühren könnte, auch verſtehen ſie ſie nicht.“

„Warum weinen ſie denn ſo ſehr? Die Melodie iſt zwar ſehr originell und rührend, aber doch nicht ſo ſehr aufregend.“

„Mein Fräulein,“ ſagte ich, indem ich mich zu ihr ſetzte, „die große Feier beginnt. Morgen iſt der große Gerichtstag, da tritt der Böſe vor den Herrn und klagt an, gerade ſo, wie Sie es aus dem Fauſtprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schickſale der Menſchen für dieſes ganze Jahr feſtgeſtellt, in

ein Buch geſchrieben und beſiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen beſtimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird beſtimmt, wer durch Feuer, wer durch Waſſer, wer durch Peſt ꝛc. zu Grunde gehen ſoll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das dieſe Elenden in dieſem vergangenen Jahre getragen, iſt ihnen ſo am letzten Verſöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern ſie ſich plötzlich aller Drangſale, aller Mühſeligkeit, aller Verluſte, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die ſie in dieſem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angſt vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen ſind in dieſem Augenblicke vom geſättigtſten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menſchen, alle Leiden ihres Standes, und vorzugsweiſe alle Leiden des Juden ſtehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele."

„Sie ſind ein Poet," ſagte Elſe lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch ſechs Reifen ſpringt und vier Pferde zugleich reitet, daſſelbe fühlt?"

„Sehen Sie die Laurabella jetzt an," antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kiſſen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt ſich ſo vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kiſſen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe geſunken und ihre dicken, ſchwarzen Haare fielen wie ein ſchwarzer Schleier über das helle Geſicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefſtem Herzen zu kommen ſchien, während das Kiſſen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar," ſagte Elſe kopfſchüttelnd, „wer hätte ſich Laurabella jemals ſo vorgeſtellt? Und Sie, lieber Freund, was iſt Ihnen? Sie ſehen ja eigenthümlich aus."

„Vielleicht etwas ergriffen," ſagte ich und legte mein Geſicht in beide Hände.

Indeſſen war jenes Lied zu Ende geſungen; es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder ſtill oder etwas lauter

monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte ſich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein ſo ſchmerzliches Behagen, daß ich ſelbſt ungeduldig wurde, wenn mich Elſe mit Fragen nach dieſem und jenem im jüdiſchen Kultus oder auch den Urſachen meiner Vertiefung ſtörte. Als dann der Vorſänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldſchmieds, ſo ſind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und ſang zum größten Erſtaunen Elſe's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles ſo genau?" fragte ſie, „und überhaupt was iſt Ihnen? Sie ſind, wie ich Sie nie geſehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geſchehen wäre, erklären Sie mir —"

„Kommen Sie," erwiderte ich, indem ich aufſtand, „der Regen hat aufgehört; ſind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären."

Wir ſagten noch Laurabella Adieu, ſchwangen uns auf die Pferde, die derſelbe Junge uns vorführte, der ſie uns abgenommen hatte, gaben dieſem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die ſich am Himmel verſpätet hatten und nun mit Eile den verſchwundenen Gewitterwolken nachzufliegen ſchienen. Wir ſahen weit ins Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun," ſagte Elſe, indem ſie plötzlich ihr Pferd langſamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieſer jüdiſchen Gebräuche gekommen ſind, woher Sie ſelbſt dieſe Melodien kennen. Sonſt ſind uns alle dieſe Dinge doch ſo unbekannt, trotzdem die Juden in unſerer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen.“

„Ah, es ſteckt eine Geſchichte dahinter, das iſt prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer ſchönen Jüdin den Hof gemacht und ſich, wie der Tenor in der Halevy'ſchen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben.“

„Nein, es iſt anders.“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptſtadt unſerer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieſer Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlaſſen Sie mir die Beſchreibung. Ich kann nur ſagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reiſen keine Frau, kein Mädchen geſehen, das ſich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte meſſen können. Dieſe ſchöne Jüdin, obwohl ſie wohlhabende nahe Anverwandte hatte, war ſehr arm, die Tochter ſehr bedürftiger Eltern. Um dieſe zu ernähren, ſaß ſie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürſtlichen Palaſtes ſtand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieſer Bude ſtanden oft die Reiſenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzuſtaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palaſtes, ſeine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach ſollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen ſie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreiſe herum und vergaßen Michel Angelo über der ſchönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute ſich Lea — ſo hieß ſie — doch des allerbeſten Leumundes; ihren Augen ſah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben ſo groß war, als ihre Schönheit, und die ſie näher kannten, verſicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückſtehe. Eines Tages kam der Fürſt, dem der alte Palaſt gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil ſeines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialſtadt zurück. Er bewohnte eine

Villa in der nächsten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlassenen Palast seiner Väter in Augenschein nehmen und er sah, wie alle andern Reisenden, nur Lea. Sofort schämte er sich der zwanzig Gulden, die ihm, dem Besitzer des Winkels, den Lea als Mietherin mit ihrer Holzbude einnahm, seine Renten vermehrten. Er redete sie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für einige Zeit schenken; Lea wies das Geschenk zurück. Bald darauf verließ der Fürst die Villa und richtete sich in dem Palaste ein, und zwar in einem Flügel, aus dessen Fenstern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Skandal war bald sehr groß in der ganzen Stadt; Lea schloß ihre Bude und sie war brodlos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenfestes Leben für sie beginne. Man irrte sich. Der Fürst hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, sie herabzuwürdigen; er liebte sie und — er heirathete sie. Nun erst war der Skandal in den zwei entgegengesetzten Klassen der Gesellschaft, bei den Aristokraten und bei den Paria's der Juden, sehr groß. Die Aristokraten ärgerten sich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der schönen Jüdin. Aber auch dieser Skandal verrauchte. Der Fürst war mächtig, unabhängig und bei Hofe sehr einflußreich. Er hatte die Kaiserin, die sehr fromm war, beinahe von Anfang an auf seiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und sie wünschte die schöne Fürstin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und sie in den Glauben und seine Geheimnisse selbst einweihen zu können. Sie empfing sie, sie machte sie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieselbe Lea, die aber jetzt Therese hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das scheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, ist historisch. Der Fürst war eben ein Mann voll Energie, der seine Frau wirklich liebte, und den der Widerspruch der Aristokratie gereizt hatte. Er hatte von jeher durchgesetzt, was er wollte.

„Nicht so rasch wie die Aristokratie beruhigte sich das Juden-

thum. Die Fürſtin Thereſe gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz beſonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling gerade dieſes Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeſchiedenen (doch nicht ihre Eltern, die ſich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber ſah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzendere Zukunft heraufziehen. Und als es endlich ſicher war, daß die Fürſtin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiſerin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchſt einflußreiche Perſönlichkeit wurde, machte ſich dieſer Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Chriſtenthum überzugehen, vertraut und es kamen ſchon da oder dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Chriſten ihr Glück zu machen.

„Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der Anfangs über den Abfall Lea's ſehr entrüſtet war und mit ſeinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge beſuchte. Um ſein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Urſprache ſtudiren und hielt es mit der größten Strenge zur Ausübung aller religiöſen Formen und Ceremonien an. Aber denſelben Knaben, der ſich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu ſchwelgen, führte er ungefähr drei Jahre ſpäter in die Kirche, und als ſie wieder heraustraten, ſagte er ihm, daß ſie Beide nunmehr Chriſten ſeien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater verſicherte ihn, es ſei ſo beſſer, und er habe nur als guter Vater für ſeine Zukunft geſorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Reſidenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carrière machte, denn er war eben ſo klug als unterrichtet —"

„Wie!" rief Elſe und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater? Sie ſprechen von Ihrem Vater? Sie ſprechen von ſich?"

„Allerdings! der Knabe, von dem ich ſpreche, war ich.“

„Unmöglich!“

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum ſind Sie ſo blaß? Ich ſehe es ſelbſt beim Mondſchein, daß Sie erblaſſen.“

„Sie ſind ein Jude? Sie ſcherzen; ich kann es nicht glauben.“

„Fräulein Elſe, ich ſcherze nicht.“

„Warum haben Sie mir das nicht früher geſagt?“ fragte Elſe mit einem Tone, der den bitterſten Vorwurf verhüllen ſollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in ſolche Aufregung verſetzen könnte, ich hätte es längſt gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntſchaft nicht geſucht.“

Elſe ritt weiter, ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen ſagen, daß ich bei Ihrer Freundſchaft für mich, bei Ihrer Bildung, eine ſolche Mittheilung für überflüſſig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit iſt, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längſt vergeſſen habe, jemals ein Jude geweſen zu ſein. Von jenem Momente der Taufe an lebten wir nur unter Chriſten. Ich dachte nie an mein einſtiges Judenthum, ſelbſt nicht, wenn ich mit Juden zuſammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder ſingen höre, wie dieſen Abend, wenn ich dieſe religiöſen Bräuche wieder ſehe, an denen ich einſt mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung ſo mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich ſehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, ſo möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apoſtat, nur hinüber laufen in das Lager der Schwächern.“

„Was wird mein Vater ſagen!“ rief Elſe.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie ſagen, Sie, das iſt das Richtigſte, oder vielmehr was Sie verſchweigen und nicht zu ſagen brauchen,“ erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elſen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

Elſe ſchwieg und ritt ſchweigend weiter; ich eben ſo ſchweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hauſe. Ich ſprang ab und half ihr vom Pferde, dann ſchwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?“ fragte Elſe. „Wohin wollen Sie?“

„Nach Amſterdam!“ rief ich, „vielleicht zur Kunſtreitergeſellſchaft, vielleicht in die Synagoge!“

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Elſe nie wieder geſehen.

Selvaggia.

Auszug und Bearbeitung einer italieniſchen Chronik des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Trotz des lebhaften Verkehres, der zwiſchen dem Hofe des ſpaniſchen Vizekönigs von Neapel und dem Hofe Sr. Heiligkeit des Papſtes zu Rom, beſonders als Innocenz X. Pamphili auf Petri Stuhl ſaß, ſtattfand; trotzdem dieſer Verkehr auf der Straße zwiſchen den zwei großen Hauptſtädten, ſeitdem die Unruhen der neapolitaniſchen Fiſcher unter ihrem Häuptlinge, Thomas Agnelo, zahlreiche Flüchtlinge ins Ausland jagten, noch zugenommen hatte, war die kleine Stadt Piperno an einem gewiſſen Herbſttage des Jahres 1647 von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Reiſenden erfüllt, und waren ihre wenigen Gaſſen dicht gedrängt von den glänzend gekleideten Fremden und von den armen Einwohnern, welche ſämmtlich ihre Häuſer verlaſſen hatten, um die Reiſenden in Sammet und Seide zu betrachten. Vor der Herberge ſtanden ganze Heerden von Maulthieren und Pferden, zwiſchen ihnen, von Stallknechten und andern Dienern bewacht, lagen und ſtanden Nachtſäcke, Felleiſen, Koffer und mehrere einfache und einige prächtige Tragſeſſel, deren einer von einem Baldachin mit einer fürſtlichen Krone überdacht war. Pagen, Kammerfrauen und Diener jeder Art ſahen mit Verachtung das ſtaunende Volk an, während mehrere in ſpaniſche Tracht gekleidete Herren beſcheiden vor dem Hauſe auf- und niedergingen und dem Volke,

das ſich heran drängte, gefällig Platz machten. Dieſe Edelleute, wie die zahlreichen Diener gehörten ſämmtlich zum Gefolge der Fürſtin Della Rocca, welche gegen Abend aus Neapel angekommen war, wie ſo viele Andere, in der Abſicht, den Unruhen zu entfliehen, und die Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft in Rom abzuwarten. Die Fürſtin ſelbſt war nicht zu ſehen. Kaum angekommen, hatte ſie ſich, ſo zu ſagen aus der Sänfte, auf ein Pferd geſchwungen, um in Geſellſchaft einer Kammerfrau und eines einzigen Cameriere aus dem Städtchen hinauszureiten und ſich in der Umgegend umzuſehen. Auf einem Hügel angekommen, hatte ſie die Ausſicht in eine Bodenvertiefung, die wie ein Gebirgsthal ausſah und von der der Fremde, von der Seite des Städtchens her, keine Ahnung hatte. In dem Thale lag ein gewaltiges Kloſter, von einem kleinen Dorfe und von prächtigen Hainen und Gärten umgeben. Die Fürſtin, die der ſchöne Anblick anlockte, glaubte das Kloſter in wenigen Minuten erreichen zu können, merkte aber bald, daß ſie nur auf einem vielfach gewundenen Pfade erſt hinab in das Thal und dann auf einem ebenſo gewundenen Pfade hinauf in das Kloſter gelangen konnte, das auf halber Höhe des jenſeitigen Abhanges lag. So geſchah es, daß es in dieſem tiefen Thal bereits dunkel war, als ſie vor dem Portale des Kloſters anlangte. Es war ein Kloſter der Karmeliter. Eine hohe Mauer, wie eine Feſtung, umgab es ringsherum, denn die Karmeliter waren zu Zeiten gezwungen, ſich gegen die Räuber und marodirende ſpaniſche Soldaten zu vertheidigen. Nur die Kirche, eine große prächtige Kirche, die ihnen weiland Kaiſer Karolus Quintus hatte bauen laſſen, ſtand ſo, daß ſie mit ihrem Periſtyle aus der umgebenden Mauer hervorragte und der Andächtige eintreten konnte, ohne in das Kloſter zu gelangen. Die Fürſtin della Rocca, eine fromme katholiſche Dame, ſprang ſogleich aus dem Sattel und trat in die Kirche, aus der ihr Geſänge und Gebete entgegenſchallten. Der ganze große Raum war von einer Dunkelheit erfüllt, welche die wenigen Lampen nicht zu durchbrechen vermochten, und traurig klangen

die Geſänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürſtin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abſchloß. Hier hörte ſie wohl die Geſänge deutlicher, aber die Geſtalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über ſechzig ſein, verſchwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu ſehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürſtin, die anfangs gleichgültig zugehört hatte, wurde immer aufmerkſamer, lehnte ſich ſo feſt an das Gitter, als ob ſie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinters Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton beſſer unterſcheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es ſelbſt die neben ihr ſtehende Kammerfrau nicht bemerken, daß ſie erſt überraſcht, dann geſpannt und endlich ſehr aufgeregt war. Dieſe Aufregung ſteigerte ſich noch mehr, als die Mönche ſchwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied abſang. „Erkennſt du dieſe Stimme, Luiſa?“ fragte ſie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürſtin,“ ſagte dieſe, „ich habe ſie nie gehört.“ — „Freilich, wie ſollteſt du auch?“ murmelte die Fürſtin, wandte ſich um und eilte raſchen Schrittes aus der Kirche, ſchwang ſich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im ſchnellſten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief ſie ſogleich einen Pagen und ſagte zu dieſem: „Morgen mit dem Früheſten eilſt du in das Kloſter der Karmeliter und beſtellſt dem Prior meinen Gruß. Du ſagſt ihm, der Gruß komme von der Fürſtin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Kardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner ſage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu beſuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Kardinals Montalto, an ihn.“

Die Fürſtin konnte die halbe Nacht nicht ſchlafen, denn wie die Weiber ſind, ſo regte es ſie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieſer Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weib-

lichen Herzen so verderblich, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gesetze mißachten, vorzugsweise aber jene Sitten und Gesetze, welche in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes und der weisesten Menschen einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürstin Selvaggia della Rocca stammte aus dem edlen florentinischen Hause der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitanischen Fürsten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er seiner katholischen Majestät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieser Flotte zum Geschenk erhalten. Dieses vermehrte seine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle diese Schätze hinterließ er bei seinem Tode, der schon zwei Jahre nach seiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdischen Gelüste so große Güter aufhäufe, sorgte der Kardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß seine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Besitzungen belehnt würde, ja er beschenkte sie sogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geistlichen Benefizien, obwohl diese nach kanonischem Rechte nur auf ein männliches, mit den priesterlichen Weihen versehenes Haupt übertragen werden durften. Diese Selvaggia hatte aber ihr Leben in frühester Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenschaften auf eine unadelige Art die Herrschaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte sie eine Liebschaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und diesen selben Geliebten, Namens Baccio Vettore, glaubte sie in jenem Karmeliterkloster an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich gesagt, daß jener Baccio sie zuerst mit seiner schönen Stimme verführte und gewiß ist, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebschaft seiner

Tochter gekommen, den Baccio habe außer Landes bringen und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Zu jener Zeit, nämlich acht Jahre vor dieſem Tage, von dem wir erzählen, hieß es, der alte Signor Salviati habe den Baccio auf dem Wege von Siena nach San Geminiano ermorden laſſen. Es iſt wahr, daß er die Abſicht hatte, als er die Schande ſeiner Tochter erfuhr, aber er gab die Abſicht auf, weil der Vater Baccio's, der alte Vettore, ſein Kriegsgefährte geweſen und ihm in verſchiedenen Kriegen große Dienſte erwieſen. Lange wurde Baccio für todt gehalten. Nur Vettore wußte, daß er lebte, weil es ihm ſein Herr zum Troſte geſagt hatte, und Selvaggia wußte es ebenfalls, nachdem ſie es vom Vater ihres Geliebten erfahren. In welchem Kloſter aber Baccio als Mönch lebte, wußte weder Selvaggia noch Vettore und erfuhr es dieſer Letztere auch nicht, als er den ſterbenden Signor Salviati auf den Knieen anflehte, es ihm zu verrathen. Die Selvaggia wurde ein Jahr ſpäter an jenen Fürſten verheirathet und es war ihr wohl ſelber damit gedient, daß der Geliebte ihrer Jugend verſchwunden blieb. Nun aber, da ſie wieder frei und Wittwe war, fühlte ſie ſich vielleicht glücklich, ihren erſten Geliebten durch Zufall wieder gefunden zu haben. Sie wachte mehr als die Hälfte der Nacht, bald war ſie beſorgt, daß ſie ſich vielleicht doch getäuſcht habe und daß die Stimme, die ſie gehört, nur der Stimme ihres Geliebten ähnlich ſei und einem Andern gehöre; bald erinnerte ſie ſich nach Weiberart in der Stille der Nacht auf das Lebhafteſte an die Zeit, die ſie mit Baccio in glücklichen Sünden zugebracht, und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, jene Sünden zu erneuen. Selbſt als ſie entſchlief, träumte ſie voll Angſt und Hoffnung. Ihre erſte Frage, als ſie am andern Morgen erwachte, war, ob der Page ſchon nach dem Kloſter abgegangen, und als man ihr ſagte, daß er bald zurück ſein müſſe, ſetzte ſie ſich voll Vergnügen ans Frühſtück und ſagte zu ihrer Kammerfrau, ſie hoffe, daß an dieſem Tage ihre Jugend neu beginne. „Ew. Exzellenz," erwiderte die Kammerfrau, „iſt noch jung und Eure erſte Jugend hat noch nicht aufgehört."

„Du irrſt, Luiſa," antwortete die Selvaggia, „meine erſte Jugend hat, Gott ſei es geklagt, ſchon in meinem ſechzehnten Jahre aufgehört und zwei Jahre lang lebte ich wie eine alte Frau neben einem alten Gemahl, aber ſo Gott will, werde ich wieder einholen, was ich verſäumte, und wenn es mir gelingt, gelobe ich dem heiligen Januarius die Einkünfte eines ganzen Jahres von meinem Gute Ponte rotto."

Der Page, der eben zurückkam, erzählte, daß der Prior der Karmeliter ſogleich bereit war, ſich auf den Weg zu machen, als er erfuhr, daß es die Nichte des Kardinals Montalto war, die ihn einlud. In der That kam er kaum eine halbe Stunde nach dem Pagen in Piperno an. Es war ein uralter Mann, der ſich kaum in der Sänfte aufrecht erhielt. Wie mich ein Bruder jenes Kloſters verſicherte, zählte er damals ſchon ſechsundachtzig Jahre, wenn nicht mehr und war er außerdem ein Mann, den Gott zur Reinigung ſeiner Seele mit allen Krankheiten des Alters heimſuchte, und die Selvaggia hätte ſich ſchämen ſollen, einen ſolchen ſchwachen und heiligen Greis bemüht zu haben, nur um einen ſchändlichen Zweck zu erreichen, und ihn außerdem noch zu belügen. Denn es war nicht der Wahrheit gemäß, daß ſie vom Kardinal Montalto einen Auftrag an ihn hatte; ſie wagte nur das vorzuſchützen, weil ſie wußte, daß ſie ſich mit ihrem Oheime Alles erlauben durfte. Doch ich muß ſagen, daß ſie Ehrfurcht genug beſaß, um dem Prior, als ſie in ihm einen ſo ehrwürdigen Greis erkannte, die Hand zu küſſen und ihn um ſeinen Segen zu bitten.

„Was wollt Ihr von mir, was befehlt Ihr, hohe Frau?" fragte der Prior.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete ſie, „Ihr habt in Eurer Brüderſchaft einen Bruder Namens Baccio Vettore?"

„Ich weiß es nicht," ſagte der Prior, „denn ich kenne meine Brüder nur nach ihrem Kloſternamen. Wir ſind vierundſechzig; es wäre meinem alten Kopfe zu viel, ſollte ich mir alle weltlichen und geiſtlichen Namen meiner Brüder merken."

Die Fürſtin della Rocca war in Verlegenheit und ſagte nach einigem Nachdenken: „Dieſer Bruder iſt jetzt höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alt und hat eine ſehr ſchöne Stimme. Er ſtammt aus dem Toskaniſchen und iſt bei Siena zu Hauſe.“

„Keiner der Brüder,“ ſagte nach einiger Zeit der Prior, „ſingt ſo ſchön wie der Bruder Giovanbatiſta; auch iſt er wohl nicht älter, als ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre, und wenn ich nicht irre, ſpricht er auch die ſchöne Sprache von Siena — dieſer mag wohl einmal Baccio Vettore geheißen haben.“

„Dieſer iſt es gewiß,“ verſicherte die Fürſtin.

„Und was iſt es mit dieſem?“ fragte der Prior.

„Mein Oheim, der Kardinal Montalto,“ erwiderte die Fürſtin mit frecher Lüge, „wünſcht, daß Ihr mir dieſen Giovanbatiſta als meinen Reiſe-Kaplan mitgebet.“

Der Prior erhob bei dieſen Worten den Kopf, der bisher müde auf der Bruſt gelegen hatte und ſah die Fürſtin verwundert und fragend an. „Dieſen Giovanbatiſta?“ fragte er kopfſchüttelnd; „dieſer Giovanbatiſta hat ſeit ſechs Jahren das Kloſter nicht verlaſſen. Se. Eminenz Euer Oheim, der Kardinal Montalto kann ihn nicht kennen ..... Ich bin ſehr verwundert ..... dieſer Giovanbatiſta iſt ein Weltkind, das nur die ſtrengſte Zucht auf dem Wege der Frömmigkeit erhalten wird — er iſt der mindeſt Gelehrte meiner Brüder ..... Er paßt am wenigſten dazu, als Kaplan einer hohen Dame beigegeben zu werden ..... Ich bin ſehr verwundert .....“

„Aber mein Oheim, der Kardinal,“ fiel ihm die Fürſtin ungeduldig und mit etwas gebieteriſchem Tone ins Wort.

„So ſei es,“ ſagte der Prior mit einer leiſen Verbeugung, „der Kardinal will es, ich habe nichts zu ſagen, ich habe nichts zu prüfen. Und wann ſoll ich Ew. Hoheit den Bruder Giovanbatiſta zuſchicken?“

„Sogleich! noch dieſen Morgen, denn ich denke um Mittag meine Reiſe fortzuſetzen, da mich mein Oheim ſchon morgen Abend in Rom erwartet.“

Der Prior erhob ſich und ging.

Es war noch nicht Mittag, als ein einzelner Karmeliter-mönch vor der Herberge ſtand und nach der Fürſtin della Rocca fragte. Ein Page führte ihn in das obere Stockwerk, öffnete eine Thüre und bedeutete ihm, allein weiter zu gehen. Er werde dort in dem letzten Gemache erwartet. Er trat ein, und als er auf den erſten Blick die Selvaggia erkannte, blieb er wie aus Stein gehauen an der Thüre ſtehen. Er bewegte ſich erſt, als ſie ihn bei ſeinem alten Namen Baccio anrief, und Niemand als Gott hat es geſehen wie die Selvaggia, ohne ein anderes Wort zu ſagen, den geweihten Prieſter umarmte. Als ſie weiter reiste, ritt er neben ihrer Sänfte, und weil es hieß, daß der Weg bis Rom nicht ſicher ſei, hatte er, gleich den Dienern und Cavalieren, einen Degen umgegürtet. Da Jedermann ſeine Waffe brauchte und nicht eine mehr da war, als Männer da waren, hatte die Selvaggia eine ihrer Kiſten öffnen und daraus einen der Degen ihres verſtorbenen Gatten nehmen laſſen, und ſo hatte der Giovanbatiſta die ſchönſte Waffe der ganzen Geſellſchaft, eben ſo wie ihm die Fürſtin das ſchönſte Pferd hatte geben laſſen und ritt neben ihr, nicht wie ein Mönch oder Kaplan, ſondern wie ein ſtolzer Cavalier. Der Kardinal Montalto lachte ſehr, als er ſeine Nichte in ſeinem Palaſte zu Rom empfing und ſie in ſolcher Begleitung ſah. Er war ein alter Herr und gewöhnt, zu Allem zu lachen, was die Selvaggia that oder ſagte.

Die Selvaggia war ſehr zufrieden, ihren Geliebten wieder gefunden und ihn jetzt in ihrer Nähe zu haben. Der Baccio von Siena, der ſie mit ſechzehn Jahren verführt hatte, war ein ſchöner Jüngling mit einer ſchönen Stimme geweſen; der Bruder Giovanbatiſta war jetzt ein ſchöner Mann und ſeine Stimme war auch kräftiger und klangvoller geworden. Die Gewandtheit, welche Selvaggia ehemals an ihm bewunderte, wenn er an gerader Mauer zu ihr hinauf kletterte, mit der er wilde Pferde tummelte, oder allerlei Waffenübungen trieb, hatte im Kloſter nicht abgenommen, oder vielmehr ſtellte ſich gleich wieder ein,

ſobald er in Freiheit lebte, wieder ein Pferd beſteigen, eine Waffe ſchwingen konnte. Die Kutte war ihm dabei allerdings beſchwerlich, und er legte ſie darum kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ab, um ſie gegen ſpaniſche Rittertracht zu vertauſchen. Der Kardinal Montalto wollte ihn gar nicht wieder erkennen und lachte über die Verkleidung. Nur ſanft verwies er es ihm, mit der Verkleidung nicht gewartet zu haben, bis ſeine Tonſur verwachſen war. Die Selvaggia war glücklich, ſie verſicherte ihren Oheim, der es mit Vergnügen hörte, daß ihr Glück, da ſie es nach ſo langen Unterbrechungen wieder gewonnen und es jetzt in Freiheit genießen könne, vollkommen ſei, und daß ſie der Vorſehung danke, es ihr in früherer Zeit entzogen zu haben, um es ihr für jetzt aufzuſparen. Wie groß die Vergnügungen waren, welche ihr die Hauptſtadt der Chriſtenheit, als der Lieblingsnichte des allmächtigen Kardinals, darbrachte, ſie verſchmähte ſie alle; ſie blieb allein in ihrem Palaſte, zufrieden mit der Geſellſchaft Baccio's, und ſie beabſichtigte, ſich nach Beilegung der Unruhen in Neapel mit ihm auf eines ihrer Schlöſſer in den Apenninen zurückzuziehen. Auch Baccio war glücklich; unbekümmert darum, daß er alle Gelübde des Prieſters brach, freute er ſich, des Kloſterzwanges ledig zu ſein, und die Selvaggia hatte ihn zum reichen Manne gemacht, indem ſie ihn mit großen Geſchenken überhäufte und außerdem die geiſtlichen Benefizien, die ſie beſaß, auf ihn übertragen ließ. Sie nahm es ihm auch nicht übel, wenn er ſie oft allein ließ, um das neue Leben in der Freiheit und die Vergnügungen der Stadt Rom zu genießen. Sie ſagte ſich, daß ihn das immer mehr zum Cavaliere ausbilde, und daß er ſo ablegen werde, was an ihm von ſeinem niedrigen Stande und vom Leben im Kloſter noch übrig war. Wie ſündig eine Liebe ſei, ſo iſt es doch hergebracht, daß man die Treue einer ſolchen Liebe rühme, obwohl man damit nur die Ausdauer der Sünde rühmt. Vielleicht haben Diejenigen, die ſo thun, doch Recht, denn die Treue iſt immer eine ſchöne Tugend, und wenn dieſe Leute Recht haben und wenn ich mich bezwinge, ſo zu denken

wie ſie, dann muß auch ich die Selvaggia rühmen, daß ſie jetzt nach ſieben Jahren und als eine der mächtigſten Damen der Chriſtenheit, dem Geliebten ihrer Jugend und dem niedrigen Manne dieſelbe Liebe bewies wie ehemals. Ja die Liebe muß noch größer geweſen ſein als ehemals, da damals die Selvaggia in der Einſamkeit keinen andern Mann kannte, und da ſie jetzt als eine ſehr ſchöne und ſo mächtige Dame unter allen Cavalieren der Stadt und des ganzen Italiens die Wahl hatte. So wollen wir ſie denn loben.

In ihrer Liebe und Treue ſorgte Selvaggia weiter als den laufenden Tag und beſchloß ſie, ſein Wohlergehen für alle Zukunft zu ſichern. Sie hatte ihm die Dispens ausgewirkt, daß er die weltlichen Kleider ohne Verſündigung tragen dürfte und mit den Kleidern den Titel eines Cavaliere Baccio. Sie hoffte noch weiter mit Hülfe ihres Oheims ihn dem Säculo wiedergeben zu können, was nicht unmöglich war, da es ſich fand, daß er in Folge des Drängens des verſtorbenen Signor Salviati, ihres Vaters, ſämmtliche Weihen, oder wenigſtens die erſte vor dem kanoniſchen Alter erhalten. Se. Heiligkeit der Papſt konnte Baccio, ohne dem kanoniſchen Rechte irgend welchen Zwang anzuthun, mit Leichtigkeit dispenſiren. Dieß wäre vielleicht ſchon einige Monate nach der Ankunft Selvaggia's und ihres Geliebten geſchehen, wenn nicht der Kardinal Montalto die Angelegenheit abſichtlich verzögerte. Er vermuthete, daß Selvaggia fähig war, oder vielleicht ſchon die geheime Abſicht hegte, den Baccio zu heirathen, ſobald ihm die Dispenſation die Ehe geſtattete, und damit war dem Kardinal nicht gedient, einen Neffen aus niedriger Volksklaſſe zu erhalten. Selvaggia für alle Fälle beſorgt, arbeitete dahin, daß der Cavaliere Baccio, wenn ihr Hauptplan mißlänge, wenigſtens aus dem Karmeliterorden in den ritterlichen der Johanniter von Malta treten dürfte, als in einen Orden, deſſen Regel und Lebensweiſe ſeinem Temperamente beſſer zuſagte. Die Selvaggia war eine kluge und vorausſichtige Frau. Sie wußte ſehr wohl, daß ihr Oheim, der ein bejahrter

Mann war, nicht viele Jahre mehr leben könne; nach ſeinem Tode könnte man ihrer Verbindung mit Baccio Hinderniſſe in den Weg legen. Darum wünſchte ſie, daß er auf jeden Fall in den Johanniterorden aufgenommen werde, weil die Mitglieder dieſes Ordens ſämmtlich wie Herren lebten und es auch dem ſtrengſten Pontifikate nicht beikam, ſie in ihrer Freiheit und in ihren Sitten zu beſchränken. Man ſagt, daß Kaiſer Carolus Quintus vom Papſte ſich dieſe Freiheit der Ritter ausbedungen, als er ihnen die Inſel Malta einräumte, nachdem ſie die Inſel Rhodus verloren hatten, und aus Dankbarkeit für dieſe Bedingung, ſo ſagt man ferner, hätten beſagte Ritter beſagten Kaiſer in ſeinen afrikaniſchen Kriegen ſo tapfer unterſtützt. Das laſſen wir dahingeſtellt, denn wir glauben nicht, daß ſich jemals ein Papſt eine ſolche Bedingung hätte aufdringen laſſen, welche einem geiſtlichen Orden freie Sitten und mancherlei Laſter für ewige Zeiten geſtattet. Dieſes kümmert uns nicht; ich erzähle nur von der vorſorglichen Liebe der Selvaggia.

Um dieſe Zeit lebte in Rom ein ehrlicher Hutmacher Namens Franceſco Somigli, der ſich mit ehrlicher Arbeit ein ſchönes Vermögen erworben und einen ehrbaren Hausſtand aufrecht erhielt und ſeine Kinder, deren er drei hatte, eine erwachſene Tochter, von der wir noch ſprechen werden und zwei kleine Knaben, Zwillinge, chriſtlich erziehen ließ. Da hörte dieſer Hutmacher Somigli, der jenſeits der Tiber wohnte, von den Thaten der Räuber in Sonnino und in den Gebirgen, und er empfand einen unwiderſtehlichen Drang, an dieſen Thaten theilzunehmen. In einem Alter von fünfundfünfzig Jahren verließ er Haus, Weib und Kinder und ging in das Gebirge zu den Räubern, welche damals der tapfere Catone kommandirte. Er hatte kein Glück, denn gerade damals hatte Se. Heiligkeit der Papſt dem Kardinal Montalto Vorwürfe über das Räuberweſen gemacht, und der Kardinal ſchwor die Räuber zu vernichten und alle, die nicht in den Gebirgen erſchoſſen, aber gefangen werden, hängen zu laſſen. An einem und demſelben Tage ließ er zahlreiche

Rotten von Reiter und Fußvolk, darunter auch die Spanier, die an der neapolitaniſchen Gränze ſtanden, an fünf verſchiedenen Punkten in das Gebirge brechen, und viele Räuber wurden an dieſem Tage erſchoſſen und niedergehauen, viele andere als Gefangene nach Rom gebracht, ſo daß das alte Theater, in welchem ſie überwacht wurden, ganz vollgefüllt war. Unter dieſen Gefangenen befand ſich auch der Hutmacher Francesco Somigli, der erſt zwei Tage vorher in das Gebirge gekommen war. In der ehrlichen Familie des Hutmachers war große Klage darüber, daß der Vater gehängt werden ſollte. Man wußte, was der Kardinal geſchworen hatte und gab alle Hoffnung auf, auch nur einen der Räuber begnadigt zu ſehen. Auch war in der Familie Somigli Niemand da, der ſich für den Vater hätte verwenden können; die Frau des Hutmachers bekam bei der traurigen Nachricht eine Lähmung in das linke Bein und in die Zunge, ſo daß ſie weder gehen noch ſprechen konnte; die Knaben waren noch viel zu jung, und da war Niemand übrig als die Tochter Emilia, ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren und das ſchönſte Mädchen von jenſeits der Tiber. Emilia lief klagend durch die ganze Stadt, bat, flehte, jammerte, weinte bei Jedermann, aber Niemand wußte ihr zu helfen. Doch erfuhr ſie, daß die Fürſtin Della Rocca bei ihrem Oheime in größtem Anſehen ſtehe, und daß dieſe allein ihren Vater retten könnte. Man rieth aber der Emilia, ſich nicht an die Fürſtin, ſondern an den Cavaliere Baccio zu wenden, welchem wieder die Fürſtin nichts verſagen konnte. Ihr, der Tochter des Hutmachers, hätte die Fürſtin leicht Nein ſagen können und dann war der Vater verloren; verſprach aber der Cavaliere bei der Fürſtin ein Wort für ſie einzulegen, ſo konnte man ſicher ſein, daß die Fürſtin mit dem Kardinal ſprechen und die Angelegenheit ſo zu einem guten Ende gedeihen werde. Die Emilia ging alſo zu dem Cavaliere Baccio, und dieſer hatte ſie kaum erblickt, als er ausrief: „Jeſus Maria, dieß iſt das ſchönſte Mädchen, das ich jemals geſehen!“ Er faßte ſogleich eine Leidenſchaft für dieſes Mädchen und er verſchwor

ſich hoch und theuer, ihren Vater zu retten, wenn ſie dafür ſeine Geliebte werden wollte. Das Mädchen fügte ſich ſeiner Forderung und er ſprach mit der Selvaggia zu Gunſten des Hutmachers, indem er ihr vorſtellte, daß ſie eine gute That thue, wenn ſie einen ehrlichen Mann, der bis dahin ein makelloſes Leben führte, ſeiner Familie vom Galgen losredete. Die Selvaggia ſtellte ihrem Oheim vor, daß ſein Schwur ſich nicht auf den Hutmacher beziehe, da er den Schwur gethan hatte, noch bevor der Hutmacher im Gebirge angekommen war, und der Kardinal ließ den Hutmacher in dem Augenblicke entwiſchen, als man die andern Gefangenen aus dem alten Theater an den Galgen führte.

Der Cavaliere Baccio führte die Emilia in jenes Haus, welches mit dem rechten Angel auf den Monte Pincio ſieht und richtete ihr daſelbſt im Hofe eine ſchöne Wohnung ein, in welcher er oft die Nächte verbrachte. Die Selvaggia beſchränkte ihn ſo wenig in ſeinem Thun, daß er viele Nächte ausbleiben konnte, ohne daß ſie ihn zur Rede ſtellte. Wenn ſie ihn manchmal fragte, wo er die Nächte verbringe, ſo antwortete er ihr, das geſchehe im Palaſte der Malteſer, wo man ſehr luſtig zeche, und der Selvaggia war es ſehr angenehm, ihn in dieſer ritterlichen Geſellſchaft zu wiſſen, um ſo mehr als damals meiſt Malteſer von der provenzaliſchen Zunge in Rom anweſend waren, welche man vorzugsweiſe wegen ihren edlen Manieren und feinem Weſen unter allen Zungen der Religion rühmte. Baccio lebte ſo ungeſtört durch viele Monate mit der Emilia, bis es ihm einfiel, oder vielmehr, bis man ihm eingab, ihr Bildniß machen zu laſſen. Das war zu ſeinem Unglück.

Der Maler des Bildniſſes war Fra Domenico, den man in Rom wegen ſeiner kleinen Geſtalt Picciotto nannte. Fra Domenico kam aus demſelben Kloſter der Karmeliter, aus welchem die Selvaggia den Baccio entführt hatte. Er war ein ſehr begabter Meiſter und hatte in Neapel eine Zeitlang unter dem berühmten Heiligenmaler Ribera gearbeitet. Von dort in ſein

Kloſter zurückgekehrt, ſchmückte er das Refektorium und die Kirche mit vielen Heiligenbildern, was ihm unter den Mönchen großes Anſehen verſchaffte. Sie waren ſtolz auf ſeinen Beſitz und meinten, daß ihr Haus durch ihn eben ſo berühmt werden ſolle, wie andere Klöſter, z. B. San Marco in Florenz, durch die Malereien ihrer Brüder berühmt werden. Fra Domenico aber erkannte, daß er zur Vervollkommnung ſeiner Kunſt noch die Gemälde Rafaels, Michael Angelo's und anderer Meiſter ſtudiren müſſe; denn, ſagte er, in Rom hätten vor hundertfünfzig Jahren viele Meiſter gelebt, welche den Ribera weit übertrafen, obwohl dieſer heute der berühmteſte unter allen Malern iſt. Man glaubte dem Fra Domenico, weil er der Kunſtverſtändigſte im Kloſter war und weil es heute viele Leute gibt, die das glauben, nachdem ein junger Neapolitaner, Namens Salvator Roſa, viele Anhänger findet, die daſſelbe behaupten. Auch ſagte man ſich, daß der Bruder Giovanbatiſta, der jetzt in Rom lebte und ſo große Macht hatte, den Bruder Domenico unterſtützen und in Allem helfen werde. So kam Fra Domenico nach Rom, und Baccio nahm ſich in der That ſeiner an, ſo weit er es vermochte. Er führte ihn auch ſeiner Herrin, der Selvaggia und dem Kardinal Montalto vor, und Fra Domenico hatte bald eine gute und ſorgenloſe Stellung. Er malte die Bildniſſe vieler Kardinäle und ſelbſt das des heiligen Vaters, und hatte ſo viele mächtige Bekanntſchaften, daß er auf Benefizien rechnen durfte. Dieß Alles dankte er dem Baccio, als deſſen vertrauteſter Freund er lebte und der Selvaggia, die ihn oft zum Nachteſſen einlud. Aber Picciotto konnte es nicht vergeſſen, daß Baccio ihn beſchützen ſollte. Während er im Kloſter der Karmeliter immer hoch angeſehen war und den Andern kaum eines Wortes würdigte, wurde dieſer nie anders denn ein niedriger Laienbruder betrachtet. Picciotto war der Ruhm des Kloſters, während Giovanbatiſta wegen ſeiner Unwiſſenheit für Nichts geachtet wurde. Und jetzt in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ſelbſt, in der großen Welt der Kardinäle war Giovanbatiſta der Mächtige, und er, Domenico,

ſein Klient und ihm zu Danke verpflichtet. Dabei mußte er als Künſtler ein beſcheidenes Leben führen, während der unwiſſende Baccio über größere Schätze verfügte, als ein Kardinal und zugleich eine der ſchönſten Frauen Italiens und gewiß das ſchönſte Mädchen Roms zu Geliebten hatte. Um Emilia beneidete er den Baccio nicht, obwohl ſie ſchöner war als die Fürſtin, wohl aber beneidete er ihn um die Selvaggia, durch welche er über ungeheure Reichthümer und über die ganze Macht des Kardinals Montalto verfügte. Er verachtete den Baccio, daß er Alles das nur benützte, um ein adeliges Schlemmerleben zu führen und die Cavaliere nachzuahmen. Er ſagte ſich, wie anders er ſolche Mittel verwenden würde, um ſich zu den höchſten Ehrenſtellen, vielleicht bis auf den Stuhl Petri emporzuſchwingen. Und in ſeinem Neide und Ehrgeize beſchloß er, den Baccio in den Augen der Fürſtin zu verderben und ſeine Stelle einzunehmen. Wie bei der Selvaggia, ſo pflegte er mit dem Baccio das Nachteſſen bei der Emilia einzunehmen, und eines Abends beklagte er, daß die höchſte Schönheit nicht unverwelklich ſei und forderte den Baccio auf, die Emilia von ihm malen zu laſſen, ſo lange ihre Schönheit in ſolcher Blüthe prange. Der verliebte Thor war nicht ſchwer zu überreden und Fra Domenico nahm ſeine ganze Kunſt zuſammen, um aus dieſem Bildniſſe ein Wunder der Malerei zu machen. Es war ein überaus ſchönes Bildniß, und viele Fremde und Einheimiſche beſuchten die Werkſtätte Fra Domenico's nur um daſſelbe zu ſehen. Als die Selvaggia von dem ſchönen Bilde hörte, fragte ſie Fra Domenico, was es damit für Bewandtniß habe und ob das Bild wirklich ſo ſchön ſei, wem es angehöre und ob ſie es nicht auch ſehen könne? Der Maler antwortete, das ſei ein leerer Lärm mit dem Bilde und es ſei gar nicht der Mühe werth, über die Perſon, die es darſtelle und über die Malerei zu reden; aber er habe andere Bilder in ſeiner Werkſtatt, die weit mehr Werth haben, und er würde ſehr glücklich ſein, wenn Ihre Hoheit die Fürſtin die Werkſtätte einmal beſuchen wollte. Die Selvaggia war es zufrieden und beſtimmte

den Tag und die Stunde. Der Picciotto beſprach Alles mit ſeinem Farbenreiber und unterrichtete ihn, wie er die Selvaggia empfangen und was er ihr ſagen ſolle. Als nun die Stunde des Beſuches kam, verbarg er ſich hinter dem Hauſe, und als die Signora eintrat, ſagte ihr der Farbenreiber, daß Fra Domenico in einem dringenden Auftrage ſeines Priors ſo eben habe ausgehen müſſen. Die Selvaggia, als ſie das Bild der Emilia ſah, war ſehr erſtaunt und ſagte, das ſei gewiß das ſchönſte Mädchen Italiens. Dann fragte ſie den Farbenreiber, wer denn das Mädchen eigentlich ſei, welchem Stande ſie angehöre und ob man ihr nicht Wohlthaten erzeigen könne; ſo ſehr wurde ſie von der Schönheit des Bildes eingenommen. Der Farbenreiber lachte mit verſtellter Einfalt und ſagte: „O, die bedarf keiner Wohlthaten, für die ſorgt ſchon der Cavaliere Baccio.“

„Wie ſo?“ fragte die Fürſtin.

„Weil ſie die Geliebte des Baccio iſt,“ antwortete der Mann.

Die Selvaggia aber lachte und ſagte: die Geliebte des Baccio wäre es wohl zufrieden, ſo ſchön zu ſein wie dieſes Bild. —

„Nun ſeht,“ rief wieder der Andere, „wie ſchwer Liebende zu befriedigen ſind, erſt geſtern war er mit ihr hier in der Werkſtätte, und wie er ſie neben dem Bilde ſah, ſchwur er bei allen Heiligen, daß ſie doch viel ſchöner ſei, als ſie Fra Domenico malen könnte.“

Die Selvaggia wußte nicht, was ſie aus dieſen Reden machen ſollte und fragte den Mann: „Kannſt du mir auch ſagen, wer ſie iſt?“

„Allerdings kann ich das,“ erwiderte der Geſelle, „ſie iſt die Tochter eines Hutmachers von jenſeits der Tiber, den der Baccio vom Galgen erlöst hatte.“

Jetzt gerieth die Selvaggia in einen großen Zorn, ſie erhob das Bein und trat ein Loch in das Bildniß der Emilia. In dieſem Augenblicke trat der Picciotto in ſeine Werkſtatt und beim

Anblick des Loches in der Leinwand ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Wehe mir, ich ſehe, daß Ihr ſchon Alles wißt, und daß ich zur unglücklichen Stunde ausgegangen bin!“

Die Selvaggia fragte, ob das wahr ſei, was ihr der Geſelle geſagt, und der Picciotto erwiderte, daß er es nicht läugnen könne, was der Geſelle in ſeiner Einfältigkeit verrathen habe. Die Selvaggia ließ ihren Pagen, den Kavalier und die Kammerfrau, die mit ihr waren, auf das Kreuz ihres Gürtels ſchwören, dem Cavaliere nichts verrathen zu wollen, daß ſie von ſeiner Liebe mit der Emilia ſchon etwas wiſſe. Auch der Picciotto mußte ihr ſchwören und dann mit ihr in ihren Palaſt heimgehen, um ihr nähern Beſcheid zu geben, damit ſie wiſſe, wie und womit ſie ſich an Baccio rächen ſollte.

Sie verſtellte ſich ſo gut, daß der Baccio gar keine Ahnung davon hatte, daß ihn der Picciotto verrathen, daß die Selvaggia um ſeine Treuloſigkeit wußte, und daß ſie ſchon Alles vorbereitet hatte, um ſich an ihm zu rächen. Zwei ihrer neapolitaniſchen Diener waren von ihr beſtellt, ihn vor ihren Augen zu ermorden. Sie hatte nur das eine Bedenken und noch ſo viel Liebe für ihn, daß ſie ihn nicht in der Fülle ſeiner Sünden, ohne Beichte, wollte ſterben laſſen. Darüber beruhigte ſie der Fra Domenico, welcher ihr verſprach, dabei zu ſein, wenn der Baccio ermordet würde und ihm in ſeinem letzten Augenblicke die Abſolution zu geben. Da es aber nicht ſicher war, daß Fra Domenico noch Zeit genug haben würde, um dem Sterbenden die Beichte abzunehmen und ihm die Abſolution zu geben und die Selvaggia um ſeine Seele beſorgt war, beſchloß ſie es ſo zu machen, wie es kurz vorher die Marcheſa von Valencia gemacht hatte, welche ihrem Geliebten, den ſie ermorden ließ, in der letzten Stunde, und während er ermordet wurde, eine Todtenmeſſe leſen ließ.

Sie war mit dem Baccio bei einem großen Feſte in dem Garten des Kardinals Gonzaga, welcher eben die franzöſiſchen Abgeſandten bei ſich empfing. Gegen Mitternacht ſagte ſie zu dem Baccio: „Ich habe Nachricht erhalten, daß in dieſer Nacht

um die zwölfte Stunde in Neapel ein mir lieber Freund von den Aufſtändiſchen hingerichtet wird, und ich habe ihm in der Kirche von Santa Maria ein Todtenamt beſtellt. Dahin will ich jetzt gehen, um am Katafalk zu beten und ſeine Seele mit Gebeten zum Himmel zu begleiten. Du Baccio komme mit mir und ſinge mit im Chor, damit ich in dieſer traurigen Stunde deine liebe Stimme höre, die ich ſo lange nicht gehört habe." Der Baccio ging gerne mit ihr in die Kirche Santa Maria. Dieſe war ganz dunkel und ſchwarz ausgeſchlagen. Schwarze Tücher bedeckten die Säulen und die Wände. In der Mitte war ein Katafalk aufgeſchlagen und nur wenige Lichter brannten rings umher. Die Selvaggia kniete in der Nähe des Katafalkes nieder und der Baccio ſtellte ſich unter die Sänger, die am Fuße des Katafalkes ſtanden. Der Sakriſtan gab ihm die Rolle in die Hand, aus welcher er ſingen ſollte. Als er mit ſeiner wunderſchönen Stimme zu ſingen anfing, ſah er zur Selvaggia hinüber, wohl wiſſend, wie ſehr ſie ihn liebte, ſo oft er zu ſingen begann und beim Scheine der Kerze, an deren Fuße ſie kniete und die ihr Geſicht beleuchtete, während das Uebrige ihrer Geſtalt von Finſterniß bedeckt war, ſah er, wie ſie ihn mit liebendem Auge betrachtete und wie über ihre Wangen zwei große Ströme von Thränen herabfloſſen. Er nahm ſich um ſo mehr zuſammen, um noch ſchöner zu ſingen, und er ſang mit großer Andacht fort, bis er auf einmal ſtockte und verſtummte, denn er kam in dem Todtenliede an die Stelle, wo er für ſein eigenes Heil, als eines Sterbenden, betete. Er las in der Rolle, die er in Händen hielt, ausführlich ſeinen eigenen Namen. Erſchrocken ſah er zur Selvaggia hinüber, die er aber jetzt nicht ſehen konnte, da ſie ihr Geſicht aus der Beleuchtung der Kerze in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Er faßte ſich wieder und dachte, daß dieſes nur ein Irrthum ſei. Man werde dem Sakriſtan geſagt haben, wem er die Rolle zu übergeben habe, und dieſer werde den Namen verwechſelt haben mit dem Namen Desjenigen, der in dieſer Stunde in Neapel enthauptet werden ſoll, und für den die Todten-

meſſe gefeiert wurde, weil ihm beide Namen gleich unbekannt waren. Der Baccio ſang ruhig wieder weiter. Er ſang ſo fort, bis die Chorknaben mit dem Weihrauch und dem Weihwedel um den Katafalk herumzogen. Der Sakriſtan trug ihnen eine brennende Kerze vor, und beim Scheine dieſer Kerze ſah Baccio abermals ſeinen Namen, der in großen Buchſtaben auf einem weißen Streifen geſchrieben, über dem Katafalke lag. Wieder brach ſeine Stimme ab und er ſah zur Selvaggia hinüber, die er jetzt beim Scheine der Kerze, die der Sakriſtan trug, ſehen konnte, und es kam ihm vor, als wäre jetzt ihr Geſicht, das ihm entgegen blickte, von Mitleid und Grimm zugleich bedeckt. Eine ungeheure Angſt überfiel ihn, er dachte an Alles, was er an der Selvaggia verbrochen hatte, warf die Rolle auf den Boden und floh aus der Kirche. Eben als er aus der Thüre ſtürzen wollte, warf ſich ihm Fra Domenico in den Weg, faßte ihn am Mantel und ſchrie mit lauter Stimme: „Er entwiſcht uns! Laßt ihn nicht entwiſchen!“ Auf dieſen Ruf kamen rechts und links die zwei neapolitaniſchen Diener der Selvaggia hinter den Säulen des Portals von Santa Maria mit nackten Dolchen hervor. Aber bevor ſie ſich dem Baccio nähern konnten, hatte dieſer ſeinen eigenen Dolch aus dem Gürtel gezogen und ihn dem Fra Domenico, der ihn aufhalten wollte, in die Kehle geſtoßen, daß er augenblicklich zuſammenfiel. Der Baccio ſprang dann mit einem Satze die Treppe von Santa Maria hinunter, mitten zwiſchen den Dolchen der beiden Neapolitaner. Der Eine hatte ſchon mit ſolcher Heftigkeit nach ihm geſtoßen, daß er ſeinen eigenen Arm nicht mehr zurückhalten konnte und ſich ſelbſt in den Schenkel ſo ſehr verwundete, daß er den Baccio nicht zu verfolgen vermochte. Der andere Neapolitaner hatte nicht den Muth, den Baccio allein zu verfolgen. So kam dieſer unverfolgt davon; aber er glaubte doch immer Schritte hinter ſich zu hören und, mit dem Degen in der Hand, hörte er nicht auf zu laufen, lief er über die Brücke, bis er am Hauſe des Hutmachers Francesco Somigli ankam.

Dieſer war ſehr verwundert, als er hörte, was vorgegangen

war. „Dieſes Alles," ſagte er, „hat die Selvaggia wegen der Emilia unternommen. Nunmehr biſt du, o Baccio, in Rom deines Lebens nicht mehr ſicher; auch Emilia iſt es nicht, und auch mich kann die Selvaggia jetzt noch hängen laſſen."

„Was ſollen wir beginnen?" fragte Baccio.

„Wir ſind im ganzen Italien nicht ſicher. Die Macht des Papſtes reicht überall hin, und ſobald dich die Selvaggia verfolgt, biſt du eine ſo machtloſe Perſon wie ich, der Hutmacher, und meine Tochter Emilia. Ueberall, ſei es in Florenz, in Mantua oder in Venedig, werden die Sbirren dem Kardinal Montalto gerne zu Willen ſein und uns niederſtechen oder gebunden nach Rom liefern. Nur in die Gebirge zu den Räubern reicht die Macht des Papſtes und des Kardinals nicht. Dorthin müſſen wir uns flüchten und wir werden gut aufgenommen ſein, da ich dort viele Freunde zähle. Dem Baccio leuchtete das ein, daß er nirgends mehr vor den Dolchen der Selvaggia ſicher ſei, und ſogleich holte er mit dem Hutmacher die Emilia, und noch in derſelben Nacht ſtiegen ſie über eine alte Breſche der Mauer aus der Stadt Rom und begaben ſich nach Sonnino in das Gebirge.

Die Selvaggia war Anfangs ſehr ergrimmt über das Mißlingen des Streiches; aber ſchon am andern Morgen freute ſie ſich, daß der Baccio am Leben war und lobte den guten Stoß, mit dem er den Fra Domenico für ſeinen Verrath beſtraft hatte. Sie ging auch nach Santa Maria, um bei Tageslicht zu ſehen, welchen geſchickten und gewaltigen Sprung der Baccio gemacht hatte. Dann aber verfiel ſie in große Traurigkeit, und die Luiſa rieth ihr, den Baccio überall aufſuchen zu laſſen, weil ſie ohne ihn doch nicht wieder froh werde, und ihm zu verzeihen. Davon wollte ſie nichts wiſſen. Nur im Geheimen ſandte ſie Späher aus, um zu erfahren, was der Baccio jetzt treibe und wo die Emilia ſei. Aber ſie konnte nichts erfahren. Der Baccio und die Emilia blieben verſchwunden, und erſt, als ſich die Späher beim Hutmacher erkundigen wollten und auch dieſer fort war,

vermuthete ſie, daß ſie Alle zu den Räubern in die Gebirge gegangen. Sie ſandte ihre Späher auch dorthin und hatte bald die Gewißheit, daß dem wirklich ſo war.

Man hat es oft geſagt, daß Niemand errathen könne, was im Herzen eines Weibes vorgeht, entſteht oder aufhört. Es geſchieht meiſt das Gegentheil von dem, was man erwartet. Es iſt ein tiefer, dunkler Brunnen. Wenn man auch mit gutem Auge hineinblickt, man ſieht nicht, ob unten lebendes Waſſer iſt, oder ob unten Schlangen und Kröten ſind. Man läßt den Eimer hinab, um Waſſer zu ſchöpfen und man holt eine Kröte heraus; man läßt den Eimer hinab, um eine Kröte oder Schlange zur Giftbereitung zu holen und man ſchöpft klares Waſſer heraus. Dieſes ſchreibe ich aus einem Buche ab. Die Selvaggia, als ſie für den Baccio die Todtenmeſſe leſen ließ und glaubte, daß er noch in dieſer Nacht ſterben werde, verliebte ſich in ihrem Mitleid aufs Neue in ihn, ſo, daß ſie ihn wie mit der Stärke einer neuen Liebe liebte. Dieß war zum Unglück des ganzen Landes. Denn ſchon zwei Wochen, nachdem der Baccio zu den Räubern gegangen, fingen dieſe aufs Neue an, Campanien, das Sabiner- und lateiniſche Land zu plündern und entführten viele Einwohner ſelbſt aus dem Innern der Stadt dieß- und jenſeits des Fluſſes. Sie führten ſehr kühne Thaten aus, nicht mehr unter dem Catone, welcher nach Spanien gegangen und dort Soldat geworden war, ſondern unter einem neuen Führer, der ſich Viattore nannte, im Gebirge großes Anſehen genoß, und der kein Anderer war als der Baccio oder Karmelitermönch Giovanbatiſta. Auch von dem Muthe ſeines Lieutenants ſprach man viel und auch dieſer war kein Anderer als der alte Hutmacher Francesco Somigli, der ſich ebenfalls einen andern Namen beilegte, welchen ich aber jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, vergeſſen habe. Die Emilia wohnte in jenem Hauſe in Sonnino, welches über alle andern Häuſer emporragt und wie die Spitze einer Pyramide ausſieht, denn der ganze alte Flecken hat dieſe Form, wie er mit ſeinen Häuſern einen hohen, von einer Spitze

nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden, Hügel bedeckt. Nun führten, wie ich ſagte, die Räuber jetzt allerlei kühne Thaten aus, daß man in der Stadt ſelbſt nicht mehr ſicher war, und der Kardinal Montalto ſandte dieß Mal weder Sbirren, noch Truppen aus gegen ſie, obwohl es der Papſt wollte, weil es die Selvaggia nicht wollte. Sie brachte ihn immer davon ab, wenn er ſchon Befehl gegeben hatte, daß die Truppen gegen die Räuber aufbrechen, um wenigſtens das Land bis an die Gebirge zu reinigen. Sie beſorgte, daß der Baccio bei einem Kampfe mit den Truppen oder Sbirren umkommen könnte, und darum verhinderte ſie jede Unternehmung und hatten die Gebirgsbewohner unter dem Viattore freies Spiel. Der Kardinal beklagte dieß, denn er war ein Neffe des Papſtes Sixti V. Montalto, ſeligen Angedenkens, welcher die Campagna und das ganze Patrimonium von Räubern geſäubert und ſich damit unvergänglichen Ruhm erworben, und der Kardinal meinte, daß es ſeine Pflicht ſei, den Fußtapfen ſeines großen Oheims zu folgen. So verbrachte die Selvaggia ihre Zeit damit, um von Baccio Unheil abzuwenden.

Da begab es ſich, wenige Monate nach der Flucht des Baccio, daß ein Edelmann, Namens La Tremoglia, aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten, mit dem ſeiner Nation einenen Leichtſinn, ſich einige Miglien weit von der Stadt allein hinauswagte. Die Räuber umringten ihn und führten ihn in die Gebirge. Hätten ſie gewußt, daß er aus einem herzoglichen Hauſe Frankreichs und aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten ſei, ſie hätten ſich wohl nie an ihm vergriffen und ihn auch ſogleich freigegeben, nachdem er ihnen ſagte, wer er ſei. Sie glaubten ihm aber nicht. Sie hielten ihn für Einen von der Rotte des franzöſiſchen Herzogs von Guiſe, der ſich nach dem Tode des Maſaniello in Neapel hatte zum Könige machen wollen. Viele ſeiner Anhänger aus franzöſiſchem Blute verweilten als Flüchtlinge in Rom, und da Einer derſelben die Räuber erſt wenige Wochen vorher täuſchte, indem er ſich für einen Edelmann des franzöſiſchen Geſandten ausgab, ſo glaubten ſie jetzt

La Tremoglia nicht und hielten ihn zurück, daß er ihnen tausend Scudi bezahle. Erst nach acht Tagen, als sie durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß der La Tremoglia die Wahrheit gesagt, gab ihn der Baccio frei und ließ ihn mit allen Ehren bis vor das Thor von Rom begleiten. Damit waren aber der La Tremoglia und der französische Gesandte nicht zufriedengestellt, und dieser Letztere verlangte von Seiner Heiligkeit in einer Audienz, daß die Räuber gezüchtiget und dem Unwesen ein Ende gemacht werde. Se. Heiligkeit der Papst befahl, daß viele Rotten ausgerüstet und in die Gebirge und nach dem Walde Faggiola geschickt würden, um die Räuber bis auf die Wurzel zu vernichten, denn der Papst wollte sich den Franzosen gefällig erweisen. Nun konnte die Selvaggia nichts mehr thun. Sie sah die Gefahr, welche dem Baccio drohte und wollte ihn davon benachrichtigen. Nach reiflicher Ueberlegung und von dem Wunsche verführt, den Baccio selber wieder zu sehen, beschloß sie, ihm die Nachricht in eigener Person zu bringen. Sie bat ihren Oheim, den Kardinal, den Zug gegen die Räuber nur um einige Tage zu verzögern und begab sich in einfacher Tracht, verschleiert und verlarvt, nur von einer Kammerfrau und einem Pagen begleitet, sogleich auf den Weg in das Gebirge; dem Oheim sagte sie, daß sie sich auf einige Tage in das Kloster der Klarissinnen zurückziehe, um daselbst eine neuntägige Andacht zu verrichten, da er sie sonst nicht hätte ziehen lassen.

Sie war kaum vier Miglien weit geritten, als sie schon von den Wegelagerern umgeben war. Sie thaten ihr nichts zu Leide, da sie ihnen sogleich erklärte, sie komme nur, um den Viattore zu besuchen und ihm eine wichtige Nachricht zu bringen. Da begleiteten sie sie bis nach Sonnino. Aber dort angekommen, erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sich der Baccio fern von da nach dem Walde Faggiola begeben habe, und sie mußte warten, bis man ihn durch Eilboten kommen ließ. Während sie da wartete, traf sie mit einem Diener des Baccio zusammen, welcher sie trotz dem Schleier und der Maske erkannte. Er warf sich ihr zu

Füßen und ſagte, er wiſſe wohl, welches Unrecht ihr ſein Herr angethan, und er verſicherte ſie, daß wohl auch ſein Herr gerne zu ihr zurückkehren möchte, wenn er nicht den Hutmacher und die andern Räuber fürchtete. So lange aber die Emilia lebe, könne daran nicht gedacht werden; und es wäre wohl das Beſte, wenn man die Emilia ermordete. Darauf fragte ihn die Selvaggia, ob ſie die Emilia nicht ſehen könnte? Und der Diener ging ſogleich in das Haus hinauf, um die Emilia zu holen, während die Fürſtin unten am Brunnen wartete. Als der Diener mit der Emilia herankam und die Fürſtin ſie erblickte, rief ſie aus: „Ich verſtehe wohl, daß mich der Baccio für dieſes niedrige Mädchen verlaſſen konnte, denn es gibt kein ſchöneres Geſchöpf auf Erden, und ich würde es für meine größte Sünde halten, ein ſolches Meiſterſtück Gottes zu zerſtören!“ Nachdem ſie dieſes geſagt, und die Emilia bei ihr angekommen war, umarmte und küßte ſie das Mädchen und ſetzte ſich dann wieder an den Brunnen und weinte bitterlich. Als dieſes die Emilia ſah, errieth ſie, daß die Frau unter dem Schleier und der Larve die Fürſtin Selvaggia della Rocca war; ſie empfand Reue und ſagte: „Ew. Hoheit würden gut und weiſe handeln, wenn Ihr den Baccio wieder in die Stadt zurückführen wolltet, denn er iſt nicht glücklich hier im Gebirge und meine Schönheit kann ihn auch nicht aufheitern. Er verweilt hier nur aus Furcht vor Euern Bravi und aus Angſt vor meinem Vater, der ihn nicht von mir laſſen will. Er hat es mir ſelbſt ſchon oft geſagt, daß er des Lebens überdrüſſig ſei und gerne in ſein Kloſter zurückkehren möchte.“

„Dieß Alles,“ erwiderte die Selvaggia, „werden wir beſprechen, wenn der Baccio zurückgekehrt iſt.“

Als nun der Baccio am nächſten Tage zurückkam, war er ſehr erſtaunt, die Selvaggia zu ſehen, und als er ihr Allerlei ſagen wollte, verhinderte ſie ihn zu ſprechen und ſagte mit lauter Stimme, daß es alle ſeine Leute hören konnten, es ſei jetzt nicht Zeit, über Anderes zu ſprechen, ſondern ſo weit als möglich in die Gebirge zu fliehen und ſich zu zerſtreuen, weil vielleicht die

Truppen und Sbirren des Papſtes ſchon auf dem Wege ſeien. Da viele von den Räubern ſogleich Anſtalt zur Flucht machten, fragte der Hutmacher die Selvaggia, was ſie mit dem Baccio anzufangen gedenke? Sie erwiederte, das ſei die Sache des Baccio, ſie aber glaube, es ſei für ihn das Beſte, ſeine Mönchskutte wieder anzulegen und in die Stadt zurückzukehren. Niemand werde daran erinnert werden, daß der Viattore und der Baccio eine und dieſelbe Perſon ſeien. Dafür werde ſie ſchon zu ſorgen wiſſen. Dann könne der Baccio beginnen, was ihm beliebe.

Da lachte der Hutmacher und ſagte, er erkenne ganz wohl, worauf es abgeſehen ſei, und daß die Selvaggia ihnen nur ihren Geliebten entführen wolle, und daß er und ſeine Partei das nicht dulden werden.

Es that ſich unter den Räubern ein großer Zwieſpalt auf. Die Einen glaubten der Selvaggia, die Andern dem Hutmacher, und der Zank dauerte die ganze Nacht, während welcher mehrere der Räuber getödtet wurden. Mittlerweile rückte aber der Feind heran. Nicht die Truppen des Papſtes waren es, denn dieſe hielt der Kardinal Montalto noch in Rom zurück; es waren die Franzoſen, welche der La Tremoglia geſammelt hatte. Die Franzoſen glaubten nicht mehr, daß der Papſt ihren Schimpf rächen werde und ſie thaten ſich Alle zuſammen, um den Zug gegen die Räuber ſelbſt zu unternehmen. Es waren ihrer eine große Anzahl, denn es hielten ſich damals ſehr viele Franzoſen in Rom auf, die Einen, welche mit dem Geſandten und ſeinen Edelleuten gekommen waren, die Andern, von der Partei des Guiſe, von der wir ſchon geſprochen haben und die Dritten, welche ſeit lange in Rom anſäſſig waren. Ihnen ſchloß ſich noch eine ganze Schaar von Niederländern und von Engländern, welche wegen der Unruhen zur Zeit des Todes ihres Königs nach Rom geflohen waren. Sie waren in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und erſchienen mit Tagesanbruch vor Sonnino. Sie ſprangen von ihren Pferden und ſtürmten ſogleich in die Straßen.

Der La Tremoglia führte ſie, da er während ſeiner Gefangenſchaft den Ort kennen gelernt hatte und die Wege kannte. Mit einer Schaar ſeiner Freunde eilte er trotz aller Kugeln, die ihm aus den Fenſtern entgegenflogen, bis in das höchſte Haus, in welchem die Emilia wohnte, und man hat alle Urſache zu glauben, daß er dieſen ganzen Zug unternommen hatte, nur um ſich des ſchönen Mädchens zu bemächtigen. Er hatte ſie während ſeiner Gefangenſchaft oft geſehen und ſich in ſie verliebt. Er kümmerte ſich um den Kampf nicht im Geringſten und ſtürmte geraden Weges bei der Emilia ein. Dieſe aber wurde von ihrem Vater, dem Hutmacher, tapfer vertheidigt, und als die Franzoſen dennoch in die Stube eindrangen, aus welcher der Hutmacher mit vielen andern Räubern geſchoſſen hatte, fanden ſie den Hutmacher todt, aber auch die Emilia lag ſterbend an ſeiner Seite, da ſie ihr eigener Vater, als er ſich tödtlich verwundet wußte, mit ſeinem Meſſer erſtochen hatte. Der La Tremoglia gab nun den Kampf auf und ſagte, das Uebrige ſollten die Sbirren des Papſtes thun. Er ſammelte ſeine Freunde und verließ wieder den Flecken.

Die Selvaggia ſaß während der ganzen Zeit am Brunnen und betete für den Baccio, welcher ſie verlaſſen und ſich in ein feſtes Haus zurückgezogen hatte. Als es wieder ſtille war, ging ſie ihm nach in dieſes Haus und fand ihn, wie er aus einer Wunde in der Seite blutete. Nun ſagte ſie zu den Räubern, welche wegen des Todes des Hutmachers, der Verwundung Baccio's und wegen ihrer großen Verluſte überhaupt ſehr betrübt waren, daß ſie jetzt nichts Klügeres thun könnten, als ſich weiter in die Gebirge zurückzuziehen, da nun auch bald die Truppen des Papſtes kommen würden und ſie ohne Führer und nunmehr auch zu ſchwach ſeien, um ſich gegen ſie zu vertheidigen. Die Räuber ſahen das ein und machten ſich ſogleich bereit, um mit Weibern und Kindern tiefer hinein in die Berge zu ziehen. Die Selvaggia verband dem Baccio ſeine Wunde und tröſtete ihn, da er den Tod der Emilia erfuhr und in Weinen

ausbrach. Gegen Abend ſetzte ſie ihn auf ihr Maulthier und kehrte mit ihm nach Rom zurück. So wohnte der Baccio wieder bei ſeiner Selvaggia, aber er war durch viele Wochen an ſeiner Wunde krank und beklagte den Tod der Emilia. Die Selvaggia pflegte und tröſtete ihn mit ausnehmender Treue. Er wurde wieder geſund, aber ſein Frohſinn kehrte nicht wieder, und er ſagte, daß er des weltlichen Lebens müde ſei. Auch wollte er die Kleider nicht mehr anlegen, die er als Cavaliere getragen, ſondern verlangte nach ſeiner Mönchskutte, welche die Selvaggia auch hervorſuchen ließ und ihn darein kleidete. Nunmehr hieß er wieder der Bruder Giovanbatiſta und nicht mehr der Cavaliere Baccio.

Um dieſe Zeit kam in Rom die Nachricht an, daß der Prior im Kloſter zu Piperno geſtorben ſei, und bei dieſer Nachricht weinte der Giovanbatiſta vor Reue, daß er das fromme Leben jemals verlaſſen habe. Die Selvaggia ſprach darüber mit ihrem Oheim, dem Kardinal, welcher ſogleich einen Eilboten nach Piperno ſchickte und den Mönchen rieth, den Bruder Giovanbatiſta zu ihrem Prior zu erwählen. Dieſes thaten die Mönche, weil es der Kardinal ſo wollte, weil der Giovanbatiſta große Benefizien beſaß und nunmehr auch ſo viele mächtige Verbindungen in Rom, welche dem Kloſter von großem Nutzen ſein konnten. Giovanbatiſta freute ſich ſehr, als er erfuhr, daß er wieder in das Kloſter Piperno zurückkehren ſolle, und da indeſſen die Unruhen in Neapel beigelegt und die ſpaniſche Herrſchaft wieder hergeſtellt war, wollte auch die Selvaggia nach Neapel zurückkehren. So geſchah es, daß ſie zuſammen von Rom abreisten, wie ſie zuſammen in Rom angekommen waren. Die Selvaggia führte ihren Geliebten als Prior in das Kloſter ein, aus dem ſie ihn entführt hatte. Aber es war ihr ſchwer, ſich von ihm zu trennen und ſie blieb in Piperno, wo ſie ſich einen Palaſt baute und ihre Tage in frommer Einſamkeit verlebte.

Ein italieniſcher Prieſter.

General U... erzählt:

In meiner Jugend einmal, alſo ſchon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterſtadt, aus eine Reiſe nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die ſchauderhafteſten Mord- und Räubergeſchichten aus den Provinzſtädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchſt verfallenen Neſte Salerno zu hören bekamen, unſere Neugierde ſo ſehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu dieſem Ausflug entſchloſſen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reiſe den Reiz eines Ausfluges in längſt vergeſſene Zeiten, in denen ſich zugetragen, was heute unglaublich und romantiſch erſcheint. Es hieß, daß ſämmtliche Einwohner Salerno's ſich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geſchloſſene Geſellſchaft beſtehe, die für Geld in ihrer Geſammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menſchen war da ſo ſehr im Preiſe geſunken, die Gewiſſen ſo verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden ſchoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieſes Neſt ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, ſondern weil die Salernitaner bei Ankunft ſolcher Galantuomini, wie wir, vorausſetzten,

man komme, mit ihnen ein Geſchäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In ſolchem Falle war man ganz ſicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gaſtlichkeit, mit allen möglichen Rückſichten aufgenommen.

In der That geſellten ſich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die aufs Höflichſte ihre Dienſte anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Intereſſantes aufmerkſam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenſo zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Beſten gefiel. Es waren meiſt die Weiber, die ſprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, ſie verſicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute ſeien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen ſie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen ſchwarzen Augen und die breiten ſchwellenden Lippen, die von Natur ſchön gebildet waren, nicht ſchöner. Einzelne Männer ſtanden in unſerer Nähe, maleriſch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häuſern, und beobachteten uns ſchweigend, nur daß ſie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichſten Anſpielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten ſich mit einem Male von allen Seiten, als einer unſerer Reiſegefährten, ein leichtſinniger Marinelieutenant, auf die Anſpielungen der Weiber einging und verrieth, daß er ſie verſtehe. Ich glaube, wir hätten in dieſem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geſchäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zweckloſigkeit unſerer Reiſe zu verrathen, und benutzte die ſpäte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gaſthaus aufzuſuchen.

„Bravo," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Exzellenz wollen wichtige Geſchäfte mit ausgeruhtem Geiſte, in der Friſche des Morgens abmachen! Man laſſe die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zuſtimmend und ſo einverſtändig als ich vermochte.

Im Gaſthauſe, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloſter geweſen ſein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweiſen, wir aber zogen es vor, zuſammen zu bleiben und bereiteten unſer Lager gemeinſchaftlich in einem großen Saale, durch deſſen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hauſe ſtille war, verſäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, ſogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechſelnd an der Thür ſitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringſte Störung, ohne das kleinſte Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimiſchen Individuen gefolgt — beſahen mehrere alte Gebäude, die an die wiſſenſchaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geſchichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner beſtätigen können, denn ſie machte damals viel Aufſehen und war in Neapel Stadtgeſpräch.

Die Kirche war ziemlich beſucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaſter und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefſten katholiſchen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten ſich ſo raſch und ausdrucksvoll, als ob ſie Jemand Vorwürfe machten oder als ob ſie Drohungen ausſprächen; die Hände hielten den Roſenkranz, als ob ſie einen Dolch hielten, mit dem ſie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geiſtliche ſtand am Altar und las die Meſſe. Er machte das heilige Geſchäft wie viele andere Geiſtliche handwerksmäßig ab und ſah auch aus wie hundert andere neapolitaniſche Geiſtliche; gut genährtes,

doch nicht dickes Geſicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonſur auf ſpitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Miniſtrant, ein hübſcher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unſere Aufmerkſamkeit auf den Altar und die Meſſe gelenkt hätte. Wir ſtanden in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge ſehr zerſtreut war. Er ließ oft lange auf die ſakramentalen Antworten warten, fuhr ſich dann, wenn ihn der zelebrirende Prieſter zornig anſah, mit der Hand über die Stirn, ſtotterte dann die lateiniſchen Worte, um einen Augenblick darauf eben ſo zerſtreut zu ſein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkeſſel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerſtreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geſchäft das Kind langweile und daß es an ein Spiel oder irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerkſamer hinſahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß ſein Auge manchmal ſtarr und voll Entſetzen auf einer und der anderen Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unſagbarer Angſt auf dem bleichen Geſichte den Bewegungen des Geiſtlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich ſchüttelte ſich der Knabe wie im Fieber, blickte um ſich und ſah aus, als wollte er die Flucht ergreifen, oder als wüßte er nicht, was zu beginnen.

„Der arme Junge iſt offenbar krank!“ liſpelte einer meiner Reiſegefährten, und es ſchien wirklich, als wollte er den Prieſter um Entlaſſung bitten, denn er ſtreckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas ſagen. Der Prieſter aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligſte erhebt und den Gläubigen zeigt, ſich mit dem Geſichte dem Knaben zuwenden; das benutzte dieſer und faßte, wie es ſchien mit der letzten Kraft,

das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere starr ausgestreckt, von den gläsernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarstufe zu Füßen des Priesters zeigte. Der Priester sah hinab, fuhr erschrocken zusammen, warf die Monstranz auf den Altar und stürzte voll Entsetzen in die Sakristei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen schrien auf und warfen sich in einem Knäuel schreiend dem Altar entgegen, an dessen Fuße der Knabe ausgestreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Diese Stelle war ein Blutflecken und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig beträufelt. Bei diesem Anblick verstummten die Einen, während die Andern noch heftiger zu schreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen stürzte dem Priester in die Sakristei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen stehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Messe unter dem Priestergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte sich nun voll Angst vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone sofort zu predigen an, daß es die Hostie gewesen, die geblutet habe, und das sei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Salernitaner, und bei der Gelegenheit nannte sie den und jenen der Umstehenden und warf ihm die Zahl der Morde ins Gesicht, die er begangen, und erzählte solche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hostien, sagte die Predigerin, komme nur in den außerordentlichsten Fällen vor und nur wenn die furchtbarsten Strafgerichte Gottes drohen. Sie prophezeite den Salernitanern den Untergang; der Vesuv werde sein Feuer bis hierher wälzen und sie in Flammen begraben, wie ehemals Pompeji und Herkulanum, als diese Städte nicht vom Heidenthume lassen

wollten, oder das Meer werde austreten und ſie alleſammt verſchlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr ſich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Geſicht und Schulter herabfielen, dann ſchlug ſie ſich in die Bruſt, daß es hallte, und erhob ein Klagegeſchrei, in das die Weiber und Kinder mit einſtimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief ſie, die Hand ausſtreckend: „Und ihr Fremdlinge, die ihr hierher gekommen ſeid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häufet nicht neue Schuld auf dieſe verfluchte Stadt. Kehret zurück und verſöhnt euch mit euren Feinden, ehe es zu ſpät iſt, damit ihr nicht mit uns zu Grunde gehet.“

Bei dieſer an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Prieſter in die Sakriſtei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war ſchwer zu errathen, was in der Sakriſtei vorgegangen, denn dieſer Vorgang hatte augenſcheinlich die verſchiedenſten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernſt und ſprachen demgemäß unter einander, die Anderen ſchrieen, die Dritten lachten. Auch unſer Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erſter Reihe ſein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Erſten geweſen, die ſich dem Prieſter in die Sakriſtei nachgeſtürzt hatten, und fing nun an, immer mit Lachen, zu erzählen, was er dort geſehen und erlebt, während die Salernitaner ihren Landsleuten Bericht erſtatteten.

„Der Prieſter,“ erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem erſten Schritte in die Sakriſtei Anſtalten, ſich ſeiner Kleider zu entledigen und, wie es ſchien, etwas zu verbergen. Als er ſich verfolgt ſah, wollte er aus der Sakriſtei entfliehen, aber einige Männer verſtellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß ſie erfahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf ſeine Strümpfe aufmerkſam wurden, die von oben nach unten mit Blut beträufelt waren. Er wollte keine weiteren Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit

dem er Diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sakriſtei ins Freie abſchnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man ſah mit einiger Ueberraſchung, daß der Dolch von friſchem Blute roth war. Darauf ging es an eine Unterſuchung; inſtinktmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eines ſeiner Beichtkinder in die Taſche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war ſehr überraſchend — ein Paar ganz friſcher, erſt abgeſchnittener Menſchenohren hervor."

„Menſchenohren?" riefen wir entſetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, friſches Paar Menſchenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit ſolchem Entſetzen erfüllten."

„Waren es ſeine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

Seine eigenen Ohren ſaßen ihm ganz feſt am Kopfe. Ihr ſeid ſehr begriffsſtützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Salernitaner haben die Sache raſcher begriffen. Iſt es ſo? riefen ſie und ſchienen ſich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren ſofort beruhigt, als ſie einſahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Mirakel, ſondern von einer gewöhnlichen Geſchichte, von einem Morde auf Beſtellung, die Rede war. Der Prieſter nämlich gehört mit zu der enggeſchloſſenen Geſellſchaft der hieſigen Bravi; das iſt Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen, und um ſeinem Auftraggeber die beweiſende Probe der Leiſtung zu überbringen, hat er ſeinem Opfer die Ohren abgeſchnitten und in die Taſche geſteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Meſſe zu verſäumen, die ihm bezahlt wird. Er kam etwas ſpät und hatte kaum Zeit, das Meßgewand über das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben in der Taſche und ſie tropften während der Meſſe. Das iſt die ganze Geſchichte."

Während der Lieutenant uns, hatten die Andern der Menge Bericht erſtattet. Als ſie geendet, jubelte das Volk auf. Es war

alſo kein Mirakel! Ein Alp, eine große Angſt war ihnen vom Herzen gefallen, und ſie wandten ſich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten ſie auf alle mögliche Weiſe. Der und Jener ballte ſogar die Fauſt gegen ſie, nannte ſie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein ſchädliches Weſen, das noch Unglück herbeikrächzen könne und das man eigentlich beſeitigen müſſe. Die Prophetin war beſchämt und endlich beſtürzt. Sie ſchlich ſich ſchweigend davon, während die ganze Verſammlung ſehr heiter wurde, daß es nichts geweſen ſei als dieſe Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unſere Pferde und Maulthiere zu ſatteln und den Staub von Salerno von unſern Füßen zu ſchütteln.

Und was iſt mit dem Prieſter geſchehen?

Mit dem Prieſter? Nichts!

Er iſt nicht beſtraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat keine Kläger gefunden und er hätte keine Richter gefunden.

Er iſt wenigſtens verſetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewiſſes. Gewiß iſt nur die Thatſache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Salernitaner erzählen können.

Doktor Schwan.

Mehr noch der pfuscherischen, von der kaiserlich ottomanischen Regierung und von Omer Pascha angestellten Aerzte müde, als des Donaufiebers und all' der vielnamigen Krankheiten, die im Kriegsjahr 1854 mich und Tausende von Fremden und Soldaten in Rustschuk seit Wochen belagerten, fing ich an, mich nach einem ordentlichen europäischen Arzte umzusehen, um endlich das trostlose, verpestete, mir in tiefster Seele verhaßt gewordene Rustschuk verlassen zu können. Aber die wenigen europäischen Aerzte, denen man sich hätte anvertrauen können, waren in Schumla oder in der Nähe des kommandirenden Generals, der zur Zeit in entfernten Gegenden sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Zwar hörte ich von einem trefflichen Hekim oder Arzt, der in dem gegenüberliegenden Giurgewo von der walachischen Regierung an der Quarantaine angestellt war und sich in der ganzen Gegend eines ausgezeichneten Rufes erfreute; aber Giurgewo und Rustschuk waren zwei verschiedene, durch unendliche Entfernungen getrennte Welten; das eine war von Russen, das andere von Türken besetzt. Endlich bewerkstelligte Hassan Pascha den Uebergang über die Donau; die Russen zogen sich erst nach Frateschti, dann nach Bucharest und zuletzt, die Oesterreicher in ihrem Rücken fürchtend, gänzlich über die moldau-walachische Gränze zurück. Die Verbindung zwischen den beiden Donauufern und den zwei einander gegenüberliegenden Städten war wieder hergestellt.

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß der Hekim aus Giurgewo — er war nur unter dieſem Namen oder als der „Brillenträger" bei den Türken bekannt — in Ruſtſchuk anweſend ſei, um nach der langen Trennung ſeine alten Klienten, meiſt Familien der europäiſchen Konſuln, zu beſuchen. Ich ſchickte meinen Wirth, einen einfältigen Türken, der meinen Namen eben ſo wenig ausſprechen konnte wie den des Arztes, auf Kundſchaft aus und mit dem Befehle, mir den Hekim um jeden Preis herbeizuſchaffen.

Ich lag ungeduldig auf meinem Divan in meinen Pelz gehüllt und horchte auf jeden Lärm von der Straße und der Veranda. Nach wochenlangem Umgang mit dummen Türken und rohen Bulgaren ſehnte ich mich eben ſo ſehr nach dem civiliſirten Menſchen, wie nach dem Arzte, der mir helfen und mich zur Weiterreiſe fähig machen ſollte. Nach mehreren Stunden Harrens, gegen Abend, trat endlich der Vielerſehnte in meine Stube. Ein ſonderbares Männlein, eine höchſt auffallende, beinahe komiſche Erſcheinung. Der Doktor war klein, überaus mager an Geſicht, Händen und Beinen, und doch um die Mitte des Leibes mit einem ſehr in die Augen fallenden Embonpoint geſegnet. Das zarte, kleine Geſicht ſchien vorzeitig gealtert und war von unzähligen feinen Fältchen bedeckt. Auf der kleinen aber ſpitzigen Naſe ſaß eine große blaue Brille, welche die Wangen zur Hälfte und die ganzen Augenbrauen bedeckte. Von der Stirne war nicht viel zu ſehen, da ſie beinahe ganz unter dem Fez ſtak, den der Doktor, nach orientaliſcher Sitte, auch in der Stube auf dem Kopf ſitzen ließ. Dieſer Fez, ein genetzter Gürtel, der die Kleider um die Mitte des Leibes feſt hielt und an der Seite in Quaſten herabfiel, eine lange türkiſche Pfeife mit blaugläſernem Mundſtück war das einzig Orientaliſche an dem ganzen Manne; ſonſt war er europäiſch gekleidet, oder deutſch, denn ſein ganzer Anzug erinnerte an gewiſſe arme oder vernachläſſigte Gelehrte, Theologen ohne Pfarre, Philologen, die zu Correktoren in Buchdruckereien herabgeſunken und an ähnliche Erſcheinungen, wie man deren in deutſchen Univerſitätsſtädten zu finden pflegt. Auf ſeinen kleinen Füßchen

ging er wie ein Vogel daher, indem er immer zuerſt mit den Zehen auftrat und dann langſam die Ferſe ſinken ließ. Dieſe Art des Ganges vollendete erſt das Komiſche der Erſcheinung, und ich hätte bei ſeinem Eintreten gleich, wenn auch nicht lachen, ſo doch lächeln mögen, wenn ich ihn nicht ſofort nach den erſten zwei Schritten ins Zimmer erkannt und zwar als einen lieben, alten Bekannten und Freund erkannt hätte, in deſſen Leben ich vor mehr als zwanzig Jahren eine ſehr traurige Rolle geſpielt hatte. Ich lächelte nicht — ich war überraſcht, erſtaunt und noch mehr erſchrocken. Aber ich faßte mich ſchnell und unterdrückte den Ausruf der Ueberraſchung und die Nennung ſeines Namens, die ſich bei ſeinem Anblick auf meine Lippen drängten. Ich ſah ihn nur ſtarr an und zitterte vor dem Gedanken, daß er auch mich erkennen möchte. Mein Plan war raſch gefaßt. „Wenn er mich nicht erkennt," dachte ich, „ſtelle ich mich ihm unter einem falſchen Namen vor."

Er näherte ſich meinem Lager und ſagte mit jener mir ſo wohl bekannten Stimme und eben ſo wohl bekannten Schüchternheit: „Ich bin der Doktor, den Sie haben ſuchen laſſen."

Ich hatte nicht den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen; ich blickte ihn nur von der Seite an, und fürchtend, daß er meine Stimme eben ſo erkennen könnte, wie ich die ſeinige, blieb ich ſtill. Der Doktor glaubte, daß ich ihn nicht verſtanden und wiederholte: „Ich bin der Doktor, der Doktor Schwan von Giurgewo."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor!" ſagte ich halblaut und ſpähte nach dem Ausdrucke ſeines Geſichtes. Aber er blieb ruhig und ich fuhr muthiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe."

„O," fiel mir der Doktor ins Wort — „ich freue mich, einen Landsmann zu ſehen; der Türke ſagte mir, daß mich ein deutſcher Tſchelebi (Gentleman) zu ſehen wünſche. Sie ſind ein Deutſcher?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Vielleicht ein naher Landsmann von mir? ein Oeſterreicher? fragte er freundlich weiter.

Jetzt war der Moment gekommen, da ich meinem Entſchluſſe gemäß zu lügen anfangen und mich in mein Inkognito kleiden mußte.

„Nein, Herr Doktor," ſagte ich, „ich bin aus Norddeutſchland und heiße Arnold."

„Deutſcher iſt Deutſcher," lächelte der Doktor — in der Fremde verwiſchen ſich die dreißig deutſchen Gränzen. Ich bin ein Oeſterreicher und als ſolcher nannte ich ehemals alle Deutſchen Ausländer; das hat aufgehört, ſeit ich hier in der barbariſchen Fremde lebe."

„Das hat," ſagte ich, „heutzutage bei vielen Oeſterreichern aufgehört."

„Deſto beſſer, deſto beſſer," rief der Doktor freudig, und zog zur Vervollſtändigung ſeines Bildes eine Tabaksdoſe aus der Taſche und nahm eine Priſe.

„Sie ſind wohl ſchon lange fort aus der Heimat?" fragte ich, um meine Heuchelei zu vollenden, da ich den Zeitpunkt ſeines Verſchwindens aus dem Vaterlande genau kannte.

„Ueber zwanzig Jahre, Herr Arnold, über zwanzig Jahre!" — erwiderte er kopfſchüttelnd und wie mir ſchien mit einem Anflug von Trauer. — „In ſolchem Zeitraum kann ſich Manches ändern."

Er hatte offenbar Luſt, ſich nach Mancherlei zu erkundigen, aber er erinnerte ſich ſeiner Pflicht als Arzt und begann, nachdem er meinen Puls gefühlt, mich auszufragen. Dabei nahm er die große blaue Brille von der Naſe und ich ſah die grauen, erloſchenen Augen, die ich ſo gut kannte, die von Kindheit an mit arger Kurzſichtigkeit geſchlagen waren, und die es mir jetzt erleichterten, mein Inkognito aufrecht zu erhalten und durchzuführen.

Freilich war ich in dieſer Beziehung noch durch viele andere Umſtände begünſtigt. Als uns das Schickſal vor mehr als zwanzig

Jahren trennte, war Jakob Schwan ein fertiger Mann, an dem ſich nicht viel ändern konnte; er hatte damals ſchon alle die Eigenthümlichkeiten, die ihn jetzt noch auszeichneten, den ſonderbaren Hühnerſchritt, die blaue Brille, die Blatternarben, die magere, in der Mitte aufgedunſene Geſtalt und — neben dem gutmüthigen und edlen Ausdruck des Geſichtes — ſagen wir es nur mit einem Worte — die ganze Häßlichkeit, welche die Jahre nicht verringert hatten. Er war ganz Derſelbe, nur etwas gealtert. Neu an ihm waren bloß der Fez und der Tſchibuk. Ich hingegen war, als er mich verließ, ein Junge von zwanzig Jahren, deſſen Bart, der im Orient die vollſte Entwickelung erlangte, jetzt das halbe Geſicht bedeckte und weit auf die Bruſt herabfiel, damals kaum die erſten flaumigen Keime getrieben hatte. Der Bart war es, der den ägyptiſchen Joſeph ſeinen älteren Brüdern verbarg, während er ſie daran erkannte.

Doktor Schwan gab mir die beruhigende Verſicherung, daß meine Krankheit nicht gefährlich ſei. „Dieſe vielfachen Anflüge der verſchiedenen Krankheiten, die in dieſer Gegend wüthen," ſagte er, „werden wir mit leichter Mühe entfernen; dann kommt es nur darauf an, Sie gut zu nähren, damit Sie geſtärkt die Weiterreiſe durch die unwirthbaren Gegenden der innern Türkei wieder aufnehmen können; mit der Luftveränderung wird dann das Donaufieber von ſelbſt verſchwinden."

Dieſes abgethan, knüpfte der Doktor ein Geſpräch über Deutſchland an, nach deſſen gegenwärtigen Zuſtänden er ſich mit großem Patriotismus und, wie es ſchien, mit ſanfter Sehnſucht erkundigte. Da ich vorausſetzte, daß er auch gern etwas über ſeine alten Freunde erfahren hätte, ließ ich es im Geſpräche ſo mit einfließen, daß ich in ſeiner ſpeciellen Heimat gut bekannt wäre. Sofort fragte er, ob ich nicht zufällig Den und Jenen kenne? und ſeine Freude war groß, als ich „zufällig" mit den meiſten Perſonen, für die er ſich intereſſirte, mehr oder weniger genaue Bekanntſchaft gemacht und über ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Auskunft geben konnte. Er hörte mir mit der größten

Theilnahme zu, und unterbrach mich nur manchmal mit einer neuen Frage oder mit einem tiefen Seufzer. Ich war gerührt und wäre ihm am liebſten um den Hals gefallen, und doch zitterte ich wieder vor dem Gedanken, daß er mich auch nach mir ſelbſt fragen könnte. Aber er that es nicht, und auch dieſes erfüllte mich wieder mit Trauer, denn es bewies mir, daß gewiſſe alte Wunden noch nicht geheilt waren, und daß in dieſem ehemals mir ſo lieben Freundesherzen noch einige Bitterkeit gegen mich übrig ſein müſſe.

Meine Mittheilungen und das Geſpräch über des Doktors Freunde, welches ſich bis ſpät in die Nacht hinein verlängerte, trugen, abgeſehen von der Landsmannſchaft, viel zur ſchnellen Reife und Entwickelung unſerer Bekanntſchaft bei. Schon am nächſten Tage trabte er auf ſeinem kleinen anatoliſchen Pferde wieder über die neue Schiffbrücke herüber nach Ruſtſchuk, und wieder ſaßen wir, dießmal in der Veranda, rauchend und Kaffee trinkend, bis ſpät in die Nacht plaudernd und erzählend. So auch die folgenden Tage, da der Doktor drüben in Giurgewo, aus dem alle Einwohner geflohen waren und wo die Quarantaine aufgehoben worden, nichts zu thun hatte. Mein alter Freund wurde mir ſo lieb, wie er mir ehemals geweſen. Er war ja auch in der That ganz Derſelbe, ganz derſelbe Geiſt, der ſich, ſelbſt hier in der barbariſchen Einſamkeit, für jeden Sieg und Fortſchritt der Menſchheit begeiſterte, daſſelbe zu jeder Hilfe bereitwillige, gute Herz, das an Alles dachte, nur nicht an Dank und Anerkennung; dieſelbe reine Seele, die immer noch nicht begriff, daß der Welt auch Aeußerlichkeiten wichtig ſind, und daß man ſich nach dem Kern und Inhalt der Dinge nur ſelten und nur in zweiter Reihe umſehe.

Nachdem meine Erzählungen erſchöpft waren, kam das Geſpräch natürlich auch auf das Hauptthema des damaligen Tages, worüber ſich der Fremde mit Europäern, die den Orient ſeit länger kannten, am Liebſten beſprach. Ich meine „den kranken Mann, den Ver- und Zerfall der Türkei.“ Der Doktor war eben-

falls der Meinung, daß die Dinge nicht länger mehr so gehen könnten, und als Arzt zählte er die vielen Ursachen der Krankheit und die eben so zahlreichen Symptome baldiger Auflösung des kranken Mannes auf. Aber ich war erstaunt, als es mir der eben so gebildete als zarte Doktor bestritt, daß auch die Polygamie zu den Krankheitsursachen der Türkei gehöre.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte er, als ich mein Erstaunen laut äußerte — „ich vertheidige nicht eigentlich die Polygamie, nein, mit meiner Vertheidigung meine ich im Grunde die Behandlung, welche die Türken ihren Frauen angedeihen lassen und das ganze Verhältniß, die Stellung des Weibes im Oriente; diese vertheidige ich, diese kann ich nicht als eine der Ursachen des Verfalles gelten lassen."

„Wie?" rief ich — „Sie vertheidigen die Sklaverei des Weibes, die Herabwürdigung derjenigen Person im Hause, in der Familie, welche die ersten Keime des Guten in die kindlichen Gemüther pflanzen soll? Jenes schönste Element, auf dem die Familie und darum die ganze sittliche Gesellschaft beruht, wollen Sie erniedrigt sehen? Die Mutter, die Geliebte, die Braut, die Gattin, die schönsten und poesievollsten Gestalten auf der Bühne des Lebens sollen mit Recht entseelt, zu Dingen, zu todten, geistlosen Sachen herabgewürdigt werden dürfen? zu Gegenständen, die man kauft, verkauft, einschließt und jeder eigenen freiwilligen Aeußerung und Bewegung beraubt? Ich begreife Sie nicht!"

„Ich habe," erwiderte der Doktor ruhig, „ich habe ehemals so gedacht, die Dinge so betrachtet wie Sie, wie jeder gebildete Europäer. Aber urtheilen heißt vergleichen. In Europa fehlt uns die Gelegenheit zur Vergleichung, darum können wir über diese Dinge nicht urtheilen. Sehen Sie, ich sitze seit zwanzig Jahren hier auf einem Posten, der mir alle Gelegenheit zur Vergleichung, also zum Urtheil bietet. Hier in Rustschuk sehen Sie nur Minarete und Harems; gerade gegenüber erhebt sich ein Kirchthurm und walten sogenannte europäische Hausfrauen. Drüben in der Walachei kann man alle letzten Konsequenzen der

europäiſchen Anſchauung, die äußerſte Entwicklung des europäiſchen Syſtems beobachten. Da genießt das Weib der vollkommenſten Freiheit und die Heirath iſt nichts anderes als Kauf und Verkauf. Von Heirath aus Neigung iſt nur in den allerſeltenſten Fällen die Rede. Manchmal ſieht es wohl darnach aus, aber wenn man näher zuſieht, iſt es Kaprice, Grille, momentane Leidenſchaft, die der materielle Beſitz ſofort in das Nichts auflöst. Es gibt äußerſt wenige Ehen, welche als ſolche im wahrhaftigen Sinne des Wortes Monate oder mehrere Jahre über dauern. Ihr äußerlicher Fortbeſtand iſt eine baare Lüge, die Niemand täuſcht. Bei ſolchen Zuſtänden iſt es dem Weibe leicht, ſich in Alles und Jedes zu miſchen, und da ſie zum Theil ihrer Natur nach, zum Theil in Folge ihrer Entwicklung inmitten ſolcher Zuſtände frivol iſt und nur an Aeußerlichkeiten hängt, wird dem ganzen Weſen dieſer Geſellſchaft der Stempel der Frivolität aufgedrückt, wird das ganze Leben dieſer ſo organiſirten Geſellſchaft bei ſolchen obwaltenden Elementen unſäglich platt, unbedeutend, verflacht. Die Männer werden Stutzer, Kurmacher, Gecken, Intriguanten. — Sehen Sie dagegen, wie es ſich hier in der Türkei verhält. Das ſchädliche, weibliche, frivole Element wird von vornherein aus der Geſellſchaft entfernt. Der Mann verliert ſeine Zeit nicht mit Kurmachen und braucht, wenn er den Charakter darnach hat, ſeine Mühe, ſeine Arbeit nicht zu verſchwenden, um ſeinem Weibe den Luxus, die koſtbaren Vergnügungen und Alles das zu verſchaffen, was den europäiſchen Ehemann in Arbeit und Sorgen aufreibt. Er ſetzt ſeine Frau in den Harem und damit iſt's gut. Als junger Mann verſchwendet er ſein Beſtes in Geiſt und Gemüth nicht mit leeren Leidenſchaftlichkeiten, Sehnſüchteleien, Abenteuern, Romanen ꝛc. Er macht ſich keine überſpannten Vorſtellungen vom Weibe, er baſirt nicht ſein ganzes Glück auf ein weibliches Ideal, und ſo iſt er auch jenen ſchmerzlichen Enttäuſchungen nicht ausgeſetzt, die oft fürs ganze Leben unglücklich machen, Byron'ſche Helden ſchaffen und Geiſt und Herz in öde Brandſtätten verwandeln. Wie viele Hinderniſſe werden dem

Europäer in seiner Laufbahn, in seiner Entwicklung von weiblicher Seite her geweckt; die Sucht zu glänzen, Andere zu überstrahlen, Neid, Mißgunst und alle die Gefühle, die eine Nachbarin der andern gegenüber hegt, werfen den Mann, der sein Loos mit dem eines Weibes so innig verbunden hat, hundert Mal aus der Bahn, die er als die seinen Talenten, seinem Charakter und seinen Neigungen angemessene erkannt und mit Vorbedacht gewählt hat. Der Mohammedaner kann auf diese Weise nicht gestört werden. Ob er nun ruhig sein Feld bebauen, oder seinen Ehrgeiz in kriegerischen, politischen oder gelehrten Ruhm setzen will — sein Weib weiß kaum etwas von der Lebensweise und den Absichten ihres Gatten, und ist schon darum nicht fähig, ihn zu behindern. In ihrem Harem bedarf die Türkin der Näschereien, Spielzeugs und einigen Schmucks; das wird ihr mäßig geliefert, und das Leben ihres Mannes wie die ganze Weltgeschichte können draußen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Am Ende ist es doch die Hauptsache, daß der Mann seine Kräfte übe, sie zur höchstmöglichen Entwicklung bringe, und sie nicht an Plattheiten und an die Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten und Leerheiten verschwende."

Ich unternahm es nicht, den Doktor zu bekehren und ihm zu beweisen, wie zur vollkommenen Ausbildung des Mannes auch die Erkenntniß des Weibes, und zur vollkommenen Entwicklung der Weltgeschichte und der Gesellschaft auch die Entwicklung des weiblichen Elementes gehöre. Auch war ich nur zu Anfang über seine Ansichten, die so sehr mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch standen, erstaunt; im Verlaufe seiner Rede, die ich hier nur auszugsweise gebe, erinnerte ich mich seiner Geschichte, und die ersten Ursachen seiner Ansichten wurden mir auf traurige Weise klar und offenbar. Mögen wir noch so sehr mit fertigen Anlagen geboren werden, erst unsere Geschichte macht uns fertig, und jeder Mensch hat seine Geschichte, und sei sie noch so kurz, sie wirkt entscheidend, und was auf sie folgt, ist nur ihre Wirkung und ihr Anhängsel. Auch der Doktor hatte die seinige und ich

ſeufzte innerlich, da ich mich ihrer während ſeiner Rede über das weibliche Geſchlecht erinnerte.

* * *

Ungefähr einundzwanzig Jahre vor meinem Aufenthalte in Ruſtſchuk erhielt ich von meinen Eltern die langerſehnte Erlaubniß, unſere Provinzialhochſchule mit der Univerſität der Reſidenzſtadt zu vertauſchen, aber ich erhielt dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ich in der Reſidenz mit meinem Landsmanne Jakob Schwan, Stud. med., dieſelbe Wohnung, wo möglich dieſelbe Stube beziehe. Es war dieß eine weiſe Vorſicht meiner Eltern. Ich war ein junger Springinsfeld von neunzehn Jahren, der von den Freuden des Lebens gern ſo viel mitnahm, als er erhaſchen konnte, und dem man nicht ſo ohne Weiteres und ohne beſondere Vorſichtsmaßregel auf das hohe Meer des Reſidenzlebens hinauszuſteuern geſtatten durfte. Man war mit Recht beſorgt, daß ich meine Zeit zwiſchen Tanz- und Fechtboden und Kaffeehaus einerſeits und den Kollegien und Büchern andererſeits ungleich theilen könnte. Jakob Schwan hingegen, der Sohn eines armen Pächters in unſerer Nachbarſchaft, war ein Muſterſtudent, der in unſerer Gegend in höchſter Achtung ſtand und von dem man wußte, daß er von ſeiner Zeit auch nicht eine Stunde unnütz vergeude. Zeugniß dafür legte ſeine große Bildung ab, ſein reiches, für ſein Alter erſtaunliches Wiſſen ſowohl in ſeinem Fache, der Medizin, als in vielen andern Fächern. Wie zu ſeinem Wiſſen hatte man zu ſeinem Charakter, der ſich ſchon vielfach bewährt hatte, alles Zutrauen. Er war außerdem um wenigſtens ſechs Jahre älter als ich, ein ziemlich alter Student, da er zwiſchen Gymnaſium und Univerſität drei Jahre hofmeiſterte, um die Studienkoſten zu erwerben, und ferner war ich, dem man den guten Jakob immer als Muſter hinſtellte, daran gewöhnt, zu ihm als einem ausgezeichneten Menſchen hinaufzuſehen: er war alſo wie gemacht, um mich zu bevormunden, und ich war ſehr aufgelegt, mich dieſer Bevormundung gerne zu fügen. Daher die

Bedingung meiner Eltern. Bei der Seelengüte Jakobs zweifelte man nicht einen Augenblick daran, daß er mich bereitwillig als Stubengenoſſen aufnehmen werde. So war es auch. Jakob empfing mich mit offenen Armen und ſorgte für mich, wie für einen jüngeren Bruder. Seine Güte und ſein Beiſpiel wirkten ſehr günſtig auf mich und ich ſaß in der anſtoßenden Stube, die mit der ſeinigen durch eine ſtets offene Thüre verbunden war, faſt eben ſo fleißig wie er an den Büchern. Obwohl meine philologiſchen Studien mit den ſeinigen nichts gemein hatten, unterſtützte er mich doch mit Rath und Aushülfe, da er während der drei Jahre ſeiner Hofmeiſterei das bereits auf dem Gymnaſium gründlich gewonnene philologiſche Wiſſen bedeutend erweitert hatte und es, behufs einer Geſchichte der Medizin, die er einſt zu ſchreiben beabſichtigte, bei Gelegenheit gerne wieder aufnahm. Obwohl ich ihm förmlich als Mündel übergeben worden war und ich mich bereit zeigte, mich ſeinen Anordnungen gänzlich zu fügen, und trotzdem er ſo lange den Pädagogen geſpielt hatte, nahm er mir gegenüber doch nie die Miene eines Vormundes oder Hofmeiſters an und war ſein Benehmen fern von aller Pedanterie. Seine Milde, ſeine Güte, ſeine Toleranz für Jugendlichkeit und tollen Uebermuth trieben ihn, mich vielmehr als ſeinen Freund zu behandeln, und ich fühlte mich glücklich, in der großen, mir fremden Reſidenz einen ſolchen Freund zu beſitzen. Obwohl ich über reichere Mittel verfügte und größere Ausgaben wagen konnte als er, folgte ich ihm doch gerne an den ärmlichen Tiſch ſeines Gaſthauſes, nur um immer in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und beſchränkte ich meine ganze Lebensweiſe auf das beſcheidene Maß, das er ſich aus Nothwendigkeit ſowohl wie aus Neigung vorgeſchrieben hatte. Dafür ließ er ſich manchmal verleiten, mir auf den Tanzboden zu folgen, wo ich mit ſchönen Nähmädchen und Blumenmacherinnen halbe Nächte verjubelte. Er tanzte nicht — er hatte dieſe Kunſt nie gelernt — aber er freute ſich am Anblick dieſer ihm neuen Welt und dem jugendlichen Treiben; mich, den Jüngeren, aber Erfahreneren, unterhielt es, wie er hinter all'

dem ſeine eigene Unſchuld vorausſetzte, und hinter Anmuth und Luſtigkeit von Putzmacherinnen mit ſeinem Idealismus und ſeiner künſtleriſchen Logik auch nur Schönheit der Seele und Tugend zu ſehen vermochte. Suchte ich ihm in dieſer Beziehung manchmal die Augen zu öffnen, wehrte er die Wirklichkeit, die mit ſeinem unſchuldigen Idealismus nicht übereinſtimmte, mit einem ſtereotypen, halb ungläubigen, halb toleranten „Aber Nein!“ von ſich ab.

Indeſſen bemerkte ich im Laufe der Wochen, daß bei all' der Freundſchaft, die von Tag zu Tag auf beiden Seiten inniger wurde, Jakob doch ein Geheimniß vor mir hatte. Manche Abende verbrachte er ohne mich außer dem Hauſe, ohne mir zu ſagen, wo und mit wem er geweſen. Nach ſolchen geheimnißvollen Ausflügen war er jedesmal in etwas verändert, entweder beredter oder ſchweigſamer, heiterer oder ernſter als gewöhnlich. Bei jedem Andern hätte ich Liebes-Stelldichein vermuthet; bei Jakob ſchien dergleichen unmöglich. Ich fragte nicht, denn ich war bei ſeinem ſonſtigen Vertrauen überzeugt, daß ſein Geheimniß nicht ſein eigenes ſein könne, daß er mich ſonſt einweihen würde, und ich achtete, ſelbſt ſchweigend, ſeine Schweigſamkeit. Von Zeit zu Zeit aber, vorzugsweiſe nach ſolchen myſteriöſen Ausflügen, ſchien es mir, als ob ihn etwas drückte, als ob er mir etwas mittheilen wollte. Er blieb dann vor mir ſtehen und ſah mich lange an; gab ich ihm darauf einen fragenden und erwartungsvollen Blick zurück, erröthete er, lächelte, wandte ſich ab, fing in einem Buche zu blättern an und ſchwieg nach wie vor.

Eines Abends — es war ſchon ſpät und ich lag im Bette — kehrte er von ſeinem geheimnißvollen Gange heim. Ganz gegen ſeine Gewohnheit trat er ziemlich lärmend und ohne alle Rückſicht auf den Schlaf ſeines Zimmernachbarn in die Stube und öffnete gleich darauf meine Thüre.

„Schläfſt du, Viktor?“ rief er laut genug, um mich zu wecken, wenn ich geſchlafen hätte.

„Nein! was iſt?“

„Ich komme gleich zu dir," erwiderte er, „ich zünde nur das Licht an."

Wenige Augenblicke darauf trat er mit dem Hut auf dem Kopfe, im Ueberrock und eine Kerze in der Hand, an mein Bette. Er achtete nicht auf den Schnee, der noch auf Hut und Kleidern lag, und zeigte mir ein Geſicht, das glückſelig vor ſich hinlächelte.

„Was haſt du, Jakob? Was iſt mit dir vorgegangen? Haſt du Ausſicht auf eine Anſtellung? Biſt du Ordinarius geworden? Haſt du eine neue Quelle zur Geſchichte der Medizin entdeckt? Oder gar ſchon einen Verleger für das ungeſchriebene Werk gefunden? Du ſiehſt aus, als hätte ſich ein großes Glück geradenwegs vom Himmel auf dein bemooſtes Haupt herabgeſenkt!"

Jakob lächelte und antwortete nicht; er rieb ſich die Hände und ging bald ſchneller, bald langſamer in der Stube auf und ab. Endlich blieb er vor meinem Bette ſtehen und ſagte lächelnd und ſchamerröthend: „Sie hat ein Vielliebchen mit mir gegeſſen!"

„Sie? Wer iſt Sie?" fragte ich.

Aber anſtatt zu antworten, fragte er weiter: „Was thut man, wenn man ein Vielliebchen gegeſſen hat?"

„Vor Allem," ſagte ich, „verliert man; das iſt Pflicht, wenn man ein Vielliebchen mit einer Sie ißt."

„Ich habe verloren, es iſt verloren!" rief er, als ob er einen Sieg verkündete.

„Wie? gleich verloren?"

„Augenblicklich! kaum hatte ich es gegeſſen, als ſie mich ſchon überliſtete," rief er wieder voll Freude.

„Nun, jetzt mußt du ihr ein Geſchenk machen."

„Aber was ſchenkt man einer Dame?" fragte er weiter.

„Das hängt von Perſonen und Umſtänden ab. Iſt ſie ſchön? iſt ſie jung? iſt ſie liebenswürdig?"

„O Gott!" ſeufzte Jakob, indem er die Augen himmelwärts wendete.

„Genug," rief ich, „ich weiß genug. Der mußt du etwas ſehr Schönes ſchenken."

„Nicht wahr?“ ſagte Jakob, „das habe ich auch ſchon gedacht.“

„Gewiß,“ fuhr ich im Tone des erfahreneren Rathgebers fort — „aber halt! Noch Eins: ſeid ihr intim?“

„Wer?“ fragte mein Freund.

„Du und Sie?“

Jakob wurde verlegen. „Das,“ ſtammelte er, „das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, ſo gewiſſermaßen — aber du mußt nichts Böſes denken.“

„Gott bewahre, du Don Juan, du Verführer!“ ſagte ich ſcherzend. „Jakob, Jakob, das hätte ich von dir nicht gedacht.“

Der Scherz that ihm offenbar wohl, obgleich er ſein abwehrendes: Aber nein! entgegenſetzte und hinzufügte: „Du mußt nicht denken, daß —“

„Ich denke gar Nichts,“ fiel ich ein; „ich weiß genug. Du mußt ihr ein ſehr ſchönes Geſchenk machen.“

„Aber was ſoll ich ihr ſchenken?“ fragte er aufs Angelegentlichſte.

„Z. B. ein ſchönes Buch.“

„Das habe ich auch ſchon gedacht,“ fiel er raſch ein. „Wie wäre es, wenn ich ihr meinen Shakeſpeare ſchenkte?“

„Jakob!“ rief ich erſtaunt und vorwurfsvoll — „deinen ſchönen, deinen herrlichen Shakeſpeare, deinen Stolz, deine Freude, deinen ſchönſten Beſitz! Ich hätte gedacht, daß du dich von dem nie würdeſt trennen können.“

„Es kann Umſtände geben —“ ſagte er verlegen.

„Allerdings! allerdings!“ fiel ich ein, „gib ihr deinen Shakeſpeare und ſei glücklich.“

„Ich kann mir ja einen andern, einen billigern kaufen,“ ſagte er nachdenklich — „die Kupferſtiche in meiner Ausgabe ſind mir gleichgültig — für fünf Gulden kaufe ich eine einfache Ausgabe.“

„Kaufe dir einen billigern Shakeſpeare, mein Sohn, und ſei zweimal glücklich,“ rief ich wieder und lachte.

Er ſah mich erſchrocken an und ſagte in vorwurfsvollem

Tone: „Siehſt du, Viktor, du lachſt. Ich habe das immer gefürchtet — ich hätte dir ſonſt ſchon lange erzählt —"

Er unterbrach ſich und wollte in ſeine Stube zurück; aber ich ſtreckte den Arm aus und zog ihn ans Bett, daß er ſich ſetzen mußte. Es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu beſchwichtigen und mittheilſam zu machen, da ihm Mittheilung Bedürfniß war. Da ſah ich denn in ein bis an den Rand von Liebe erfülltes Herz; in ein Gehirn, das nur von gemüthvollen und ſchönen Träumen bewohnt war, ja nicht nur von Träumen, auch von fertigen, poſitiven Planen der Zukunft, von Heirath, von glückſeliger Häuslichkeit, von Familienglück. Die Wiſſenſchaft, die literariſchen Projekte, die Geſchichte der Medizin, das hohe Intereſſe für alle Entdeckungen und neuen Forſchungen waren tief in den Hintergrund gedrängt, oder traten nur als Mittel zum Zweck, zu dem einen und einzigen geliebten Zwecke in den Vordergrund. Jakob lächelte, als ich ihn auf dieſe wiſſenſchaftliche Apoſtaſie aufmerkſam machte, und ſagte achſelzuckend: „Was willſt du? ich bin auch ein Menſch!"

Die Geſchichte ſeiner Liebe war, wie ich vorausſetzte, eine höchſt einfache Geſchichte. Er war, als er in die Reſidenz kam, durch den Edelmann, bei dem er Hofmeiſter geweſen, an den Notar Heideloff empfohlen, und wurde von dieſem, der die Geſchäfte des Edelmanns beſorgte, ſehr freundlich aufgenommen und ſeiner Familie vorgeſtellt. Die Familie beſtand aus einer Frau und einer einzigen Tochter, welche Adele hieß. Adele trug ihr aſchblondes Haar in Locken, die auf Bruſt, Schulter und Nacken in üppigſter Fülle herabſtrömten; ſie hatte blaue Augen, runde, ſanft geröthete Wangen und einen Mund, der bezaubernd zu lächeln verſtand, ſo wie ſich ihre ganze, man wußte nicht ob zarte, ob üppige Geſtalt aufs Anmuthigſte und gar nicht anders zu bewegen verſtand. Nach Jakobs Ausſage war ihre Seele noch ſchöner als ihre äußere Erſcheinung; ihr Sinn war edel und gebildet und für alles Schönſte und Höchſte empfänglich. Das wußte er beſſer als jeder Andere, da er mit ihr Goethe und

Shakeſpeare las und ihr die alten Tragiker erklärte. Er ſagte, man brauche ſie nur tanzen, ja nur durch die Stube ſchreiten zu ſehen, um von der Schönheit ihrer Seele für immer überzeugt zu ſein. Alles an ihr ſei wie lieblichſte Muſik; gegen Jedermann ſei ſie voll Wohlwollen, auch gefalle ſie Allen und habe ſie das ſchöne Beſtreben, Jedermann Sympathie einzuflößen. Er habe dieſes Alles gleich bei ſeinem erſten Beſuche vorempfunden; nie habe eine Ahnung ſo deutlich, ſo beſtimmt und ſo wahr in ihm geſprochen, wie damals. Es war an einem Herbſtnachmittage; die Sonne fiel durch roſige Gazevorhänge in die Stube. Die Mutter ſaß auf einem Fauteuil, ihr zu Füßen, auf einem Schemel, das lockige Köpfchen auf das Knie der Mutter gelehnt und mit deren Hand tändelnd, ſaß die Tochter. Die Mutter ſaß im Schatten, der roſige Sonnenſchein fiel auf die Wangen Adelens. Es war ein Bild, das er nie vergeſſen werde, und er glaubte damals, er werde Adele nie ſchöner ſehen. Aber er hat ſie ſeit damals hundert verſchiedene Male ſchöner geſehen. So jeden Donnerſtag Abends, wenn da getanzt wird, dann, wenn er mit ihr an einem kleinen Tiſchchen ſitze und ſie mit kindlicher Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeinen Vorleſungen lauſche, oder wenn ſie einer eintretenden Freundin entgegeneile, um ſie zu umarmen.

„Das Alles iſt ſchön, mein Freund," ſagte ich, nachdem Jakob länger als eine Stunde die Vorzüge ſeiner Geliebten geſchildert hatte — „aber die Hauptſache! die Hauptſache!"

„Was iſt die Hauptſache?" fragte Jakob.

„Hat ſie dich wieder lieb?"

„Ja," ſagte Jakob, indem er die Hände in einander legte — ich wage es nicht zu glauben — ich weiß es nicht."

„Sind denn Symptome da?" fragte ich weiter.

„Sie iſt ſehr gut, ſehr liebenswürdig; ſie ſcherzt mit mir, ſie hat heute ein Vielliebchen mit mir gegeſſen."

„Das beweist nichts; ſie iſt auch mit Andern liebenswürdig, ſie ißt auch mit Andern Vielliebchen."

„Das ist richtig. Aber wie soll man das erfahren? Ich kann sie ja nicht fragen. Sieh Viktor," fuhr er fort, indem er sich mit schüchterner und flehentlicher Miene zu mir wandte — „ich habe schon daran gedacht — du bist in diesen Dingen erfahrener — du solltest sie beobachten und mir dann sagen, ob sie mich lieb hat oder nicht."

„Das will ich mit Vergnügen," sagte ich, „aber zu diesem Zwecke muß ich ins Haus kommen."

„Freilich! — aber wie fängt man das an?"

„Ganz einfach; du stellst mich dort vor."

„Aber wie? unter welchem Vorwand?"

„Es wird jede Woche im Hause getanzt; du rühmst mich als deinen Freund, aber mehr noch als vortrefflichen Tänzer, und du wirst dich überzeugen, daß man dir auf halbem Wege entgegenkommt. Du machst in zwei oder drei Tagen deinen Besuch, und nächsten Donnerstag kannst du mich dort schon einführen."

Wie gesagt so gethan. Seit jener Nacht der Bekenntnisse war Jakob nur mit meiner Vorstellung im Hause Heideloff beschäftigt. Triumphirend brachte er von seinem Besuche die Einladung mit heim, und mit noch größerem Triumphe machte er sich Donnerstag zu dem Gange bereit. Ich bemerkte, als wir unsere Stube verlassen wollten, daß er für die Soirées nichts an seiner gewöhnlichen Kleidung geändert, und daß Haar, Kravatte, Hemdkragen, kurz seine ganze Toilette sich in der gewohnten Gelehrtenunordnung befand, ja daß an seiner Wäsche, auf der Brust wie an den Manschetten, noch Spuren von chemischen Experimenten, gelbe, blaue und braune Flecken zu sehen waren. Ich stellte ihm vor, daß man so zu seiner Geliebten nicht gehen könne; er aber antwortete: „Ach, sie ist nicht so! Sie kümmert sich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Diese Worte gaben mir einige Hoffnung für Jakob, denn, offen sei es gesagt, ich zweifelte stark, daß ein so elegantes Mädchen, wie Adele, einen Mann wie Jakob lieben könnte. Ich hatte ihn

oft während dieſer letzten Woche von dieſem Standpunkte aus prüfend betrachtet, und ich mußte mir immer ſagen, daß er nichts an ſich habe, was weiblichen Sinn beſtechen könne und Vieles, das zurückſtoßen müſſe. Von Geſtalt war er häßlich, in ſeinen Bewegungen für Alle, die ihn nicht näher kannten komiſch, beinahe lächerlich, in ſeinem Anzug bis zur Aermlichkeit einfach und meiſt ſehr vernachläſſigt. Aber Adele kannte ihn ja ſchon ſeit Monaten, hatte vielleicht ſeine großen und edlen Eigenſchaften würdigen gelernt und ſie „kümmerte ſich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten.“ Endlich iſt es nicht ſo ſelten, daß ſich junge Mädchen in häßliche Männer verlieben. Haben ſie in ſolchen ſchöne Eigenſchaften entdeckt, die ſie rühren, ſind ſie ſtolz auf dieſe Entdeckung, und zeigen ſie gewöhnlich mehr Muth als die Männer, um den Spöttereien der Welt entgegen zu treten. Trotz alledem ließ ich Jakob in ſeinem vernachläſſigten Zuſtande dießmal nicht auf die Soirée gehen. Ich ſuchte ſeine beſte Wäſche und ſeine beſten Kleider hervor, erſetzte das Mangelnde aus meiner Garderobe, putzte ihm ſelbſt die Stiefel und ſtellte ihn ſo ſtattlich her, wie er es vielleicht nie geweſen. Er ließ mich gewähren und betrachtete ſich lächelnd und ſelbſtgefällig im Spiegel — in meinem Spiegel; denn er ſelbſt beſaß keinen, da er von dem ſeinen das Queckſilber, behufs eines Experimentes, abgekratzt hatte. Darauf nahm ich einen Fiaker, um uns vor dem Gaſſenſchmutz zu behüten, und wir langten in ungetrübter Stattlichkeit im Heideloff'ſchen Hauſe an.

Aber der erſte Schritt in die Geſellſchaft war durch ein Unglück bezeichnet. Jakob, deſſen Brille beim Eintritt in den warmen, von Menſchen erfüllten Salon, darin ſchon ſeit zwei Stunden getanzt wurde, angelaufen war, ſo daß er noch weniger ſah als ſonſt, ſtieß gleich an der Thüre an ein Stubenmädchen, das Thee und Eis umher trug, warf ihr Taſſen und Gläſer aus der Hand und begoß und beſpritzte die ganze Umgebung mit dem kalten und warmen Inhalt. Zwei junge Mädchen, deren Kleider arg zugerichtet wurden, ſtießen Schreie des Entſetzens aus; ein

Student wagte ſogar einen leiſen Fluch, und der ganze Winkel an der Thüre kam in ſolche Verwirrung und Bewegung, daß der Kreis der Tänzer durchbrochen wurde und der Tanz aufhörte. Ich erröthete bis über die Ohren und fühlte mich einen Augenblick zu einer jener kleinen Niederträchtigkeiten aufgelegt, die wir alltäglich begehen, indem ich mich einige Schritte entfernen und meinen Freund verleugnen wollte. Jakob ermaß das ganze durch ihn angerichtete Unheil erſt, nachdem er die Brille abgewiſcht hatte. Aber er kam trotz dem Gelächter, das nach dem erſten Schrecken entſtand und trotzdem ſich die ganze Geſellſchaft mit dem Rufe: „nun das iſt ganz ſeiner würdig!“ oder: „das iſt gewiß wieder der Schwan geweſen!“ um ihn drängte, nicht aus der Faſſung. Er lächelte gutmüthig, betrachtete die befleckten Kleider und verſicherte deren Eigenthümerinnen, daß die Flecken mit leichter Mühe wieder zu beſeitigen ſein würden. Auf den Lärm drängte ſich auch eine ſehr jugendliche, reizende Erſcheinung herbei, die ich, nach der Schilderung Jakobs, an den aſchblonden Locken, die wie ein reicher Waſſerfall auf weiße, volle Schultern und Nacken herabfielen, ſogleich als Adele erkannte. Sie trug ein roſa Mouſſelinkleid, das an Bruſt und Mieder von einer ſchmalen, gezackten Silbertreſſe eingefaßt und um den Leib von einem gleichen Gürtel zuſammengehalten war.

„Natürlich! Natürlich!“ lachte Adele, und zeigte eine Doppelreihe von Zähnen, die man noch für Milchzähne hätte halten können, „ſo und nicht anders muß Herr Schwan ſeinen Einzug halten! Ich ſage es ja immer, man ſoll, wo er naht, Alles entfernen, was fallen, brechen, zerreißen kann. Er iſt ein wahrer Orkan, dieſer Herr Schwan!“

Alles lachte. Jakob lächelte ſelig, als ihm dieſe Stimme erſcholl und bemerkte nicht, was ich zu bemerken glaubte, daß Adele, während ſie ihm auf die vertraulichſte Weiſe die Hand reichte, mit ihrer Umgebung einen eben ſo ſpöttiſchen als flüchtigen Blick wechſelte.

Ich wurde ihr vorgeſtellt und ich fühlte, wie ſie, während

ſie raſch eine anſtandsvolle Miene annahm, den Moment einer kurzen Verneigung benützte, um mich vom Wirbel bis zur Zehe zu prüfen und zu muſtern. Sie führte mich dann zur Mutter, einer kleinen, ziemlich korpulenten Frau mit unbedeutendem, gutmüthigem Geſichte, die mich mit vorgeſchriebener Güte aufnahm und ein kleines Geſpräch über meinen Aufenthalt in der Reſidenz, über „den guten Schwan, dem immer etwas paſſire," und über ihre kleinen Soirées dansantes, die ſich ſo nach und nach aus einer gewöhnlichen Tanzſtunde herausgebildet hätten und kaum irgend welche Anſprüche machen dürften, und über dergleichen mehr anknüpfte. Der Tanz ging wieder an; Frau Heideloff ſtellte mich einem jungen, unbedeutenden Mädchen in ihrer Nähe vor, und ich tanzte, um mich werkthätig in der Geſellſchaft einzubürgern.

Sie beſtand zum größten Theil aus Sprößlingen derſelben bürgerlichen Klaſſe, der unſere Wirthe angehörten, aus Söhnen und Töchtern von Advokaten, Notaren, Aerzten, höheren Beamten, Banquiers. Einige Mütter und Tanten ſaßen an den Wänden und ſahen dem Tanze zu. In einem anſtoßenden Zimmer ſpielten einige ältere Herren Whiſt und Boſton, unter ihnen auch Herr Heideloff. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, trug einen ſchwarzen Frack, weiße Kravatte und eine feine Uhrkette mit einer einzigen aber koſtbaren Breloque, und hatte das ſtereotype Geſicht ſeines Standes, jenes Geſicht, in welchem die ernſte Würde des Weiſen die praktiſche, auf das Weltliche gerichtete Klugheit, wohl auch Verſchmitztheit bedeckt und dieſe wieder jene in den Hintergrund drängt. Die beſten, ehrenhafteſten, von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung durchdrungenſten Advokaten und Notare glauben doch liſtig und verſchmitzt ſein zu müſſen; wieder die gewiſſenloſeſten, nur auf ihren Vortheil bedachten und durchtriebenſten erkennen die Nothwendigkeit, Ehrfurcht einzuflößen und richten demgemäß ihr ganzes Weſen ein: ſo begegnen ſich die Beiden auf demſelben Wege und gelangen zu einer Aehnlichkeit des Ausdruckes, die

im Bereiche ihres Standes jede Individualität verwischt. Darum unterscheiden sich Advokaten und Notare so wesentlich von den Richtern, die franchement eine milde oder harte Physiognomie zeigen. In Herrn Heideloffs Erscheinung saß ein Notar vor mir, nichts als ein Notar, ein ausgesprochener Stand, ein unbestimmbarer Mensch. Jakob, der mir in die andere Stube folgte und mich in Betrachtung des Herrn Heideloff versunken fand, raunte mir ins Ohr: „Ein ausgezeichneter Mann, ein höchst praktischer Mann!" Ich nahm diese Versicherung aufs Gläubigste hin, obwohl ich in Jakobs Menschenkenntniß nur sehr geringes Vertrauen setzte und wohl wußte, daß er überall nur höchst ausgezeichnete, gute, wohlwollende, keiner Falschheit fähige Menschen sah.

Was nun die Hauptperson betrifft, um derentwillen ich eigentlich gekommen war und um die sich offenbar Alles im Hause drehte, so muß ich gestehen, daß der erste Eindruck kein günstiger war. Adele war schön, anmuthig, reizend und das Alles in einem hohen Grade, aber es schien mir, daß sie das vollste Bewußtsein aller dieser Vorzüge hatte und daß hinter allen ihren Worten und Bewegungen, selbst hinter ihrem offensten und lautesten Lachen eine gewisse Absichtlichkeit und Berechnung verborgen lag. Sie schien mir, mit einem Worte, eine mit allen Waffen ausgerüstete Kokette. Vor Allem aber mißfiel mir die Art und Weise, wie sie meinen Freund aufgenommen hatte. Es erwachte der Verdacht in mir, als wäre es ihre Gewohnheit, sich über ihn lustig zu machen. Ich war in Folge dessen sehr kalt und zurückhaltend gegen sie, lud sie auf eine Weise zum Tanze ein, die verrieth, daß ich es mehr aus schuldiger Höflichkeit gegen die Tochter vom Hause, als aus innerem Drange that und sagte ihr nicht eines der schönen Dinge, die sie zu erwarten berechtigt und gewohnt war. Das machte sie stutzig und etwas verlegen, aber zugleich sehr zuvorkommend und liebenswürdig. Im Laufe des Abends stand sie oft plötzlich neben mir, hatte die verschiedensten Aufmerksamkeiten, die sie mit ihrer Pflicht gegen

den Fremden motivirte, und verſtrickte mich zu wiederholten Malen, ehe ich mich deſſen verſah, in Geſpräche, in denen ſie immer etwas Schönes oder Geiſtreiches zu ſagen hatte. Am Beſten gefiel mir, was ſie über Jakob ſagte; ſie lobte ihn mit ſolcher Wärme und in ſo ſchönen bezeichnenden Worten, daß ich bei ihr ein Verſtändniß dieſes trefflichen Charakters vorausſetzen mußte und daß ich — allmälig den Zauber, den dieſes Mädchen auf alle Welt ausübte, ebenfalls als wirkſam zu fühlen begann. Aber wieder fühlte ich mich im innerſten Herzen erkältet, als Jakob ſpät in der Nacht auf mich zutrat und mich mit verſchämter Miene bat, ihn ja nicht auszulachen, er werde jetzt tanzen.

„Du tanzen?" rief ich erſtaunt.

„Ja," ſagte er, „ich habe hier ſchon mehrere Male getanzt; Fräulein Adele hat mir Lektionen gegeben und jetzt will ſie, daß ich wieder mit ihr tanze; ich kann es ihr nicht abſchlagen."

In dem Augenblicke fing das Klavier zu klingen an; Jakob verließ mich und ich ſah ihn gleich darauf, wie er ſich mit Adele im Kreiſe drehte. Er tanzte, wie ich es erwartet hatte, ungeſchickt, eckig, lächerlich. Er konnte nicht Takt halten und machte die ſonderbarſten Sprünge, um ſeiner Dame nachzukommen; ſein Geſicht nahm den Ausdruck einer aufs Höchſte geſpannten Aufmerkſamkeit an, und doch ſuchte er zu lächeln, um dieſen Ausdruck zu verbergen, was eine fortwährende Veränderung in ſeiner Miene und durch den Kontraſt des wechſelnden Ausdruckes eine komiſche Wirkung hervorbrachte. Nur wenige Paare tanzten; die Meiſten ſtanden, um ſich an dem Schauſpiele zu ergötzen; ſelbſt die Matronen hatten ſich dem Kreiſe genähert, um beſſer zu ſehen. Je einſamer er auf dem Tanzplane war und je größer die Zahl der Zuſchauer, deſto höher ſtieg die Verlegenheit des guten Jakob, deſto mehr nahm er ſich zuſammen und deſto lächerlichere Sprünge kamen zum Vorſchein. Das Publikum aber unterhielt ſich; ein mehr oder weniger boshaftes oder ſpöttiſches Lächeln lag auf allen Lippen. Es that mir leid um den lieben

Freund; es ſchien mir unendlich grauſam, ihn zum Tanze zu zwingen und ich war vor Allem gegen Adele empört.

Sie mußte das bald gefühlt haben, denn ſie wurde noch liebenswürdiger als vorher; und da ich auch während des Soupers neben ihr ſaß, verließ ich — nach dem Souper — das Haus, als ein von Adele bezauberter Menſch.

Jakob war ganz glücklich, mich ſo berauſcht zu ſehen. Lachend ging er neben mir einher und rief fortwährend: „Ja, ja! ſo iſt es! ſo muß es ſein! Kein Menſch von einigem Geſchmacke vermag ihr zu widerſtehen! Siehſt du nun, daß ich nicht übertrieben habe!?“ Und an ſolche Ausrufungen knüpfte er dann neue Analyſen ihrer Tugenden und Vorzüge, und nur um das Geſpräch ſo lange als möglich fortzuſetzen, bat er mich, da der Morgen hübſch zu werden verſprach, über die gefrorenen Promenaden rings um die Stadt mit ihm einen Spaziergang zu machen. Vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben ſteckte er eine Cigarre an, hob den Kopf in die Luft und ſchritt, dicke Dampfwolken vor ſich hinblaſend, heiter, lachend, manchmal ausgelaſſen luſtig, wie ein ſanft berauſchter Vergnügling in einer Sonntagsnacht, durch die Welt, die ihm von Glück und Schönheit angefüllt erſchien. Den Zweck meiner Einführung ins Heideloff'ſche Haus hatte er ganz vergeſſen; es fiel ihm nicht ein, ſich nach meinen Beobachtungen betreffs der Liebe Adelens zu erkundigen; er war zufrieden, nunmehr mit einem Menſchen, der ihre Anmuth anerkannte, von ihr ſprechen zu können.

So war und ſo blieb es auch in den kommenden Tagen und Wochen. Schon zwei Tage nach jener Soirée forderte mich Jakob auf, im Heideloff'ſchen Hauſe einen Beſuch zu machen, was ich gerne that, und nächſten Donnerſtag wurde dort wieder getanzt. So oft ich Adele wieder ſah, ſo oft kamen meine früheren Bedenken wieder zurück und erſchien ſie mir als Kokette; aber eben ſo oft berauſchte mich ihre anmuthsvolle und ſchöne Erſcheinung, ſo daß mein Urtheil über ſie fortwährend ſchwankte und Verſtand und Phantaſie zu keinem übereinſtimmenden

Schluſſe gelangen konnten. Außerdem war ich durch die überaus freundliche Art, mit der ich in dem Hauſe empfangen und behandelt wurde, beſtochen; in meinem von Natur mißtrauiſchen Gemüthe, das ich mit jugendlichem Veredlungseifer zu bekämpfen ſuchte, ließ ich den Verdacht, daß ich dieſe Behandlung im Hauſe des Notars nur dem großen Grundbeſitz meines Vaters verdanke, nicht aufkommen. Mit größerer Energie aber drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß Jakob ſeine Einbürgerung daſelbſt vorzugsweiſe dem Empfehlungsbriefe ſeines Brodherrn ſchulde und den Rückſichten, die man dem einflußreichen und groß begüterten Edelmanne gegenüber hatte, deſſen ausgedehnte Geſchäfte in der Stadt und deſſen Gelder Herr Heideloff verwaltete. Davon abgeſehen machte ſich Jakob auch nützlich. Adele war ein glänzend gebildetes Mädchen und wollte ſich noch mehr bilden; Jakob war ein eifriger, vortrefflicher und dabei unentgeldlicher Lehrer. Sonſt war er, ich mußte mich mit Kummer davon überzeugen, die komiſche Perſon des Hauſes und des ganzen Kreiſes. Man lachte oft über ihn; man lächelte faſt immer. Seine Liebe zu Adelen war dem kleinſten Mädchen des Kreiſes kein Geheimniß, und da er zu der höchſt eleganten Erſcheinung einen ſo ſonderbaren Kontraſt bildete, war dieſe Liebe der Hauptgegenſtand, mit dem man ſich erluſtigte. Man beobachtete ihn in ſeinen Aufmerkſamkeiten, man behorchte ſeine Geſpräche mit Adelen — und man fand Alles komiſch. Sprachen Fremde, die mein intimes Verhältniß zu Jakob nicht kannten, vor mir zu Frau und Fräulein Heideloff in dieſem Sinne, wurde er von dieſen mit einem: „Der gute Schwan!“ oder: „Der treffliche Schwan!“ in Schutz genommen.

Jakob ging durch die Reihen dieſer Menſchen und durch dieſe Verhältniſſe wie ein glücklich Träumender mit einem Lächeln auf den Lippen und in der Seele, ohne Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und — um eine Anklage gegen Adele zu formuliren, und ſie in meinem Innerſten endgültig als eine kalte, berechnende Kokette

anzuerkennen, war ich selbst viel zu jung, zu sehr den Wirkungen der Schönheit offen und viel zu viel berauscht, vielleicht verliebt.

* * *

Im Heideloff'schen Hause war ich bald eben so heimisch, wenn nicht heimischer als Jakob. — Adele, die es fühlte, daß zwei Seelen in meiner Brust sprachen, eine für, eine gegen sie, und deren Aufmerksamkeit durch beständigen Wechsel von Wärme und Kälte, von Vertraulichkeit und Zurückhaltung in meinem Benehmen auf mich gelenkt wurde, behandelte mich mit einer Zuvorkommenheit, die an Auszeichnung gränzte. Bald bemerkte ich bei den jungen Männern einige Eifersucht; hier und da wurde mir zu meiner Eroberung Glück gewünscht. Ehe ich mich dessen versah, zwang mich Adele mit vielfachen Aufträgen, die sie mir gab, und die von Andern ebenfalls als ein Zeichen der Bevorzugung betrachtet wurden, mich äußerlich und innerlich mit ihr zu beschäftigen. Bald hatte ich ihr ein seltenes oder ein neues Buch, bald Konzertbillete, bald Auskunft über das und jenes zu verschaffen. So kam ich jede Woche einige Mal ins Haus, und da ich von der Mutter befreundeten Familien vorgestellt und von diesen wieder zu Tanzunterhaltungen eingeladen wurde, beinahe jeden Tag mit ihr zusammen. Jakob betrachtete das Heranwachsen unserer Intimität mit Freude; es fiel ihm nicht ein, etwas Anderes in mir zu sehen, als einen Vertrauten und einen Boten, der ihm täglich über Worte, Aussehen, Leben seiner Geliebten Bericht erstattete. Er war zufrieden, daß er jetzt Jemand hatte, mit dem er täglich, beinahe stündlich von ihr sprechen konnte, und selbst seine positiven Absichten in Beziehung auf Adele, sammt der ungelösten Frage, ob sie einige Liebe für ihn fühle, traten bei dem genügsamen und immer nur das Gute hoffenden Wesen des armen Freundes vollkommen in den Hintergrund.

Da brach eine Katastrophe herein, die in dem ganzen Kreise

eine gewaltige und ſchreckliche Veränderung hervorbrachte, und alle Gedanken an Glück, Liebe und Liebelei verwiſchten, alle die Fragen, die uns ſeither beſchäftigten, als unendlich klein erſcheinen ließen.

Jakob war Doktor geworden und hatte eben vom Rektor Magnifikus, von mir begleitet, ſein Diplom geholt. Um dieſes Ereigniß zu feiern, lud ich ihn in eines der erſten Speiſehäuſer der Reſidenz zu einem ausgeſuchten Gaſtmahle und einer Flaſche Ungarwein. Nach Tiſche traten wir in ein Kaffeehaus — Jakob mit der großen Blechrolle unter dem Arme — um dann zu Adelen zu eilen und ihr das Diplom zu zeigen. Sie hatte ein ſolches Inſtrument nie geſehen; Jakob hatte ihr vor Monaten verſprochen, ihr ſein Diplom zu zeigen und erinnerte ſich jetzt dieſes Verſprechens, wie er ſich überhaupt jedes Wortes, das ſie je an ihn gerichtet, mit diplomatiſcher Genauigkeit erinnerte.

Wir fanden das Kaffeehaus in einiger Aufregung; Gruppen ſtanden dort und da und unterhielten ſich über einen, wie es ſchien, höchſt intereſſanten Gegenſtand; man hörte die verſchiedenſten Ausrufungen der Verwunderung, der Entrüſtung, des Mitleids. Eine große Neuigkeit ſchien die Reſidenz zu bewegen. Aber wir, in unſerer erhöhten, von Privatgefühlen und Ungarwein herrührenden Stimmung achteten auf die vielen Erzähler und ihre Zuhörer nicht, tranken unſern Kaffee und machten Pläne, bis unſere Aufmerkſamkeit zu wiederholten Malen durch den Namen Heideloff, den man immer wieder in den Gruppen ausſprach, angezogen wurde. Wir wurden mehr als aufmerkſam, als wir hörten, daß jene Ausrufe der Entrüſtung, ja daß Verwünſchungen immer nur in Verbindung mit dieſem Namen ausgeſtoßen wurden. Nun näherten wir uns. Wir fanden auch Bekannte unter den Kaffeehausgäſten, die wir fragten und die erſtaunt waren, daß wir von der großen Neuigkeit, von der ſchauderhaften Geſchichte, die würdig wäre, als cause célèbre in einem neuen Pitaval zu prangen, und die ſeit heute Morgen Stadt und Hof mit Entſetzen erfülle, noch nichts gehört haben

ſollten! — Man erzählte uns; die Geſchichte war in der That gräßlich. Jakob hörte ſie bleich, zitternd mit an und lehnte ſich endlich an die Wand, um nicht zuſammenzubrechen.

Einige Monate vor dieſem Tage trat eine Dame von ungefähr dreißig Jahren in das Bureau des Notars Heideloff. Sie bat ihn um eine geheime Unterredung; er führte ſie in ein anſtoßendes Zimmer und ſchloß die Thüre. Die Dame übergab ihm ein Empfehlungsſchreiben, das die Unterſchrift eines Provinzadvokaten und ehemaligen Studienfreundes Herrn Heideloffs trug. Nachdem er es geleſen, verneigte ſich Herr Heideloff aufs Ehrerbietigſte und fragte: „Frau Gräfin . . ., was ſteht Ihnen zu Dienſten? Verfügen Sie über mich wie über Ihren unterthänigſten und treueſten Diener.“ Gräfin B . . . war ſehr erfreut über dieſe Aufnahme und ſagte: „Herr Heideloff, Sie ſind mir als der ehrenwertheſte und zuverläſſigſte aller Notare und Geſchäftsmänner der Reſidenz gerühmt worden. Ich will mit Ihnen offen ſprechen, wie mit einem Beichtvater. Ich bin nicht mehr die Gräfin B . . .; ich habe nicht mehr das Recht Titel und Namen meines vor vier Jahren verſtorbenen Mannes zu tragen, denn ich bin zum zweiten Male verheirathet, und eigentlich jetzt nur die einfache Madame G . . . . Meine ganze adelige Familie war gegen dieſe Heirath, theils weil ſie eine Mesalliance war, theils wegen des Charakters meines jetzigen Mannes. Wir ſind heimlich verheirathet und mein jetziger Mann will ſelbſt, daß unſere Ehe ein Geheimniß bleibe, weil zu befürchten iſt, daß mein Onkel, der Landmarſchall, mich enterbe, wenn unſere Ehe vor ſeinem Tode bekannt würde. Aber ich bin am Vorabend meiner Niederkunft. Auch dieſe muß verheimlicht werden, wenn nicht meine zweite Ehe bekannt werden ſoll, oder wenn ich nicht für einige Jahre Unehre und den Zorn meiner Familie auf mein Haupt laden will. Letzteres will ich vorzugsweiſe aus Rückſicht für meine drei Kinder aus erſter Ehe und wegen meiner Abhängigkeit von meiner Familie vermeiden. Um meine Niederkunft zu verheimlichen, komme ich in die große Reſidenz, und begebe

mich morgen unter falſchem Namen und mit falſchem Paſſe in die allgemeine Gebäranſtalt. Aber während meiner zweiten Ehe habe ich einſehen gelernt, wie berechtigt und weiſe die Einreden meiner Familie gegen die Verbindung mit G . . ., und wie wenig begründet meine Liebe zu ihm, meine Illuſionen, und meine Hoffnungen, ihn zu beſſern, geweſen. G . . . iſt ein Spieler und Verſchwender; er hat mich nur meines Namens wegen aus Eitelkeit, und meines Vermögens wegen aus Eigennutz beſtrickt und geheirathet. Wenn ich nun im Wochenbette ſterbe, kann er als mein legitimer Gatte auftreten und die Verwaltung meines hinterlaſſenen Vermögens beanſpruchen. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das ganze Vermögen verſpielt und verſchwendet wäre, ehe meine Kinder mündig werden. Ich bringe darum die Reſte, die mir noch geblieben, zu Ihnen, Herr Heideloff, um die Zukunft meiner armen Kinder zu ſichern. Mich plagen Todesahnungen, aber nach Allem, was ich über Sie gehört, werde ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, ruhig aus der Welt ſcheiden. Sie werden das Vermögen treu bewahren, und im Falle meines Todes meinen Bruder, den Grafen S . . g, der dann der todten Schweſter verzeihen wird, ins Geheimniß ziehen und das Geld mit ihm gemeinſchaftlich verwalten. Bei meiner ſchrecklichen Lage, bei all' den Heimlichkeiten, an die ich nicht gewöhnt bin, und in denen ich mir ſelbſt wie eine Verbrecherin erſcheine, bei den traurigen Erfahrungen mit meinem jetzigen Manne, bei der Kataſtrophe, der ich entgegengehe, und den beſtändigen Todesahnungen iſt es mein einziger Troſt, ſo für meine Kinder ſorgen zu können und einen Mann gefunden zu haben, dem ich mich und das Loos der Kinder mit ſolcher Sicherheit anvertrauen darf. Sie werden ſich auch, als Ehrenmann, durch das Vertrauen, das ich in Sie ſetze, mit mir und meinen Kindern bis zu einem gewiſſen Grade verbunden fühlen und den armen Waiſen, wenn auch aus der Ferne, mit Rath und That beiſtehen."

Herr Heideloff antwortete nichts. Er wollte antworten, aber

er konnte nicht. Er wandte ſein Geſicht ab und ſtreckte der Dame ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie und drückte ſie dankbar. Hierauf öffnete ſie einen Beutel, den ſie am Arme trug, und zog daraus einige Rollen Goldes, dann ein Packet Banknoten und endlich eine Anzahl von Aktien, Obligationen und andern Werthpapieren hervor und legte ſie auf den Tiſch vor Herrn Heideloff. „Das Ganze," ſagte ſie, „ſtellt einen Werth von fünfmalhunderttauſend Gulden vor."

Bei Nennung der Summe verſchwand der mitleidige Ausdruck aus dem Geſichte Herrn Heideloffs; wieder ganz Notar geworden, ſetzte er ſich mit ruhiger Geſchäftsmiene hin, ergriff Feder und Papier und ſagte: „Wir müſſen ſpezifiziren; wir müſſen genau aufſchreiben, was Sie mir in baarem Gelde, was in Werthpapieren übergeben. Letztere können leicht in ihrem Werthe variiren. Erſt unter dieſer Liſte kann ich den Empfangsſchein ausfertigen."

Die Gräfin ſchwieg. Herr Heideloff ſchrieb. Nach einiger Zeit ſagte er im Schreiben: „Es wäre, der Ordnung wegen, gut, wenn wir die Unterſchrift zweier Zeugen hätten."

„Müßte ich dieſe in meine Geſchichte und in das Geſchäft einweihen?" fragte die Gräfin.

„Allerdings, gnädige Frau."

„Das hieße zwei Vertraute mehr haben," ſagte die Gräfin. „Das ſcheint mir bedenklich und wäre mir ſehr unangenehm."

„Gnädige Frau," lächelte der Notar, „Sie können ſich dieſe Unannehmlichkeit erſparen, es iſt eine Form, es hängt vom Grade Ihres Vertrauens ab, wie weit Sie die Formen erfüllen wollen. Wir Notare ſind wie die Beichtväter. Sie können ſich nicht vorſtellen, gnädige Frau, in wie viele Geheimniſſe wir eingeweiht werden und wie oft uns die bedeutendſten Summen anvertraut werden. Sehen Sie dieſe Kiſte an; ſie iſt mit dem Vermögen geheimnißvoller Klienten angefüllt und enthält viele Millionen. Dergleichen iſt nicht nur bei mir der Fall — nein, bei den meiſten meiner Kollegen, und wir haben keine Urſachen ſtolz

darauf zu ſein. Verſchwiegenheit, Redlichkeit ſind Mittel unſeres Standes, wenn ſie nicht Eigenſchaften unſeres Charakters ſind. Wehe dem Notar, der plaudern, der einen Pfennig zu veruntreuen im Stande wäre; er wäre zu Grunde gerichtet. Er hat ſich für alle Zukunft unmöglich gemacht und ſich um mehr gebracht, als ihm eine mit beſtem Erfolge gekrönte Unehrenhaftigkeit einbringen könnte."

Herr Heideloff ſchwieg wieder. „So," ſagte er, „das Verzeichniß wäre fertig; jetzt den Empfangſchein!"

Und ſchreibend ſagte er laut, wie ſich ſelbſt diktirend, vor ſich hin: „Ich Endesgefertigter beſcheinige hiemit, daß mir Frau G . . ., geb. S . . g."

Hier unterbrach ſich Herr Heideloff, legte die Feder bei Seite und ſtützte die Stirne nachdenklich in die Hand. Er ſchüttelte den Kopf und murmelte, mit beſorgter Stirne, Allerlei vor ſich hin.

„Es kommt mir ein Bedenken, gnädige Frau," ſagte er endlich laut, „ein ſehr ernſtliches Bedenken. Wenn Ihnen wirklich — ich bin gewiß, daß Ihre Todesahnungen mit Gottes Hülfe nichts zu bedeuten haben — aber wenn Ihnen wirklich etwas Menſchliches begegnet, dann wird der Empfangſchein bei Ihren Sachen gefunden und von Rechtswegen Ihrem Herrn Gemahl ausgeliefert. Was Sie vermeiden wollten, tritt dann doch ein. Er weiß, wo das Vermögen geborgen iſt; er wird es reklamiren und ich werde es ihm nicht vorenthalten können. Ja, ich könnte ſogar unerlaubten Verheimlichens angeklagt und in arge Verwickelungen, Verdächtigungen und Prozeſſe — doch das wäre keine Rückſicht, aber Ihr ganzer ſchöner Plan, Ihren Kindern das Wenige zu retten, wäre zu nichte."

Die Gräfin hörte ihm ängſtlich zu. „Mein Gott," rief ſie, „ich möchte Ihnen nicht gerne Unannehmlichkeiten verurſachen, aber ich möchte doch auch meinen Plan durchführen. Ich bin in Geſchäften vollkommen unerfahren; ich bitte, rathen Sie mir. Muß ich denn den Empfangſchein nothwendigerweiſe haben oder mit mir nehmen?"

„Ja!“ ſagte der Notar beſtimmt, „den Empfangſchein müſſen Sie nothwendigerweiſe haben. Beim größeſten Vertrauen zu mir müſſen Sie den Empfangſchein haben. Es iſt um Lebens- und Sterbenswillen. Ich kann indeſſen ſterben; das Geld findet ſich hier und Sie oder Ihre Erben haben nicht das geringſte Recht, es zu reklamiren, wenn nicht ein Empfangſchein vorhanden iſt.“

„Was iſt da zu thun?“ fragte die Dame ängſtlich.

Herr Heideloff dachte wieder eine Zeitlang nach, dann ſagte er: „Ich mache es, wie ich es in ſolchen Fällen ſchon oft gemacht habe. Ihr Vermögen wird hier in dieſe Kiſte gelegt, von der mein ganzes Bureau weiß, daß ſie mir anvertraute Gelder enthält; Sie bekommen ein eigenes Fach, das Ihren Namen trägt, und der Empfangſchein wird zu Ihrem Gelde und zu Ihren Papieren gelegt. Zugleich wird es in das geſtempelte und unter Aufſicht der Regierung ſtehende Hauptbuch eingetragen. So iſt es Ihnen für alle möglichen Fälle geſichert. Sind Sie ſo zufrieden?“

Die Gräfin athmete auf. Herr Heideloff ſchrieb den Empfangſchein zu Ende, las ihn der Dame vor, legte ihn zu dem Golde und den Papieren, nahm dann Alles zuſammen und trug es an den eiſernen Schrank, wo er es in ein Fach legte, das er eigens zu dieſem Zwecke ausräumte. „Sehen Sie, gnädige Frau, dieſes Fach, rechts, das dritte von oben: hier liegt es wie in Abrahams Schooß.“

Herr Heideloff lächelte, auch die Gräfin lächelte. Sie nahm herzlichen Abſchied und ging.

Einige Wochen nach dieſer geheimen Unterredung ſahen die Beamten Herrn Heideloffs dieſelbe Dame aus demſelben Kabinette treten, aber dießmal mit ganz anderem Geſichte. Sie war blaß, ſie zitterte am ganzen Leibe, ſie rang die Hände, ſtammelte unverſtändliche Worte und ſchien außer ſich. Herr Heideloff, der ihr bis über die Schwelle des Vorzimmers folgte, und zwar ſo nahe, daß er ihr beinahe auf die Ferſe trat, hatte ganz das Ausſehen, als ob er ſie gewiſſermaßen mit Gewalt an die

Thüre führte. Dem Bedienten im Vorzimmer machte er ein Zeichen, indem er auf die Stirn deutete, als ob die Dame verrückt sei und befahl ihm, sie bis hinab, auf die Straße zu begleiten. Da die Dame auf der Treppe zusammenbrach, hob sie der Bediente auf und, halb tragend, halb führend, brachte er sie vor das Hausthor. Die Dame kam noch einige Male. Im Hause wußte man bald, um was es sich handelte, denn Herr Heideloff hatte es seinem ersten Schreiber und dieser den andern erzählt, daß diese Dame, offenbar keine Betrügerin, sondern eine Verrückte, sich einbilde, bei Herrn Heideloff eine halbe Million deponirt zu haben, die sie nun reklamire. Herr Heideloff wußte nichts von ihr, von ihrem Namen, ihrer Herkunft, aber sein erster Schreiber hatte es herausgebracht, daß diese Dame erst vor Kurzem in dem öffentlichen Krankenhaus niedergekommen und das Wochenbett, wahrscheinlich in Folge eines Milchfiebers, wahnsinnig verlassen habe. In den Kreisen der Notarsschreiber und Amanuenses sprach man damals viel von dem Abenteuer Herrn Heideloffs und von den Unannehmlichkeiten, denen ein Notar ausgesetzt sei. Man fand es natürlich, daß der treffliche Mann, dessen Zeit so kostbar ist, die Verrückte nicht mehr vorlasse, und daß man ihr jetzt, so oft sie komme, die Thüre vor der Nase zuschließe, oder wenn es ihr doch einzudringen gelinge, sie mit Gewalt hinausführe. Die Verrückte, so erzählte man, liege dann Stunden lang vor dem Hausthore, in Wind und Wetter, und das sei doch höchst unangenehm für einen Mann wie Herr Heideloff. Endlich wurde es stille von dem Abenteuer, denn die Verrückte war verschwunden; die Polizei war aufmerksam gemacht worden; sie war im Irrenhaus.

An dem Tage, da Jakob sein Diplom dem Fräulein Heideloff zeigen wollte, kam die Geschichte aufs Neue aufs Tapet und zwar in ganz anderer Gestalt.

Herr G .., der zweite Gatte der Dame, wußte sehr wohl, daß sie in die Residenz gegangen, um daselbst heimlich zu entbinden. Er vernachlässigte sie bis zu dem Momente, da er das

Verſchwinden des Vermögens bemerkte. Dann erſt eilte er ihr nach in die Reſidenz. Das Krankenhaus hatte ſie längſt verlaſſen und war wie aus der Welt verſchwunden. Er ſuchte vergebens nach ihr, bis er in den Kaffeehäuſern von dem Abenteuer Herrn Heideloffs ſprechen hörte. Die ſogenannte Verrückte hatte Jedem, der es hören wollte, in ihrem aufgeregten Zuſtande die Summe genannt, die ſie dem Notar anvertraute; es war die Summe ihres Vermögens; das brachte Herrn G.. auf die Idee, ſeine Frau im Irrenhauſe zu ſuchen, wo er ſie auch fand. Der Irrenarzt, dem die Gräfin nicht recht als verrückt erſcheinen wollte, hörte, auf die Eröffnungen des Herrn G.. hin, nun auch ſeine Gefangene aufmerkſam an und ließ ſie von nun an frei gewähren. Die Enormität des an ihr begangenen Verbrechens und die Sorge um ihre Kinder bewogen die Gräfin, ihren hochſtehenden und einflußreichen Verwandten Geſtändniſſe zu machen, die bei der ſchauderhaften Lage der Unglücklichen mit mehr Nachſicht hingenommen wurden, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Die Polizei wurde benachrichtigt; ſie zog geheime Erkundigungen ein und beobachtete Herrn Heideloff. Der Arzt des Krankenhauſes ſagte aus, daß Herr Heideloff, der jetzt vorgab, die Gräfin nie geſehen zu haben, dieſe, auf ihr Anſuchen, allerdings einige Tage nach ihrer Entbindung, beſucht habe. Es fiel dem Arzte damals auf, daß ihn der Notar, als er das Haus verließ, befragte, ob jene Dame im Gehirne richtig ſei, da man bis dahin nicht die geringſte Spur von Irrſinn an ihr entdeckt hatte. Die Gräfin hatte ihn damals rufen laſſen, um ihn, da ſie ſich wohl fühlte, um den Empfangſchein zu bitten, den er verſprach, aber niemals brachte. — Ein Wechſelagent, mit dem Herr Heideloff bekanntermaßen in Verbindung ſtand, mußte auf Anfragen der Polizei zugeben, daß er allerdings von dieſen Staatspapieren zum Verkauf erhalten, welche die Gräfin als einen Theil ihrer deponirten Werthe bezeichnet hatte. Solche und manche andere eben ſo laut ſprechende Anzeichen bewogen das Gericht, eines Morgens ins Haus zu dringen, Herrn Heideloff zu verhaften,

ſeine ſämmtlichen Beamten zu verhören und ſeine Papiere theils mit Beſchlag, theils unter Siegel zu legen.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß durchlief die Stadt mit einer reißenden Schnelligkeit. Zugleich erfuhr man alle Einzelnheiten, die bisher nur der Polizei bekannt waren und an dem Verbrechen Heideloffs nicht zweifeln ließen. Die Aufregung war um ſo größer, als die Nachricht ſo plötzlich kam, und die Entrüſtung um ſo heftiger, als ſich, bei der Achtung, deren ſich der Notar bei jedem Einzelnen erfreute, gewiſſermaßen jeder Einzelne betrogen fühlte. Die Bedrängniß einer armen Frau, einer beſorgten Mutter, eines Weibes in geſegneten Umſtänden, das mit Todesahnungen kämpft, einerſeits, und den Charakter eines Notars und den eigenen guten Ruf andererſeits zu benützen, um ein unbegränztes Vertrauen zu täuſchen, dann die ungeheure Grauſamkeit, eine Unglückliche, die ihr Eigenthum zurückverlangt, für wahnſinnig auszugeben und ſie in ein Irrenhaus ſperren zu laſſen, dieſe That ſchien Jedermann mit Recht ärger, als ein Raub auf offener Straße, als ein Mord; ſie ſchien wahrhaft teufliſch. Man ſprach von nichts Anderem, man konnte von nichts Anderem ſprechen; immer neue Einzelnheiten, die ins Publikum drangen, vermehrten nur die Aufregung und die Empörung, und mit Freude erfuhr man, daß vom Landesfürſten an das Kriminalgericht der Befehl herabgelangt, dieſe Angelegenheit mit aller Strenge und ohne jede Rückſicht zu verfolgen.

Was uns zwei, Jakob und mich, betrifft, ſo betäubte uns die Neuigkeit, wie ein auf das Gehirn erhaltener Keulenſchlag. Jakob ſtand wie verſteinert da, keiner Bewegung und keines Wortes fähig. Manchmal bewegten ſich ſeine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor, ſeine Augen ſtarrten in die Luft oder in mein Geſicht, ohne etwas zu ſehen, wie die Augen eines Menſchen, der alle Beſinnung, alles Bewußtſein verloren; wie die Augen eines Blödſinnigen. Ich entſetzte mich, als ich mich ſelbſt genugſam faßte, um den Ausdruck ſeines Geſichtes beurtheilen zu können. Um ihn aus der Geſellſchaft zu bringen, wo

immer der Name Heideloff an ſein Ohr tönte, faßte ich ihn am Arme, hob die Blechkapſel mit dem Diplom, die ihm entſunken war, vom Boden auf und führte ihn aus dem Kaffeehauſe. Er folgte mir wie ein Nachtwandler, bis wir an eine Straße kamen, die geradenwegs zu Heideloff führte. Da zog er unwillkürlich nach dieſer Richtung, aber ich zerrte ihn nach der entgegengeſetzten Seite unſerer Wohnung zu, deutlich fühlend, wie er jedesmal zuſammenzuckte, wenn in den Gruppen, die überall in den Straßen und auf der Promenade zuſammenſtanden, der verhängnißvolle Name genannt wurde. Zu Hauſe angekommen, war er ſtumpf, gefühllos, gedankenlos, unendlich gleichgültig gegen Alles. Er ſaß da wie eine Sache. So vergingen Stunden um Stunden. Es war ein ſchrecklicher Nachmittag, ein ſchrecklicher Abend. Ich fühlte mich wie erlöst und athmete auf, ja ich fühlte mich glücklich, als er gegen Mitternacht plötzlich in Schluchzen ausbrach, das ſich nach und nach in ſtilles Weinen verwandelte.

Das erſte Wort, das ich nach Stunden von ihm hörte, war: „Komm!“ Damit ſtand er auf und ging zum Hauſe hinaus. Ich folgte ihm über die Promenade in die Stadt, durch die Straßen, bis er vor dem Heideloff'ſchen Hauſe Halt machte. Da ſtand er und ſtarrte zu den wohlbekannten Fenſtern hinauf, die in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ich ſaß neben ihm auf dem Eckſtein eines Thorweges. Erſt als mit der erſten Dämmerung die Karren der Landleute, die zum anſtoßenden Gemüſemarkte fuhren, die Straße zu beleben anfingen, gingen wir, ebenſo ſtille, als wir gekommen waren, in unſere Wohnung zurück. Ich werde den Tag nie vergeſſen.

Am folgenden Tage wollte Jakob zu Adele und ich ſollte ihn begleiten, aber ich überzeugte ihn, daß er ihr erſt Zeit laſſen müſſe, ſich zu faſſen, und daß ihr in den erſten Tagen der Anblick alter Bekannten nur peinlich ſein könne. Er fügte ſich meinen Vorſtellungen; aber ich konnte ihn nicht abhalten, in der Nähe des Heideloff'ſchen Hauſes umherzuſtreifen und zu ſchleichen,

wie unangenehm ihn da auch Manches berühren mußte. Noch immer sammelten sich von Zeit zu Zeit Gruppen in der Nähe, die zu den geschlossenen und verhüllten Fenstern hinaufwiesen. Immer wieder wurde hier die Geschichte des Verbrechens erzählt, sah man Leute die gegen die Fenster geballten Fäuste erheben, und hörte man Aeußerungen, daß auf solche Verbrechen der Galgen stehen sollte. Der arme Jakob hätte sich übrigens nirgends in der Stadt solchen Eindrücken entziehen können, denn überall, in den Salons wie auf den Märkten, wurde in allen folgenden Tagen das Ereigniß verhandelt, und das Gespräch bekam durch das, was von den Verhören des Notars verlautete, immer neue Nahrung. Der Notar Heideloff war ein Schimpfwort geworden, das sich zankende Fuhrleute oder balgende Schulbuben zuriefen.

Nach wenigen Tagen glaubte ich Jakob gefaßt genug, um seinem Drängen nachzugeben und mit ihm den Besuch machen zu können. Allein hinzugehen hatte er nicht den Muth. Aber wir fanden die Heideloff'sche Wohnung geschlossen; an der Thüre im ersten Stocke, die zu dem Bureau führte, lag das Siegel des Gerichtes. Man konnte oder wollte uns nicht sagen, wohin Mutter und Tochter gegangen waren, man wußte nur, daß sie sich irgendwo in der Nähe der Stadt aufhielten. Jakob entfaltete nun eine fieberhafte Thätigkeit in Auffindung ihrer jetzigen Adresse. So vergingen wieder mehrere Tage. Endlich wußten wir, daß sich Frau und Fräulein Heideloff in ein Gartenhaus eines nahe gelegenen Dorfes, das man auch eine Vorstadt nennen konnte, zurückgezogen hatten, und schon waren wir auf dem Wege zu ihnen. Es war ein lächelnder Frühlingstag; die Bäume im Stadtgraben waren zum Theil schon mit Blüthen bedeckt, das einzige Ackerfeld zwischen Stadt und Dorf war goldengrün, die Lerchen darüber sangen. Es wäre ein Tag für den glücklichsten Liebenden gewesen; ein sehr unglücklicher ging schweigend neben mir.

Draußen, am Eingange des Dorfes, traten wir in einen

beſcheidenen Garten, der mehr Küchen- als Ziergarten war, und durch eine kleine Allee von Aepfelbäumen gelangten wir in ein, dem Garten entſprechendes, eben ſo beſcheidenes Landhaus. Man kann ſich die Befangenheit, mit der wir den erſten Schritt ins Zimmer thaten, leicht vorſtellen. Auch verneigten wir uns ſtumm und konnten wir ſelbſt die gewöhnlichen Begrüßungsformeln nicht hervorbringen. Die Mutter ſaß auf einem Sopha und war um mehrere Jahre gealtert; der lange Nachſommer, deſſen ſie ſich bisher erfreute, und der ſich vorzugsweiſe in runden und roſigen Wangen offenbarte, war dahin, und ihm auf dem Fuß war der Winter gefolgt. Sie ſchien ſtumpf und empfindungslos; ihre Bewegungen waren mechaniſch, ihr Anzug vernachläſſigt. Adele hingegen ſchien beweglicher als ſonſt, obwohl ſie ernſter, in Wort und Bewegung beinahe tragiſch war. Sie war ſo einfach, beinahe ärmlich gekleidet, wie Töchter und Frauen fraudulöſer Bankerottirer gekleidet zu ſein pflegen. Doch iſt das ein Vergleich, den ich erſt jetzt nach vielen Jahren und rückwärts blickend mache; damals rührte mich dieſer ärmliche Anzug eben ſo ſehr wie meinen Freund, und fand ich Alles, was ich jetzt für eine Rolle halte, ſehr natürlich, ſehr traurig, ja groß und ſchön. So ſehr hatte Adele mein Urtheil über ſie zu geſtalten gewußt, daß ich mich des erſten Eindruckes, der Abſichtlichkeit, Berechnung und Koketterie, die ich damals in ihr fand, gar nicht mehr erinnerte. Sie kam uns mit großen Schritten entgegen und reichte uns, indem ſie den Lockenkopf etwas ſeit- und rückwärts fallen ließ, beide Hände. „Meine Freunde! meine theuren Freunde!“ rief ſie, blickte mich zärtlich an und drückte Jakob die Hand. „Sie finden uns in der Einſamkeit!“ fuhr ſie mit zitternder Stimme und bitter lächelnd fort. „Sie finden uns, wo wahre Freunde die Freunde im Unglück ſuchen und finden, in der Einſamkeit.

Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge!
Wir ſind allein!
Allein! allein! und ſo willſt du geneſen!“

Sie liebte es von jeher, Stellen aus Dichtern zu zitiren, sie behielt dieſe Gewohnheit, und wie es ſchien, in einem erhöhten Grade auch im Unglück.

„Haben Sie von der ungeheuren Verleumdung meines edlen Vaters gehört?“ rief ſie dann weiter, indem ſie uns zum Sitzen zwang. „Gewiß haben Sie, die Verleumdung iſt die ſchnellſte aller Furien. Je edler mein Vater iſt, deſto mehr Feinde hat er; je höher er in der Achtung der Menſchen ſtand, deſto mehr heftet ſich der Neid an ſeinen guten Ruf. Aber ich fürchte nichts; er wird ſiegreich aus der niederträchtigen Kabale hervorgehen. Seien Sie nicht ſo traurig, meine Freunde! Sehen Sie, ich bin heiter, ich bin getroſt, ich bin die ſtolze Tochter des edlen Gefangenen! Adversitys sweet milk philosophy, des Mißgeſchickes ſüße Milch, Philoſophie, hat mich geſtärkt und wird mich ſtärken, ſo lange die Prüfung dauert.“

In dieſem Sinne, in dieſem Tone ſprach ſie noch lange fort und erſparte uns ſo den peinlichen Troſtzuſpruch. Jakobs tief betrübtes Geſicht heiterte ſich während dieſer Reden ſichtlich auf. Er freute ſich an dem Muthe, oder wie er es auf dem Heimwege nannte, an der Größe und Charakterſtärke des jungen Mädchens. Sie ſprach auch den Entſchluß aus, nicht mehr in die verderbte Welt, die ſolcher Verleumdung und des Glaubens an ſolche Verbrechen fähig ſei, zurückzukehren, ſondern ſich mit dem Vater, ſobald er das Gefängniß verlaſſe, in die Einſamkeit zurückzuziehen und die Seelenwunden des edlen Märtyrers durch kindliche Liebe zu heilen.

Als wir ſpät Abends in die Stadt zurückkehrten, war Jakob in einer gehobenen Stimmung, die an Heiterkeit, ja an Glück gränzte. „Mein Entſchluß,“ ſagte er, „ſteht feſt; der Weg, den ich zu gehen habe, iſt mir vorgeſchrieben, ja es iſt mir, als wüßte ich genau, was von nun an bis in alle Zukunft die Beſtimmung meines Lebens iſt. Das arme Kind wird nun von den Menſchen gemieden werden wie eine Verpeſtete; ich werde nicht von ihr laſſen, ich werde ſie beſchützen, vertheidigen, ich werde für ſie

ſorgen und für ſie leben, ſo weit ſie mein Leben, das ihr gewidmet iſt, als ihr Eigenthum annehmen will."

Dieſem Entſchluſſe gemäß wanderten wir denn auch ſo oft als möglich, beinahe täglich, hinaus und in das einſame Landhaus. Jakob war mir dankbar, daß ich mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichtete und ſeine Freundſchaft für mich wuchs, wie ich deutlich fühlen konnte, von Tag zu Tage. Wir thaten Alles, um Adelen zu zerſtreuen und ſie ſo viel als möglich aufzuheitern. Im Laufe der Tage wurde es mir denn doch mehr oder weniger klar, daß Adele von der Unſchuld ihres Vaters nicht ſo ſehr überzeugt war, als aus ihren Reden während unſeres erſten Beſuches im Landhauſe hervorging. Ihre Stirne war manchmal ſehr ſchwarz umwölkt und ſie ließ dann, wenn ſie mit mir allein war, einzelne Wörtchen fallen, die auf ganz andere Anſichten und andere Pläne als auf einſames Leben mit dem verbannten Vater deuteten. Ich merkte auch bald, daß ihre Sorgen ſehr poſitiver Natur waren und eine praktiſche Seite hatten. Der Prozeß und die Gerichtsbarkeit des Landes, in dem wir lebten, waren ſo beſchaffen, daß ſie das größte Vermögen eines Angeklagten abſorbiren mußten. Das Bureau war geſchloſſen; der Advokat, dem die Sache Heideloffs übergeben worden, hatte ſchon erhebliche Summen ausgegeben, um dem Gefangenen Erleichterungen und Vergünſtigungen zu verſchaffen, hie und da Allerlei zu vertuſchen, Zeugen zum Schweigen zu bringen, hin und wieder zu beſtechen. Solcher Ausgaben ſah man kein Ende; das Vermögen war, allem Anſcheine nach, ruinirt; Adele ein armes Mädchen. Sie bat mich, über dieſe Dinge mit Jakob nicht zu ſprechen; es würde ſeine Theilnahme zu ſehr aufregen, und dann ſei er ein ſo unpraktiſcher Menſch. In der That ſchwieg ich darüber, und ſo war zwiſchen mir und Adelen ein Geheimniß und ſtand ich ihr, ohne es zu wollen, in mancher Beziehung näher und vertrauter, als der ältere Freund. Jakob benahm ſich indeſſen nicht als unpraktiſcher Menſch; im Gegentheil hatte er in ſeinen Gedanken längſt die rein wiſſen-

ſchaftliche Laufbahn aufgegeben und den Entſchluß gefaßt, ſich ſo raſch als möglich, und wo es immer ſei, als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, um eine ſolide Grundlage für einen Hausſtand zu gewinnen. Nur von dem Gedanken, für Adelen zu ſorgen, beherrſcht, und in ſeinem Eifer als ihr berechtigter Beſchützer gegen die Welt, die ſie verſtieß, aufzutreten, ſah er kein Hinderniß, das ſich einer Verbindung mit ihr entgegenſtellen könnte. Trotz ſeiner Beſcheidenheit hatte er doch nie daran gedacht, daß ihn Adele vielleicht verſchmähen könnte und daß er nicht gemacht war, um von ihr geliebt zu werden. Aber hätte er ſelbſt ähnliche Gedanken gehabt, in ſeiner Aufopferungsluſt wäre er fähig geweſen, ſich der demüthigenden Lage zu fügen und ihre Hand als ein durch ihre Erniedrigung auf ſein Niveau im Werthe herabgedrücktes Geſchenk anzunehmen.

Ich darf hier nicht zu bemerken vergeſſen, daß ich um jene Zeit Jakob ſeltener zu ſehen bekam. Wir bewohnten nicht mehr daſſelbe Haus. Als fertiger Doktor konnte er einem Freunde den Gefallen erweiſen und ihn, der eine nothwendige Reiſe zu machen hatte, im Hoſpitale, wo dieſer Freund angeſtellt war, erſetzen. Aber er mußte im Hoſpitale wohnen. So waren wir getrennt und wir fanden uns meiſt nur draußen bei Adele. Als jener Freund in die Reſidenz zurückkehrte, ging Jakob ſelbſt in die Provinz, um ſich daſelbſt um eine gewiſſe Stelle, von der er gehört hatte, mit Empfehlungen ausgerüſtet, zu bewerben.

Nun war ich mit der Verlaſſenen fortwährend allein. Die Mutter war kaum als anweſend zu betrachten. Sie ſaß den ganzen Tag in einer Sophaecke und ſah vor ſich hin. Draußen im Garten war es ſchön, der Frühling war ſchön, die Einſamkeit war ſchön, und wir waren beinahe glücklich. Leider! Leider! Wie unglücklich hat mich dieſes Glück gemacht! Adele war bezaubernd ſchön, ich war ihr Vertrauter und, wie ſie mich oft verſicherte, ihr liebſter, theuerſter Freund — und ich war zwanzig Jahre alt. Aber eben weil ich zwanzig Jahre alt war, ſprach auch der kategoriſche Imperativ mit friſcher und vernehmlicher Stimme in

mir und dieſer befahl, Adelen ſo oft als möglich an den beſſeren und treueren, an den vertrauensvollen fernen Freund zu erinnern. Das that ich denn auch mit Freuden, denn mein Herz hing an Jakob mit aufrichtigſter Liebe. Adele durchſchaute meine Abſicht, lächelte und ſtimmte mit in das Lob des Freundes und in die beſten Wünſche für ſeine Zukunft ein. Aber ein Gerücht, das bis zu ihren Ohren drang, ließ ſie eines Tages in einem andern Sinne ſprechen. Das Gerücht durchlief die Stadt und erzählte, daß Doktor Schwan mit Adele, der Tochter des infamen Heideloff, verlobt ſei; es war in Folge unſerer Beſuche in dem Landhauſe, unſeres treuen Ausharrens bei den Verlaſſenen und des Eifers, mit dem ſich Jakob zu wiederholten Malen der ſchuldloſen Glieder der Familie annahm, entſtanden. An dem Tage, da das Gerücht zu ihr drang, ſchwieg ſie zu dem Lobe, das ich zufällig in Bezug auf Jakob ausſprach. Ich ſah ſie fragend an und ſie antwortete ärgerlich und aufgeregt: „Er iſt ein unpraktiſcher Menſch, er hat keinen Takt, er bringt mich mit ſeinem Eifer, mit ſeiner Freundſchaft jetzt eben ſo in Verlegenheit, wie er uns oft in unſern Geſellſchaften durch ſeine Ungeſchicklichkeit, durch ſein kindiſches Weſen und durch unverzeihliche Einfachheit und Formloſigkeit in Verlegenheit gebracht hat."

Ich war überraſcht. „Iſt es ein ſo großes Unglück," fragte ich, „für ſeine Verlobte zu gelten?" Und ich fügte auf die zarteſte Weiſe die Bemerkung hinzu, daß es in ihrer Lage ein Glück ſei, eine ſo treue, edle, hingebende Seele ſich für immer verbunden zu wiſſen.

Aber ich hatte noch nicht ausgeredet, als ſie mir ſchon mit ſtrömenden Augen an der Bruſt lag, ſich mit beiden Armen an meine Schulter klammerte und ſchluchzend ausrief: „Daß Sie, gerade Sie mir zureden müſſen!"

Ich wollte dieſen Ausruf nicht verſtehen und ſagte, während ich ſie unwillkürlich ans Herz drückte: „Gerade ich! das iſt natürlich, denn ich kenne ihn, ich weiß ihn zu würdigen!"

Ihre Thränen floſſen heftiger; ſie lehnte den ſchönen Kopf

an meine Schulter, verbarg ihre Augen und ſtotterte: „Sie haben Recht! — und doch — Sie wiſſen es ja. — Retten Sie mich! — laſſen Sie mich es nicht ausſprechen — er iſt kein Mann — er iſt lächerlich!“

Ich verſtummte, machte ihre beiden Hände von meiner Schulter los und ſchob ſie einen Schritt weit zurück. Sie erhob ihren Kopf, ſah mir gerade in die Augen und ſagte laut und kräftig, und mit einem Ausdruck der Aufrichtigkeit, den ich noch nicht an ihr kannte: „Ich bin erniedrigt und gedemüthigt genug; ich werde mich für noch erniedrigter halten, wenn ich einen Mann heirathe, über den ich mich ſeit zwei Jahren mit allen meinen Bekannten luſtig machte!“

Ich war entrüſtet und griff unwillkürlich nach meinem Hute, der auf der Raſenbank neben mir lag; doch imponirte mir die muthige und wirklich natürliche Aufrichtigkeit und rührte mich der Ausdruck tiefſten Kummers, mit dem ſie ſich bei meiner abwehrenden Bewegung auf die Bank fallen ließ. Bald war ich wieder halb beſchwichtigt, als ſie, wie zur Selbſtanklage, die ſchönen und edlen Eigenſchaften Jakobs mit einer Wärme und Beredtſamkeit auseinanderzuſetzen anfing, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Bei ſolcher Erkenntniß,“ ſagte ich, indem ich den Hut wieder hinwarf, „kann bei einigem guten Willen ein anderes Gefühl, wenigſtens eine innige Freundſchaft, die der Liebe gleichkommt, nicht lange ausbleiben.“

„Ach,“ ſeufzte Adele, „vergeſſen Sie nicht, daß ich ein Mädchen bin — vielleicht liebe ich auch einen Andern.“

Wir ſchwiegen Beide, bis ich einen Vorwand fand, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben und endlich mich zu empfehlen.

Sonderbarer Weiſe hatte dieſe Szene dazu beigetragen, unſer Verhältniß intimer zu machen; ſie hatte mir ja den höchſten Grad des Vertrauens gezeigt. Andererſeits war durch das, was in dieſem Geſpräche angedeutet und verſchwiegen worden, zwiſchen

uns ein gewiſſer Reiz der Gefahr ausgegoſſen, der uns Beide in einer nicht unangenehmen Spannung erhielt, als ſtänden wir am Vorabend, an der Schwelle eines entſcheidenden Geſtändniſſes. Manchmal beantwortete ich mir die Frage, ob ich Adele liebe, mit einem entſcheidenden „Ja!“ Dann wälzte ich die verſchiedenſten Gedanken in meinem Kopf herüber, hinüber; unter andern auch den, daß mit Jakob ein Kompromiß zu ſchließen wäre. Er liebte Adele ſo innig, als man nur lieben kann; aber vor Allem wollte er ihr und nicht ſein Glück; eine kleine Andeutung würde bei ſeiner Aufopferungsfähigkeit vielleicht hinreichen, ihn ſelbſt ihre Hand in die meinige legen zu laſſen. Dann dachte ich wieder, mich, als das Hinderniß zu Jakobs Glücke, zu entfernen und Adele Zeit zu laſſen, bis ſie die Meinung der Menſchen verachte und über den guten Eigenſchaften Jakobs das, was ſie ſeine Lächerlichkeit nannte, vergeſſen lernte. Wäre er nur erſt zurückgekehrt! Während ſeiner Abweſenheit wurde das Band, das Adele um mich ſchlang, immer enger und es ſah bald aus, als ſollte es ein dauerndes ſein.

* *
*

Obgleich es ſpät Abends war, eilte ich doch ſofort zu Jakob ins Hoſpital, wo er noch immer wohnte, ſobald ich die erſehnte und zugleich gefürchtete Nachricht von ſeiner Rückkehr erhielt. Er erzählte mir mit Lächeln, daß aus ſeiner Anſtellung nichts geworden. Im Momente, als die Angelegenheit ſchon ſo weit war, daß er den beſten Erfolg hoffen durfte, kam in der Provinz ein Uriasbrief an, der ihn dem Grafen, der ihn anſtellen ſollte, als den Verlobten Adelens bezeichnete. Der Graf wollte mit einem Menſchen nichts zu thun haben, der mit Heideloff in irgend welcher Verbindung ſtehe. — „Dieſer Ausgang,“ ſagte Jakob, „hat mich bis zu einem gewiſſen Grade, ich geſtehe es, gefreut, als die erſte Unannehmlichkeit, die ich für Adele zu tragen habe. Ich bin ein ſchrecklich leichtſinniger Menſch!“ fügte er lächelnd hinzu. „Auch hat es mich gefreut, daß man mich den Verlobten Adelens nannte;

das klang mir wie eine Prophezeiung. Auch bin ich entſchloſſen, ihr ſo bald als möglich, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen, meinen Antrag zu machen. Dem armen Kinde wird es wohl thun, wieder, ſo zu ſagen, eine legitime Stütze zu haben."

Ich ſeufzte unwillkürlich, und ich mochte ſehr ſchmerzlich geſeufzt haben, denn Jakob ließ die Pflanzen, die er auf dem Lande geſammelt hatte und mit deren Ordnung er eben beſchäftigt war, aus der Hand fallen und wandte ſich raſch und mit einem erſchrockenen Geſichte zu mir, und ſah mir groß und fragend ins Auge. Es war, als blitzte es in ſeinem Kopfe.

„Du wirſt doch nicht —," rief er raſch und fuhr dann ſtockend fort: „in Adele verliebt ſein!?"

Ich ſuchte zu lächeln und frug zurück: „Wie kommſt du auf die ſonderbare Idee?"

„Du haſt Recht zu fragen," ſagte er dann ruhig. „Aber während meiner Abweſenheit, in einſamen Stunden auf dem Lande, auf dem Felde, meiſt während ich botaniſirte, kamen mir manche ſonderbare Ideen. Du warſt während dieſer Zeit immer und allein mit Adelen. Wer kann ihrem Zauber widerſtehen! Und dann — du — du haſt eine beſſere Erziehung erhalten als ich — du biſt ſchöner, du biſt liebenswürdiger, du haſt beſſere Formen. Adele iſt ein Mädchen und iſt in der Reſidenz aufgewachſen. Ich — ich bin ſcheußlich häßlich, ungeſchickt, eckig — ja — ja — ich weiß das ganz gut. Der Graf, der mich anſtellen ſollte, hat mir das ganz offen geſagt. Er ſagte, es ſei ſchade, daß ich nicht zugleich der Leibarzt ſeiner Frau ſein könne. Aber ſie liebe es, von ſchönen und gewandten Menſchen umgeben zu ſein, und ich ſei — wie ich eben ſagte."

Er kehrte wieder zu ſeinen Pflanzen zurück. Aber ſeine Aufmerkſamkeit war nicht mehr mit ihnen. Er verſuchte von Allerlei zu ſprechen, aber er ſprach ohne Zuſammenhang. Nach einem längeren Schweigen, während deſſen ich nachdenklich daſaß, ſagte er plötzlich vor ſich hin, als ob er einen Monolog hielte: „Wenn ich Adele verliere — werde ich mich nicht erſchießen und nicht vergiften.

Ich habe etwas zu thun in der Welt; ich habe eine arme Mutter zu ernähren. Aber ich würde ewig unglücklich ſein, ſehr unglücklich."

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich erhob mich, reichte ihm die Hand und ſagte gute Nacht.

„Gehſt du morgen zu Adelen?" fragte er mich noch auf der Treppe.

„Nein!" rief ich zurück und lief fort. Aber ich war allerdings entſchloſſen, morgen hinzugehen; Jakob ſollte um den Gang nicht wiſſen und nie erfahren, was ich mit ihr ſprechen wollte. Ich hatte meinen Entſchluß gefaßt; ich empfand jenes in zwanzigjährigen Gemüthern gerne heimiſche Gemiſch von Selbſtgefühl und Edelmuth; ich war zufrieden mit mir, ich war ſtolz; ich hatte mich zu einem Opfer, zu Entſagung emporgerafft. Ich wollte von nun an Adele meiden; ich wollte morgen für immer Abſchied von ihr nehmen und ihr bei der Gelegenheit ſagen, daß ſie die edelſte Seele, das liebevollſte Herz nicht von ſich ſtoßen ſolle. Vor Allem wollte ich, daß Jakob nicht ewig unglücklich ſei, und wollte ich den Freund nicht betrügen. Auf dieſen Entſchlüſſen entſchlief ich, wie auf einem weichen Kiſſen.

Ich machte mich ſehr früh auf den Weg, und zwar nicht nach der Wohnung Adelens, ſondern nach einem verlaſſenen, verwilderten Parke in deren Nähe. Dort, in einer langen, gewundenen Allee, mit verwilderten Hecken am Rande, ging Adele jeden Morgen ſpazieren. Sie hatte es uns Beiden zwar aufs Ausdrücklichſte unterſagt, ſie daſelbſt aufzuſuchen, aber ich hoffte, daß mich das Ungewöhnliche meiner Lage bei ihr entſchuldigen werde.

Schon der Anblick des Parkes erfüllte mich mit Traurigkeit, zugleich mit jener höheren Stimmung, die zum Abſchied von einem Glücke ſo nothwendig iſt, wenn er nicht zaghaft und weibiſch ausfallen ſoll. Die Jahrhunderte alten Bäume waren von dickem Epheu bedeckt, die Hecken wucherten überall wild, und zwiſchen ihnen ſtreckten ſich Zweige und Ranken über die Wege, die mit Gras bewachſen waren. Nur hier und da war ein Durchblick in dunkle, wirr verwachſene Winkel offen; heiter waren hier nur die

Thautropfen, die, in der Sonne glänzend, auf den Blättern hingen; selbst der Gesang der Vögel war traurig gedämpft. Adele, die mit einem Buche in der Hand, in der Allee auf- und abging, lächelte, da sie mich erblickte, als ob sie mich erwartet hätte, kam mir mit ausgestreckter Hand entgegen und machte über meine Uebertretung ihres Verbotes nur eine scherzhafte Bemerkung. „Sie kompromittiren sich und mich," sagte sie vorwurfsvoll aber sanft. Ich legte meine Hand schweigend in die ihrige, und auch sie schwieg, als sie meine peinliche Stimmung bemerkte, und beobachtete mich. So gingen wir lange stumm und Hand in Hand neben einander einher. Ich wußte nicht, wie zu beginnen, bis mich ein leiser Druck ihrer Hand aus meinem Nachdenken weckte.

„Adele," sagte ich mit zitternder Stimme und hob ihre Hand an meine Lippen, „ich komme, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie nicht mehr, oder nur sehr selten sehen werde — ich will Abschied von Ihnen nehmen."

„Abschied!" rief sie erschrocken.

„Jakob ist seit gestern zurück," stammelte ich, „er vertraute mir — er liebt Sie —"

„Adele fiel mir ins Wort: „Ich errathe Alles," rief sie, „schweigen Sie, machen Sie mich nicht unglücklich!"

Bei diesen Worten traten ihr die Thränen aus den Augen, und wie um diese zu verbergen warf sie sich an meine Brust und drückte ihre Stirne an meine Schulter, indem mich ihre Arme umklammerten. Ich zitterte vor Aufregung; ich hatte nicht die Kraft, mich loszuwinden; der Ton ihrer Stimme, ihr Schluchzen sagte es, daß ich sie in der That in ein Unglück zurückstoße; dennoch stand der Entschluß unerschüttert in mir, mich von ihr für immer zu trennen. Nie fühlte ich, wie in diesem Augenblicke, welches Opfer ich bringe, aber eben dieses Gefühl stärkte mich. Ich faßte mich, ich wurde ruhig und wollte nur abwarten, bis auch sie sich ein wenig beruhigte, um ihr dann zuzusprechen.

So standen wir Brust an Brust da, als Adele plötzlich auffuhr und ausrief: „Allmächtiger Gott! der Doktor Schwan!"

Jakob war eben um eine Ecke gebogen und ſtand ungefähr fünf Schritte von uns wie eingewurzelt; ſeine Augen, die die Gruppe vor ihm anſtarrten, ſchienen mir durch die blaue Brille wie verſteinert. Plötzlich hub er die Arme, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lief mit einer furchtbaren Schnelligkeit auf und davon. Bei ſeinem Anblicke flog mir die Erinnerung an ſeinen geſtrigen mißtrauiſchen Ausruf: „Du wirſt doch nicht in Adele verliebt ſein," und hundert andere Gedanken mit Blitzesſchnelle durch den Kopf. Was mußte er denken! was fühlen! welche furchtbaren Qualen müſſen ihn in dieſer Stunde zerreißen! Ich wollte mich von Adelen los machen, aber ſie, die nach dem überraſchten Ausruf einen halben Augenblick lang ihre Arme ſinken ließ, hatte mich aufs Neue und ſtärker gefaßt und umklammerte mich mit Heftigkeit. Mit der Hand auf ihrer Stirne drückte ich ihren Kopf von meiner Bruſt zurück, mein Blick fiel auf ihr Geſicht; mit einem Male glaubte ich in dieſen Zügen eine gewiſſe Kälte, eine gewiſſe Berechnung und Abſicht zu entdecken. Die ungeheure Aufregung, meine ſchreckliche Lage machten mich hellſehend. Dieſes berechnende, elende Geſchöpf will meine Abſicht zu Nichte machen, will mich für immer von meinem Freunde trennen, will, daß er uns Arm in Arm ſehe. Plötzlich fühlte ich, um wie viel theurer mir Jakob war, als dieſe Tochter ihres Vaters — mit einem Rucke entwand ich mich ihren Armen und ſtürzte dem Freunde nach. Obwohl dieſe ganze Szene und der Flug all' dieſer Gedanken durch mein Gehirn nur durch Sekunden dauerte, war Jakob doch ſchon fern; ich lief, als hätte ich Flügel, ich wollte ihn um jeden Preis erreichen, um ihm zu erklären, um das Mißverſtändniß zu löſen, um ihm zu ſagen, daß ich ihn nicht verrathen, — ich durchlief den ganzen Park, ich lief wieder an Adelen vorüber, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, er war verſchwunden. Athemlos ſank ich ins Gras. Sobald ich mich erholt hatte, fuhr ich in die Stadt zurück und ins Hoſpital. Jakob war nicht da. Ich wartete, er kam nicht.

Und ſo wartete ich viele, viele Tage — er kam nicht. Nach

Wochen erfuhr ich, daß ihm seine Habseligkeiten aus dem Hospital auf der Donau nach Ungarn nachgeschickt worden, und daß er irgendwo im Orient verschwunden sei.

An demselben Tage, da ich Adelen im verwilderten Parke zum letzten Male sah, erschien in ihrem Hause ein Herr v. L..g, ein Emporkömmling, der als Wucherer und Staatslieferant ein ungeheures Vermögen, Orden und den Adel gewann. Er hatte sich im verflossenen Winter in der ganzen Residenz lächerlich gemacht, indem er, obwohl bereits an fünfundfünfzig Jahre alt, auf sein Geld bauend, um Adelens Hand angehalten hatte und einen Korb bekam. Er zog sich damals, um sich vor den Epigrammen der vielen Verehrer Adelens zu retten, auf seine Güter in die Provinz zurück. Nun, da er von Adelens tiefem Falle hörte, kam er wieder und mit neuer Hoffnung. Er hatte sich dießmal nicht getäuscht. Wenige Tage nach seiner Ankunft hoben Adele und ihr Bräutigam die Mutter in den bereit stehenden vierspännigen Wagen, und die Drei brausten dem Schlosse entgegen, wo ein Dorfgeistlicher die heilige Handlung der Vermählung vollzog. Der Vater wurde um dieselbe Zeit zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe in Ketten verurtheilt.

* * *

Die lebhafte Erinnerung an diese mit meinem eigenen Leben so eng verflochtene Geschichte des Studiosus und jungen Doktors Jakob Schwan machte, daß ich die Ansichten des Rustschuker Hekim über die Frauen und deren ersten Ursprung begriff, aber auch, daß ich ihn von nun an mit größerer Trauer kommen und gehen sah, und daß die Sehnsucht, mich ihm zu entdecken und ihm Aufklärungen zu geben, immer mächtiger wurde. Dieß geschah kurz nachdem ich seiner Einladung, bei ihm in Giurgewo zu wohnen, gefolgt war, als er mich eines Tages, während einer Dämmerstunde, plötzlich nach mir selber fragte. Ich fiel ihm um den Hals, ich erzählte rasch, und er glaubte Alles, was ich ihm sagte. Wir waren die alten Freunde. Aber meine Mühe, ihn

zur Rückkehr nach Europa zu bringen, war vergebens. „Mit meinen orientaliſchen Gewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten eines alten Junggeſellen," ſagte er, „wäre ich heute noch lächerlicher als vor zwanzig Jahren. Hier bin ich begraben; keine Seele ſteht mir nahe; alſo kann mir Niemand weh thun. Lächelt man über mich," fügte er ſelbſt lächelnd hinzu, „ſo möge man lächeln!"

An der Spielbank.

Ich bin kein Spieler und vorzugsweise deßhalb nicht, weil ich fürchte, daß, wenn ich einmal anfange, ich zu leidenschaftlich spiele und dabei nicht viel einzusetzen habe; aber so oft ich in eines jener deutschen Bäder komme, die trotz aller moralischen Entrüstung des Vaterlandes und trotz der Verachtung des Auslandes mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig wäre, fortfahren, Spielbanken zu halten, ich sage, so oft ich an einen jener Orte komme, die Deutschland das Recht benehmen, über Frankreichs Mabil und Quartier Breda die Nase zu rümpfen und moralisch entrüstet zu sein, so oft verbringe ich ganze Stunden am grünen Tische. Ich spiele nicht, aber ich betrachte die Gesichter der Spielenden, die mir ganze Geschichten erzählen von dem, was während des Spieles in ihnen vorgeht, und lange scheußliche Geschichten aus ihrer Vergangenheit. So stand ich eines Tages in Homburg. Nachdem ich bereits mehrere bis zur Erstarrung unbewegliche oder in allen Fasern leise zitternde Gesichter männlichen und weiblichen Geschlechts durchgemustert, blieb mein Auge am Gesichte einer Frau haften, das offenbar bereits der Zielpunkt vieler beobachtenden Blicke geworden war. Nicht nur ruhige Beobachter meines Schlages, selbst mehrere ruhige Spieler fanden ihr Vergnügen darin, die eigenthümliche Frau in ihren Bewegungen und Worten zu beobachten, die der Art waren, daß das Lächeln des Publikums in der That gerechtfertigt

erſchien. Vor ihr, auf dem Tiſche, lag ein großer Beutel, aus deſſen klaffender Oeffnung das Geld wie aus einer Quelle hervorfloß; auf dieſem Beutel lag, während die Kugel im Kaſten lief, ihre linke Hand, die krampfhaft eine Schnupftabaksdoſe hielt, während die rechte den Rechen zum Herbeiſcharren des Goldes faßte und wie einen Scepter an der Schulter ruhen ließ. Geſicht und Geſtalt waren während dieſes Momentes unbeweglich, ſie horchte dem Rollen der Kugel, als wollte ſie daraus die gewinnende Nummer erkennen. Dann hing ſie am Munde des Croupiers, der das Reſultat verkündigte, um gleich darauf, in raſcheſter Beweglichkeit, die mit der bisherigen Starrheit unheimlich kontraſtirte, mit beiden Händen entweder den Gewinn einzuſcharren, oder in ihr Gold zu faſſen, um aufs Neue Nummern, Serien und Farben zu beſetzen. Sie that Letzteres mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit, als ob ſie ſeit lange gewußt hätte, wohin ſie jetzt ihr Gold ſetzen ſollte, ohne Ueberlegung, ohne Zaudern und doch, wie es ſchien, nach einem gewiſſen Syſtem. War ſie im Augenblicke, da der Croupier ſein „Le jeu est fait“ ſagen wollte, noch nicht fertig, ſtreckte ſie ihre linke Hand aus, wie um ihm den Mund zu ſchließen, und fuhr mit der rechten ſo raſch von Nummer zu Nummer, daß man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Während dieſer Zeit ſtieß ſie ununterbrochen einzelne Worte hervor; bald nannte ſie die Nummer, die ſie eben beſetzte, bald machte ſie eine Bemerkung über den Verluſt, den ſie eben erlitten, dann war es wieder ein Verweis für den Croupier über ſeine Eilfertigkeit, dann eine Bemerkung über die Chance des Rouge und eine Prophezeiung, daß ſich das ſogleich ändern müſſe, und ſo fort, ohne daß ſie ſich eigentlich Zeit ließ, einen einzigen Satz zu Ende zu ſprechen. Sobald der Deckel auf das Roulette gefallen war, nahm ſie eine Priſe und die vorige horchende, lauſchende, geſpannte Ruhe kehrte wieder. Aber ſie ſpielte nicht nur für ſich, ſie ſpielte für alle Anweſenden und verfolgte deren Glück oder Unglück mit demſelben Intereſſe, wie das ihrige. Sie wußte immer, wohin und was Jeder geſetzt hatte, wer

gewann oder verlor, und mancher Ungeübte, der nicht raſch genug ſeinen Gewinn zurückzog, wurde von ihr darauf aufmerkſam gemacht, meiſt in Verbindung mit einer Bemerkung über ſein Spiel. Bei all' dieſen Beſchäftigungen hatte ſie wenig Zeit, auf ihre eigene Perſon zu achten, bemerkte ſie z. B. nicht, daß ihre große Spitzenhaube ſchief auf der Seite ſaß, daß ihr dicker, ſchwarzer, mit etwas Grau gemiſchter Scheitel ſich aufgelöst hatte und wild und wirr vorn herabhing, vergaß ſie auch manche Vorſicht, die bei ihren häufigen Priſen nothwendig geweſen wäre.

Die ſpielende Dame, die ſo alle Blicke auf ſich zog, die Einen ſtaunen, die Andern lächeln machte, war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Ihr Geſicht, obwohl voll und beim Spiele ſtark, beinahe jugendlich geröthet, war voller tiefer Einſchnitte und ſtarker Erhöhungen und ſah wie eine Gegend „voll Zufälligkeiten" aus, „un terrain accidenté," wie es die Franzoſen nennen. Das Auge, obwohl es immer auf einen Gegenſtand fixirt ſchien, hatte doch etwas Irres. Bei alle dem aber konnte man Spuren großer Schönheit entdecken; die Naſe war ſtolz und imponirend, die Lippen noch immer angenehm geſchwellt, und den Augen ſah man es an, daß ſie einſt ſanft und voll Güte blicken konnten. Freilich waren die Reſte der Schönheit zur Zeit durch Haltung und Kleidung bedeutend beeinträchtigt, denn, um es kurz zu ſagen und ohne uns in weitere Beſchreibung einzulaſſen, Alles an ihr war unordentlich und ſchmutzig. Kein Theil ihrer Bekleidung ſaß ordentlich und vorn waren alle von herabfallendem Tabak bedeckt, deſſen Spuren auch auf den Fingern und dem Rücken der ſchöngeformten Hand ſichtbar waren.

Der Anblick dieſer Frau konnte den Beobachter eigentlich nur ſo lange in Anſpruch nehmen, als er neu war; nach einiger Zeit hatte er etwas Abſtoßendes und zugleich Schmerzliches. Wie gern bereit man auch ſein mag, nach modern humanen Grundſätzen, ſich Verbrechen und Laſter ſo viel als möglich zu objektiviren, ſie als nothwendige Produkte gewiſſer Entwickelungen zu betrachten und in Folge deſſen den Verbrecher oder Laſterhaften vielmehr zu

bemitleiden als zu verurtheilen, ſo bleibt der Anblick des Laſters, in der Ausübung wie in den Wirkungen, doch immer der Art, daß man ſich, trotz aller Reflexionen, am Ende doch mit mehr Abſcheu als Mitleid abwendet. Ich war des Schauſpiels müde und ſah unwillkürlich im Saale umher, um Blick und Seele bei einem anderen, erquicklichern Gegenſtande ausruhen zu laſſen. Da erblickte ich zu meiner größten Ueberraſchung, der ſpielenden Frau ſchräg gegenüber, einen alten, lieben, guten Bekannten. Es war der ruſſiſche Graf S..., derſelbe, mit dem ich durch beinahe fünf Jahre als ſein Leibarzt, und ich darf wohl, trotz der großen Verſchiedenheit des Alters ſagen, als ſein Freund den Orient und Occident bereist hatte. Seit drei Jahren hatte mich mein Schickſal von ihm getrennt und war er mir in entfernten Weltgegenden, in Innerafien und Indien vollkommen aus meinem Geſichtskreis verſchwunden. Wie freute ich mich, dem vortrefflichen Manne, dem ich Freundſchaft, Erfahrungen, Wiſſen dankte, wieder einmal die Hand drücken zu können. Kaum hatte ich ihn erblickt, als auch ſchon mein Schritt meinem Blicke folgen wollte, aber eben ſo raſch hielt mich der Ausdruck ſeines Geſichts und ſeines ganzen Weſens an der Stelle feſt.

Er ſtand an die Pfoſten der Eingangsthür gelehnt, hatte den Hut tief ins Geſicht gedrückt und ließ beide Arme ſo ſchlaff hängen, als ob er ihrem Falle folgen und bald in ſich zuſammenbrechen wollte. Auf ſeinem edlen, von weißem Haar eingefaßten Geſicht lag der Ausdruck tiefſten Grames; nur die zuſammengekniffenen Lippen bewegten ſich manchmal, um die Mundwinkel immer tiefer und ſchmerzlicher herabzuziehen. Seine Augen hingen unabwendbar und ſtarr an der ſpielenden Dame. Wenn ſie eine leidenſchaftliche, manchmal an gemeine Heftigkeit gränzende Bewegung machte, oder ein dieſer entſprechendes Wort hervorſtieß, zuckte er am ganzen Körper zuſammen. Nur einmal ſchien er den Blick von ihr abwenden zu wollen. Zwei Fremde, die neben ihm ſtanden, ſpotteten über die Art und Weiſe, wie die Dame gewonnenes Geld mit beiden Händen und laut auflachend zuſammen-

ſcharrte, und ſchienen eine höhniſche Bemerkung zu machen. Da wandte ſich der Graf raſch zu ihnen, blickte ſie mit zornigen Augen an und ſchien etwas ſagen zu wollen. Aber raſch faßte er ſich wieder, nahm ſeine vorige Stellung ein und betrachtete die Dame mit derſelben Aufmerkſamkeit wie vorhin. Wie er die Spielerin, ſo betrachtete ich ihn. Sein Geſicht verſteinerte ſich zuſehends, und ich wähnte es ſchon vollkommen gleichgültig und theilnahmlos und that eben einige Schritte, um mich ihm zu nähern, als über das kalte ſteinerne Geſicht, das immer der Spielerin zugekehrt war, zwei große Thränen langſam dem weißen Schnurrbart entgegenrollten.

Armer Graf, dachte ich — die Dame ſteht ihm gewiß ſehr nahe; ihr Anblick macht ihm Kummer — ſoll ich aber ſtören, um ihn zu zerſtreuen? Oder wird es ihm unangenehm ſein, wenn er ſich in dieſem Augenblicke beobachtet weiß? — Und ſoll ich mich fern halten?

Nach einem kleinen Zwiſchenfall, der jetzt eintrat, ſchien es mir beſſer, ihn für den Augenblick noch allein zu laſſen.

Ein junges, ſehr anmuthiges Mädchen trat an der Seite ihrer Mutter, einer eben ſo anmuthigen als würdigen Dame, an den Spieltiſch, um dieſes, den beiden Neuangekommenen offenbar noch ganz unbekannte Schauſpiel zu beobachten. Nach einiger Zeit ſagte die Tochter: „Mutter, ich will auch ſpielen.“ Die ältere Dame ſchüttelte lächelnd und abwehrend den Kopf; aber die junge ließ ſich nicht abſchrecken und bat: „Gib mir einen Louis, ich will zum Beſten des Kinderhoſpitals ſpielen.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als jene alte Spielerin, an der das Auge des Grafen mit ſo großer Theilnahme haftete, und die trotz ihrer leidenſchaftlichen Vertiefung Alles, was aufs Spiel Bezug hatte, zu ſehen und zu hören ſchien, ſich plötzlich umwandte und dem Fräulein in einem Tone ernſthafteſter Belehrung zurief: „Fürſtin, man ſpiele nie für wohlthätige Zwecke, man verliert immer! Außerdem iſt das Spiel des Teufels und nicht des lieben Gottes. Wer mit frommen Zwecken an dieſen Tiſch tritt, den

umgibt der Teufel, der hier erſter Croupier iſt; das ganze Spiel nimmt eine falſche Wendung und es iſt nicht mehr möglich, die Chance zu berechnen. Ich bitte Sie alſo, liebe Fürſtin, mit Ihren wohlthätigen Zwecken zum Herrn Pfarrer und nicht in die Spielbank zu kommen."

Die Worte klangen um ſo komiſcher, als ſie von der alten Spielerin im ernſthafteſten Tone, beinahe predigend ausgeſprochen wurden, und das ganze verſammelte Publikum brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Bei dieſem Gelächter flog glühende Röthe über das Geſicht des Grafen und ſein ganzer Körper zuckte, während die Rednerin ſich wieder ruhig und unbeirrt durch die von ihr verurſachte Heiterkeit dem Spiele zuwandte. Aber da ſie wieder mechaniſch nach der Stelle griff, wo der Beutel lag, war alles Geld verſchwunden; ihr Auge folgt der Hand, und als ſie ſah, daß Alles verſpielt war, ſprang ſie in höchſter Aufregung auf, indem ſie Worte ausſtieß, die beinahe Flüchen gleich kamen. Von ſchlechter Chance ſprechend und allerlei Nummern nennend, eilte ſie davon. Die Hälfte des Publikums folgte ihr abermals lachend, und in der That war ſie in dem Augenblicke höchſt komiſch anzuſehen. In der linken Hand Tabaksdoſe und Beutel haltend, trug ſie in der rechten den Geldrechen, den ſie in der Aufregung anſtatt des Sonnenſchirms ergriffen hatte, und ſo, immer gewinnend und über das Spiel ſprechend, lief ſie aus dem Saal in den Garten und ſuchte ſich mit dem Rechen gegen die Sonne zu ſchützen, ohne zu bemerken, daß das Volk, das ſie begleitete, über ſie und ihren Aufzug lachte. Auch der Graf folgte ihr in einiger Entfernung, aber auf ſeinem Geſichte fand ſich auch nicht die geringſte Spur der Heiterkeit, welche die Dame rings umher erregte; im Gegentheil war es von einem rührenden Gemiſch von Empörung und tiefſter Niedergeſchlagenheit bedeckt. Ich verlor ihn nicht aus den Augen und bald ſchien es mir, als wäre er keines Schrittes mehr fähig, denn überwältigt lehnte er ſich an einen Baum und ſchloß die Augen.

Jetzt näherte ich mich und faßte ſeinen Arm.

„Herr Graf," ſagte ich, „ſind Sie es wirklich? Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen."

Er ſchlug die Augen auf, und nachdem er mich eine Sekunde lang angeſtarrt, rief er plötzlich, wie aus einem Traume erwacht: „Doktor, ſind Sie es? Willkommen! Das iſt ein Freundesgeſicht zur rechten Zeit."

Dann machte er eine Bewegung, als wollte er etwas abſchütteln, ſtützte ſich auf meinen Arm und zog mich in die Tiefe des Parkes.

„— Wie geht es Ihnen?" fragte er nach einiger Zeit — „wie haben Sie die letzten Jahre verbracht? Erzählen Sie."

Ich erzählte, merkte aber wohl, daß er nicht hörte. Endlich ſagte er: „Verzeihen Sie, ich bin zerſtreut und habe Urſache, es zu ſein. Ich habe eben Schauerliches erlebt. O ihr Ideale der Jugend!" rief er und lächelte ſchmerzlich. — „Kommen Sie, Doktor, wir wollen zuſammen zu Nacht ſpeiſen und uns einbilden, daß wir wieder im Zelte liegen am Ufer des Tigris oder des Indus. Ich wollt', wir wären noch immer dort. Ich will Ihnen etwas erzählen — es iſt ein Bedürfniß zu erzählen — und ich will es ſo thun, als wären wir noch tauſend Meilen weit von hier."

So ſprechend, führte er mich in ſein Hotel, auf ſeine Stube und beſtellte das Eſſen. Er gab ſich Mühe, heiter zu ſein, fragte mich während des Mahles nach meinen ſeitherigen Schickſalen und horchte ſo aufmerkſam, als es ihm möglich war. Erſt ſehr ſpät in der Nacht, nachdem wir einige Flaſchen geleert, gewann er jene Ruhe wieder, die ich beinahe als unzerſtörbar an ihm gekannt hatte, und erinnerte er ſich des Verſprechens, mir etwas erzählen zu wollen.

„Lieber Doktor," begann er, „ich will Ihnen von Dingen ſprechen, die ich ſonſt, bei allem Vertrauen, das Sie mir immer einflößten, nie berührt habe. Gewöhnlich iſt man in weiter Ferne, in kalter Fremde eher bereit, auf Angelegenheiten zurückzukommen, die man daheim am Liebſten mit Schweigen übergeht oder in ein

Geheimniß gehüllt sieht. Es ist Einem da zu Muthe, als wäre man in einer anderen Welt und als spräche man von Abgeschiedenheiten. Ich aber habe in aller Ferne über meine Geschichte geschwiegen; vielleicht nur, um die Ruhe, die ich auf Reisen in Betrachtung der Natur gefunden, nicht durch alte Dissonanzen zu stören. Heute, da ich wieder in die Nähe von Personen kam, die mich jene Ruhe anstreben ließen, habe ich das Bedürfniß von alten Geschichten zu sprechen; vielleicht, um in meinem Gemüthe für immer mit ihnen abzuschließen. Uebrigens waren Sie mir immer ein lieber Freund und erschienen Sie mir heute, in einem sehr bittern Augenblicke, auf so providentielle Weise, daß ich mir Vorwürfe mache, so lange und so intim mit Ihnen gelebt zu haben, ohne Ihnen jemals über die wichtigste Epoche meines Daseins zu sprechen.

Ich war schon mit dreißig Jahren General und Adjutant des Kaisers. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich die rasche Beförderung mehr den Verdiensten meines Vaters als meinen eigenen, ferner meinem Namen und meinem Stande verdankte. Ich stand hoch oben auf den Höhen menschlicher Gesellschaft, bevor ich durch Erfahrung und Nachdenken über das Beschämende einer solchen Laufbahn belehrt wurde. Ich bekam das Kommando einer Provinz und ich bewohnte deren Hauptstadt, da die Regierung wünschte, daß dieser armen Stadt in den Einsamkeiten der Steppen einiges Einkommen zufließe und ich war einer der reichsten Erben des ganzen weiten Kaiserthums. Aus demselben Grunde hatte man die Civilgouverneurstelle dem überaus reichen Grafen Nikolajeff übertragen. Dieser hatte seine Stelle seit beinahe fünfzehn Jahren inne, und war auf seinen einsamen stillen Posten mit größerer Bereitwilligkeit abgegangen, als ich auf den meinigen. Er war ein Gelehrter, der die Einsamkeit und das einfache Leben liebte, der sich außerdem nach dem Tode einer geliebten Frau aus der Residenz und ihren Zerstreuungen zurückzuziehen wünschte. Mit jener Stelle war ihm Gelegenheit gegeben, seine Neigungen mit der Erfüllung seiner

Pflichten gegen den Staat in Harmonie zu bringen. Er wußte, was man von ihm erwartete: daß er einen großen Theil seines großen Einkommens der Gegend, die er verwaltete, zu Gute kommen lasse, und da es nicht in seinem Wesen war, dieß auf hergebrachte Weise zu thun und Feste zu veranstalten, benutzte er seine beiden Töchter von frühester Jugend an, um durch sie sein Geld unter die Armen der Stadt und bei Gelegenheit von Inspektionsreisen, auf denen ihn beide Kinder immer begleiteten, unter die Bedürftigen der ganzen Provinz zu bringen. In der der That wäre es schwer gewesen, liebenswürdigere Trost- und Hülfsboten aufzufinden. In der Einfachheit des Landlebens, den Neigungen und Grundsätzen des Vaters gemäß, anspruchslos aufgewachsen, war an diesen beiden in voller Schönheit erblühten Geschöpfen nichts von den Schlacken zu bemerken, welche hocharistokratischer Rahmen und großer Reichthum in den Gemüthern, besonders in weiblichen, abzusetzen pflegen. Unter Anleitung des gelehrten aber nichts weniger als pedantischen Vaters hatten die beiden Mädchen einen Schatz von Wissen gesammelt, wie es bei der oberflächlichen modernen Erziehung, die in meinem Vaterlande gang und gäbe ist, in aristokratischen Kreisen zu den höchsten Seltenheiten gehört, und hatte sich eine Empfänglichkeit für alle schönen Produkte aller Künste geoffenbart, von der man voraussetzen durfte, daß sie Leben und Erfahrung, Sehen und Hören der besten Werke zu einem hohen Grade, vielleicht bis zur selbständigen Schöpferkraft entwickeln könnten. Die glänzendere der beiden Erscheinungen war die ältere Tochter, Nastinka; in ihr vereinigte sich, was so selten vereint vorkommt, Sinnigkeit mit schlagfertigem Geiste und Poesie mit komischem Witze. Sie schrieb Verse, die in der That reizend waren und einen großen Fonds von Liebe und Leidenschaft vereinten. Bei all den Eigenschaften dachten die beiden Mädchen nicht daran, glänzen zu wollen; in ihrem etwas farblosen Leben verging ein Tag nach dem andern in größter Anspruchslosigkeit, als ob es immer so sein müßte, als ob Rang und Reichthum

nicht auf ein anderes Leben hinwieſen; und dieſe Harmloſigkeit fügte zu all den Vorzügen der beiden Mädchen noch einen neuen Reiz, einen beſonderen Duft hinzu.

Ich war kein Jüngling mehr, aber der beinahe tägliche Umgang mit ſo ausgeſtatteten jungen Mädchen konnte nicht ohne Folgen für mein Herz bleiben. Ich entſchied mich für die glänzende Naſtinka und noch den erſten Winter, den ich in der Provinzſtadt zubrachte, war ich ein verheiratheter Mann. Ich liebte meine Frau und ich gewann ſie von Tag zu Tag lieber, je mehr ich den großen Reichthum ihrer guten Eigenſchaften kennen lernte, und ich fühlte das Bedürfniß, meinen alten Freunden in der Reſidenz mein Glück zu zeigen. Die Kaiſerin hatte ihr am Hochzeitstage ihre Chiffre in Diamanten geſchickt, oder mit anderen Worten, hatte ſie zu ihrer Hofdame ernannt und es war Pflicht, zu Hofe zu gehen und für dieſe Ehre zu danken. Naſtinka zitterte vor der Idee, in der großen Welt zu erſcheinen; ich freute mich ſie ſehen zu laſſen. Ich werde, dachte ich, all dieſen Weibern des Hofes zeigen, wie ein Weib ſein ſoll. Die Ueberzeugung von der Solidität der guten, ſelbſt der blendend glänzenden Eigenſchaften meiner Frau ſtand ſo feſt in mir, daß ich nur daran dachte, wie ſie als Muſter dienen, und nicht einen Augenblick, daß ſie irgend wie durch ſchlechtes Beiſpiel oder durch große Erfolge erſchüttert werden könnte. Mit Stolz und voller Zuverſicht erſchien ich mit meinem jungen Weibe in der Reſidenz und warf mich in den ganzen Strudel der ſogenannten großen Welt. Von wie vielen jungen Männern ſie auch ſofort umringt war: der Gedanke, daß ſie jetzt Vergleiche anſtellen könnte, daß ſie zu dergleichen in der provinziellen Einſamkeit keine Gelegenheit gehabt, und daß ich vielleicht nur dieſem Umſtande mein Glück verdankte, ſtellte ſich mir nicht einmal auf die flüchtigſte Weiſe dar. Mit Wonne ſah ich mich beneidet und ſah ich in dem Neide nur eine Anerkennung ihres Werthes. Daß ſie mitten unter ihren Triumphen an weiterer Ausbildung ihrer künſtleriſchen Anlagen, ihrer Maler- und Geſangstalente arbeitete, war mir nur ein Beweis

mehr, daß ihre Liebe zum Schönen durch die Frivolitäten der Welt nicht erdrückt werden könne und meine Sicherheit, meine Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit dieser schön begründeten Natur stand fest, ja war am festesten, als man Nastinka schon allgemein als eine Löwin im gewöhnlichsten Sinne des Wortes betrachtete, als jeder Stutzer schon wußte, daß ihr Wissen und Künste Toilettgegenstände und Mittel des Erfolges waren, wie Kleider und Coiffuren aus Paris. Zwei Jahre vergingen so, und ich glaubte noch im Besitze meiner Frau zu sein, als sie schon mit allen Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der frivolen Welt gehörte, die sie umgab, und als sie längst Vergleiche angestellt hatte, die nicht zu meinen Gunsten ausfielen. Ich wollte wirklich etwas thun, was nachträglich die so früh und unverdient erworbene Stellung rechtfertige; ich machte militärische und politische Studien, ich arbeitete und gab so den unzähligen Müssiggängern Raum und Zeit, meine Frau zu beschäftigen.

Mein Benehmen fiel keinem Menschen auf. Mein Gott! ich that ja nur, was so Viele thaten: ich beschäftigte mich mit meinen ehrgeizigen Plänen und war froh, daß es Andere, daß es hundert Anbeter übernahmen, meiner Frau die Zeit zu vertreiben, und ich mußte mich noch besonders glücklich schätzen, daß sich unter diesen Anbetern ein Prinz befand, ein Prinz, der dem Throne sehr nahe stand, und sehr großen Einfluß hatte.

Lieber Doktor, erlassen Sie mir die Erzählung Alles dessen, was ich eines Tages erfuhr, als ich einem Freunde meinen Wunsch nach einem gewissen Kommando in Asien zu erkennen gab und er mir antwortete, der Prinz werde meiner Frau nichts abschlagen. Am selben Tage wurde der Prinz von mir geohrfeigt, und da ein Prinz sich nicht schlägt, fuhr ich noch selben Tags in demselben Schlitten mit meiner Frau aus der Residenz den Steppen zu. Ich war allein mit ihr und ich kutschirte selbst; ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, sie persönlich ihrem Exile und der Hölle, die ich ihr ausdachte, zuzuführen. Ich wußte noch nicht, was ich thun wollte, aber so etwas wie

die Geſchichte, auf die Dante anſpielt, ſchwebte meinen Gedanken vor. Sie erinnern ſich der Pia dei Tolomei, die ihr beleidigter Gatte in die Sümpfe der Maremmen führt, um ſie dort an den Fieberlüften zu Grunde gehen zu laſſen. Ich war um ſo grauſamer geſtimmt, als die Ueberzeugung von meinem Unglück ſo plötzlich, ſo ohne alle Vorbereitung kam.

Wir fuhren volle zwölf Tage durch ſchauerliche, winterliche Einſamkeiten dahin, durch Schneeſtürme, die uns zu begraben drohten, über gefrorene Flüſſe und Seen, durch Gegenden, die ſelbſt der Wolf nicht bevölkerte und durch andere, die nur er aufſucht. Wir ſaßen in dem kleinen Schlitten eng aneinander; unſere Ellenbogen berührten ſich, aber nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Reiſe gewechſelt, vielleicht nicht ein einziger Blick. Am dreizehnten Tage traten wir in ein altes, großes Holzgebäude, das man Schloß nannte und das ich ſeit meiner früheſten Jugend nicht wieder geſehen hatte. Es war mein Eigenthum, aber außer aller Welt, in vergeſſener Gegend liegend und zu einem Gute gehörend, das man als uneinträglich vernachläſſigte, war ich nie verſucht, hierher zurückzukehren. In meiner Erinnerung war mit dem Schloſſe ein Dorf verbunden, aber als ich mit meiner Frau daſelbſt ankam, war von dem Dorf kaum eine Spur vorhanden. Die Leibeigenen hatten den undankbaren Boden verlaſſen und waren mit Erlaubnißſcheinen in die Städte gezogen, um als Handwerker zu leben. Das Schloß ragte als ein halbverwitterter und verfaulter Würfel ſchwarz und einſam aus der unendlichen ſchneebedeckten Ebene hervor und war nur von dem alten Intendanten, der hier noch den Reſt ſeiner Tage verleben wollte und einigen leibeigenen Dienern und einer Unzahl von Wolfshunden bewohnt. Dort ſchlug ich meine Reſidenz auf.

Was ich daſelbſt wollte? Auf dieſe Frage wüßte ich noch heute keine genaue Antwort zu geben. Wollte ich meine Frau an Langeweile ſterben laſſen? wollte ich ſie nur einer Buße unterwerfen, um ſie, die ich noch immer liebte, eines Tages gereinigt und nach geſühnter Schuld wieder an mein Herz zu drücken?

Ich weiß es nicht. Bald war die eine, bald die andere Absicht in mir vorherrschend, je nachdem ich an die glücklichen mit ihr verlebten Tage oder an ihren Verrath dachte. Und Tage, Wochen, Monate vergingen und ich wußte noch immer nicht, warum ich mich mit ihr in diese Einsamkeit vergraben hatte. Ich ließ die Zeit tonlos dahinschwinden und gedankenlos die Zukunft herankommen. Die einzige Abwechslung, die ich mir gestattete, war ein Ritt auf wildem Steppenpferde; doch entfernte ich mich nie vom Schlosse, sondern zog in weiten und engen Kreisen rings umher, wie ein Wächter, der einen Schatz bewacht oder ein wildes Thier, das seine Beute niederreißt.

Die Gräfin verließ nie die ihr angewiesenen Gemächer. Sie hatte sich diese Lebensweise selbst vorgeschrieben, ohne daß ich ihr oder der Dienerschaft eine dahingehende Anweisung gegeben hatte. Sie speiste auf ihrer Stube, während ich unten im alten Speisesaal meine kurzen Mahlzeiten hielt. Die einzige Gesellschaft, die sie während dieser Zeit suchte, war die des Ortsgeistlichen eines benachbarten Dorfes, den sie einladen ließ, und der zwei- bis dreimal in der Woche kam. Ich glaubte damals, sie wollte fromm werden, aber das Ganze schien nur eine vorübergehende Grille, denn die Besuche hörten bald wieder auf. Wir sahen uns, wir sprachen uns nie. Nur eines Tages, nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte im Schlosse, der mir bald wie eine kurze Woche, bald wie eine Ewigkeit erschien, an einem Herbstnachmittage stand sie plötzlich im Hofe vor mir, sah auf den Boden und fragte mit zitternder Stimme: „Wird das noch lange dauern?"

Ich war erschüttert und unfähig, ein Wort hervorzubringen, wohl aber fühlte ich, daß mit dem ersten Blick aus meinen Augen ein Strom von Thränen hervorbrechen würde. Ich wandte mich um und floh ins Schloß zurück, konnte aber nicht umhin, ich mußte sie durchs Fenster, hinter der Jalousie versteckt, betrachten. Sie stand lange auf derselben Stelle, bis sie eine Bewegung machte, als ob sie nach reiflichem Nachdenken zu einem Entschluß gekommen wäre und raschen Schrittes in die

Wohnung zurück ging. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie ihrem elenden Daſein ein Ende machen konnte, und in höchſter Aufregung ſtürzte ich ihr nach, um ſie an mein Herz zu drücken, um mich mit ihr zu verſöhnen und ein neues, vielleicht noch glückliches Leben zu beginnen. Aber im Korridor vor ihrer Stube angekommen, hörte ich ihre Stimme: ſie ſang, ſie trillerte! — Die Stubenthür war offen; mein Auge durchflog den Raum und ich ſah mit Staunen alle Wände mit neuen Landſchaften bedeckt und in der Mitte des Zimmers eine Staffelei mit einer neuen Arbeit.

Das Alles machte mir den Eindruck der Herausforderung, der Verhöhnung. Sie hatte ſich alſo nicht einmal gelangweilt und ſie war nicht beſtraft, ich war nicht gerächt. Sie hatte die Ruhe des Schaffens und die Freuden des Vollendens, während ich, ihr Richter, in ihrer nächſten Nähe ein leeres, ruhe- und freudenloſes Leben hinſiechte. Ich fühlte mich gebrochen und jede Möglichkeit künftigen Glückes untergraben — und ſie ſang, ſie trillerte, und während ich erſtarrt vor der Thüre hielt, ſtand ſie mit dem Pinſel in der Hand, immer noch ſingend, wieder vor ihrer Arbeit, vor ihrer Freude. Nur noch einen Grad höherer Aufregung und ich wäre hingeſtürzt und hätte roh und barbariſch gegen all' dieſe Bilder gewüthet. Aber ich war ein gebildeter Menſch und Hamletiſch eilte ich in die Steppe hinaus, um über das neue Erlebniß nachzudenken.

Woher und wie hatte ſie ſich die Mittel verſchafft, um dieſe neue Welt um ſich herum aufzuführen? Woher Pinſel, Farben, Staffelei, Leinwand? Es war unter meiner Würde, bei der Dienerſchaft Erkundigungen einzuziehen, deſto lebhafter beſchäftigten mich dieſe kleinlichen Fragen ſowohl wie das Wichtigere, das mit dieſen zuſammenhing. Vor Allem erſchien mir Naſtinka als eine höchſt durchtriebene Betrügerin, da ſie ſo Vielerlei hinter meinem Rücken zu Stande bringen konnte, nach und nach aber erſchien mir die ganze Sache in einem ganz andern und verſchiedenen Lichte. Nur wenige Tage vergingen und ich konnte

an das mit Bildern bedeckte Zimmer nicht ohne Rührung denken. In ihrem Unglück hatte sie sich zur Kunst geflüchtet und das Schöne gerettet. Durch beinahe zwei Jahre war sie in voller Einsamkeit nur mit künstlerischem Schaffen beschäftigt, führte sie ein Leben, das von dem Residenzleben so unendlich verschieden war. Es muß ihr sein, als läge ein Jahrhundert zwischen jetzt und der Zeit, da sie mich und sich selbst vergaß; es muß ihr scheinen, als wäre sie nicht dieselbe Person, die sich an meiner Liebe so schwer vergangen; sie begreift jetzt selber nicht, wie sie sich den Frivolitäten des Lebens hat so hingeben können, da sie dessen tiefere Freuden kennen lernte, denn was gibt tiefere Freuden und mehr veredelnde, als Schaffen und Hervorbringen des Schönen? Hat sie durch die lange Haft nicht ihre Schuld gesühnt? Ist sie durch ein solches Leben nicht geläutert und gereinigt? Gewiß, sie fühlt, daß sie es ist und daß nach Gerechtigkeit ihre Strafe ein Ende haben müsse und das hat ihr den Muth gegeben, jene Frage, ob dieß Leben noch lange dauern solle? an mich zu richten. Mag die Welt sich ewig eines begangenen Fehlers erinnern, der Einzelne soll nicht nur verzeihen, er soll auch vergessen. Ja, ich wollte stark genug werden, um einer auf vollkommenes Vergessen ruhenden Vergebung fähig zu sein. Der Entschluß that mir wohl, stimmte mich milder und erfüllte mich mit einer Art glücklichen Gefühles, wie ich es lange nicht gekannt hatte. Einzelne Erinnerungen, einzelne Ueberreste bitterer Empfindung, die ich von Zeit zu Zeit noch in mir verspürte, wollte ich erst ganz verwischt haben, dann zu ihr eilen und mich aufs Neue mit ihr vermählen. Ich fühlte, daß ich es mit der ganzen Innigkeit eines liebenden Bräutigams thun werde, mit eben solcher Innigkeit und Aufrichtigkeit wie jener gekränkte Ehemann in der altenglischen Tragödie von Thomas Heywood sich aufs Neue mit seinem Weibe auf dem Todtenbette vermählt, auf das sie, von seiner Güte zu Tode gedemüthigt, gesunken war. Der Geburtstag meiner Frau war nahe; an diesem Tage wollte ich sie und mich dem Leben und dem Glücke wiedergeben.

Der Tag brach an. Mit der erſten Frühe ſtand ich an ihrer Thüre und — mein Gott! — mit welchem Gefühle, in welcher ſeligen Aufregung. Ich glaube, daß ich nie ſo glücklich war, ſo tief durchdrungen glücklich, wie in jenem Momente, welchem ſofort die furchtbarſte Enttäuſchung folgen ſollte. Ich trat ein, ſie war fort. Sie war nicht in der Stube, nicht im Hauſe, nicht im Garten, ſie war entflohen.

Ich habe ſie nicht verfolgt.

Kurz darauf begannen meine Wanderungen über die Erde, auf denen ich Sie kennen lernte, und die Sie zum Theil mit mir machten. Was die Gräfin betrifft, ſo erfuhr ich denn von Landsleuten, die mich nicht kannten und die mit mir von ihren Abenteuern ſprachen, daß ſie allein zu Pferde die unendlichen Steppen und Wüſteneien durcheilte unter allerlei Drangſalen und Entbehrungen, bis ſie nach beinahe einem Monat und unzähligen Erlebniſſen in Petersburg ankam. Sie beſchrieb ſpäter dieſe Flucht, die meinen Landsleuten um ſo intereſſanter erſchien, als die Beſchreibung in franzöſiſcher Sprache und in einer Pariſer Revue erſchien. Dieß war genug, um ſie zu einer Heldin zu machen und ihr, wenn auch außerhalb der Geſellſchaft, eine gewiſſe Stellung zu verſchaffen. Sie war das Ziel der Neugierde geworden und bald der Mittelpunkt eines großen Männerkreiſes, in dem ſich Viele fanden, die ſich gerne zu ihren Rittern aufwarfen. Unter dieſen begünſtigte ſie einen Franzoſen, der unter dem Vorwande legitimiſtiſcher Treue nach der Julirevolution an den Hof Rußlands kam, um ſein Glück zu machen. Er erwartete vom Kaiſer Nikolaus irgend eine glänzende Stellung; bis dieſe kam, beſchäftigte er ſich mit Plänen zur Eroberung und gänzlichen Unterwerfung des Kaukaſus, faßte dahingehende Memoiren ab und überreichte dieſe dem Kaiſer und den Miniſtern. Zu gleicher Zeit trieb er ſich durch alle Geſellſchaften und ſpielte ſehr hoch, ohne daß man hätte beſtimmen können, woher er die Fonds zu dieſem Leben auftrieb, da er nicht immer gewann und ſein Vermögen, wie er ſagte, durch die Julirevolution zu Grunde

gegangen war. Aber er war eine glänzende und ſchöne Erſcheinung, geiſtreich, was man in der Geſellſchaft ſo nennt, und ein vollendeter Weltmann. Da er der begünſtigte Ritter der Gräfin war, hatte er bei ihrer zweideutigen Stellung bald Gelegenheit, für ſie einzutreten und ſich für ſie zu ſchlagen. Dieß benutzte man bei Hofe, wo er längſt läſtig geworden war, um ſich ſeiner zu entledigen und ihn aus dem Lande zu ſchicken. Er duldete für die Gräfin und es ſchien ihr nur natürlich, ihm ins Ausland zu folgen.

Mit dieſem Manne durchreiste die Gräfin Deutſchland, Frankreich, Italien. Ueber das Leben, das ſie während dieſer Zeit führte, weiß ich nur wenig; ich habe mich ſelten danach erkundigt; ich weiß nur, daß ſie ſich nach Jahren, nachdem er ſie um ihr halbes Vermögen gebracht, von ihm trennte und daß ſie ſeitdem allein von einer Spielbank Deutſchlands zur andern reiste. Am grünen Tiſche fand ſie ihren ehemaligen Begleiter manchmal wieder, denn ſeit er nicht mehr über ihr Vermögen verfügen konnte, hatte er ſich ganz auf das Spiel, als auf einen Erwerb geworfen und iſt endlich Croupier geworden. Der Mann mit grauem, feinem Backenbart, den Sie heute die Bank halten ſahen und der es mit ſo großer Würde thut, iſt kein Anderer als der ehemalige Ritter meiner Frau, der Vicomte de S . . ., der in Petersburg eine Rolle ſpielte und hunderte von Damenherzen gewann. Wohin es mit meiner Frau gekommen, was aus ihr geworden, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Sie haben ſie heute am Spieltiſch geſehen. Ich ſah ſie ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren zum erſten Male wieder — und wie! in welchem Zuſtande! nach welcher Veränderung! Jetzt begreifen Sie die Aufregung, in der Sie mich gefunden haben.

Nun aber will ich den Kellner rufen und ihm ſagen, daß er meinen Namen nicht in die Kurliſte ſetze. Mit dem früheſten Morgen reiſe ich wieder ab. Ich gehe nach Aegypten und Nubien. Wollen Sie mich wieder begleiten, ſollen Sie willkommen ſein.

Zwanzig Millionen.

Erſtes Kapitel.

In den Kunſtausſtellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das ſchlechteſte und mindeſt gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Paſtelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rückſicht auf die Verfertiger derſelben aufgehängt ſind. Die mit der Topographie der Ausſtellung vertrauten Beſucher gehen gewöhnlich an dieſem Gemache vorbei, nachdem ſie es einmal beſucht, oder kehren nur dahin zurück, um ſchlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebſten aber ſchleichen an dieſem Gemache die Künſtler ſelbſt vorbei, deren Werke dort ausgeſtellt ſind; das Gemach iſt gewiſſermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, iſt, wenigſtens für dieſes Jahr der Ausſtellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die ſchlechteſten Bilder gehängt. Dieſes Zimmer heißt in der Kunſtſprache, oder wenigſtens in der Atelierſprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine ſolche Speckkammer beſitzen wir, — mögen mir die Anatomen verzeihen und die Pſychologen es mir bezeugen — eine ſolche Speckkammer beſitzen wir alle in unſern Herzen, Alle — ich, der ich dieſe Geſchichte ſchreibe, du, Leſer, der ſie lieſt und alle Diejenigen, die ſie nicht leſen. In den vorderſten Kammern, die wir Jedermann zur Schau ſtellen, und durch die wir in den glücklichſten Stunden am Liebſten luſtwandeln, hängen die ſchönſten Bilder der Erinnerung, Portraits, hiſtoriſche

Bilder, Stilleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müſſen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwiſchen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer beſitzt. Wenn er klug iſt, zeigt er ſie, und er kann ſicher ſein, daß er ſie Einem zeigt, der ebenfalls eine beſitzt. Welcher Menſch hatte nicht ſchwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Menſch, der heute eine ſehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines ſehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloſes Leben hinter mir habe, und man wird letzteren Umſtand beſonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hinderniſſen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die beſten Stücke des Charakters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und ſonderbarer Weiſe danke ich das häßliche Bild in dieſer Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie iſt die erſte Urſache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundſätze widerſprachen, daß ich an mir ſelbſt einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Anſicht der guten Frau beſaß ich ſchon mit meinem zwanzigſten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menſchen machen kann, eine einnehmende Erſcheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geiſt, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenſchaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttauſend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes ſeien, ſie wußte es, daß es auch ein ſehr idylliſches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da ſie ſelbſt ein ſolches an der Seite meines Vaters durch

ungefähr zwanzig Jahre genossen und sich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünscht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als sie selbst kennen gelernt? und sie dachte, besser ist besser und sicherer ist sicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, selbst mit großer Rente ein idyllisches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld ist eine so gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß sich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenschaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenschaften noch die ersten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war sie erstaunt, daß ihre Hoffnungen sich nicht schon verwirklichten. In dem kleinen Landstädtchen, in welchem sie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete sie jeden Posttag einen Brief, der den Poststempel der Universitätsstadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünsche verkündigte.

Sonderbarerweise sollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie sie die gute Mutter in der Einsamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Universitätsstadt, welche zugleich ein großer literarischer Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem historischen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem ersten Buche bereits erworben, befestigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück soliden Brodes, ich meine eine Professur, einbringen sollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen saß, bringt mir mein Dienstmädchen ein kleines Briefchen, das so lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umstände, auf einen Löffel Suppe. Wir haben einen lieben Gast, eine Freundin meiner Tante,

Fräulein Zelinde Heil, eine ſehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel geſehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — ſehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen ſagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendſte Weiſe. Wir eſſen heute um zwei Uhr. Alſo auf baldiges Wiederſehen

6. September.

Clara Michelſen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelſen lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte alſo nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erſcheinen wie ich wollte; außerdem handelte es ſich ja um eine improviſirte Einladung aufs Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Klaſſe der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menſchen zu gehen, nicht erſt von Monate altem Bücherſtaub zu reinigen und Kleider hervorzuſuchen, die nur für Beſuche bei Regierungsräthen und Miniſtern beſtimmt ſind.

Im Landhauſe der Hofräthin Michelſen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthſelhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Perſon prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebſt der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes beſagte Fräulein Zelinde verſammelt. Dieſe gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Geſicht war voll Wohlwollen für alle Welt, beſonders, wie es ſchien, für die Jugend, die ſie nicht haßte, weil ſie nicht mehr zu ihr gehörte; ſie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erſter Bekanntſchaft immer überraſchen, weil ſie alle Vorſtellungen, die man einer alten Jungfer entgegen beweist, auf das An-

genehmſte Lügen ſtrafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuſchung, deſto raſcher und deſto lieber mit Freundſchaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war ſie eben in ein Geſpräch verwickelt, aber ſie brach es ſofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; ſpäter bemerkte ich, daß ſie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern ſprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tiſche ging, ſtreifte die Hofräthin an mir vorbei und flüſterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!“ — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweiſungen der Frauen vom Hauſe nachzukommen pflegt, welche bei ſolchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmſten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tiſchnachbarin, war ſehr geſprächig; aber ich fühlte ſehr wohl, daß ſie es nicht mit altjüngferlicher Geſchwätzigkeit war, oder um Wiſſen und Geiſt auszukramen; es war ihre offenbare Abſicht, nur mich mittheilſam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu dieſem Zwecke ſchlug ſie die verſchiedenſten Saiten an, und ſprach ſie unter Anderem auch von meinem Buche, das ſie kannte und fragte ſie nach den Arbeiten, die mich eben beſchäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weiſe der guten Dame, wie das Intereſſe, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberſchielte, ſagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günſtiges ſtecken müſſe.

„Ihr Name,“ ſagte Fräulein Zelinde, an das Geſpräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt geweſen. Die Baroneſſen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den ſchönen Stunden erzählt, die ſie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —“

„Die Baroneſſen Friedensborg?“ fragte ich erſtaunt.

„Gewiß,“ beſtätigte Fräulein Zelinde, „ſie haben Sie nicht vergeſſen.“

„Mich — nicht vergeſſen?“ fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum ſein. Mein Fräulein, Sie verwechſeln mich wohl mit Jemand anderm?“

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?“

„Ganz richtig.“

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreiſe gemacht und zwar an Bord des Rubens?“

„Eben ſo richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntſchaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Meſſer und Gabel fallen und machte ein Geſicht wie ein Menſch, der eben eine große Täuſchung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen ſieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich beſagter Baroneſſen hätte erinnern können, und dieß um ſo mehr, als die gute Dame nicht nur ſchmerzlich getäuſcht, ſondern ſogar beleidigt ſchien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren dieſe Baroneſſen von Friedensborg?“

„Aus Kopenhagen!“ ſagte Fräulein Zelinde und ſah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, „à la bonne heure!“

Auf dieſen Ausruf wandte ſich die gute Dame wieder mit einem Blicke friſcher Hoffnung zu mir: „Alſo Sie erinnern ſich? Sie hatten nur den Namen vergeſſen?“ fragte ſie haſtig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopenhagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, ſehr feinen weißen Haaren.“

„Das iſt der Vater, Baron von Friedensborg!“

„Ja,“ ſagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und ohne laut ſprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?“

„Ein ſehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!“ fiel mir Fräulein Zelinde ins Wort, ſehr gedrückt und ſehr raſch,

wie um mich zurecht zu weiſen und die beleidigende Bezeichnung mit lebenden Ausdrücken zu decken.

„O mein Fräulein, mißverſtehen Sie mich nicht; ich wollte mit dem Wort nichts Beleidigendes ſagen. Herr von Friedensborg hat den Ausdruck ſelbſt von ſich gebraucht; das fiel mir damals auf als ein intereſſanter Charakterzug, und kam mir daher zuerſt ins Gedächtniß und auf die Zunge. Auch will ich damit nichts Böſes bezeichnen. Ich kenne ſehr gut die Fehler und Lächerlichkeiten der Parvenus, aber ich finde ſie meiſt nur in der zweiten Generation, in den Kindern der Parvenus; dieſe ſelbſt flößen mir meiſtens einen gewiſſen Reſpekt ein. Man kann ſicher ſein, daß ein Mann, der aus dem Nichts ein Vermögen ſchafft, ein Mann von Geiſt, von Charakter und Ausdauer und von unendlichen Hülfsmitteln ſein muß, und wenn unter dieſen Hülfsmitteln keine niedrigen ſind, verdient ein ſolcher Mann alle Achtung, unter Umſtänden ſelbſt unſere Bewunderung."

„Ein ſolcher Mann iſt der Baron Friedensborg," verſicherte Fräulein Zelinde.

„Als ein ſolcher erſchien er auch mir; ich bewunderte ſeinen Verſtand, ſeinen geſunden und geraden Sinn; ich war erſtaunt über die Maſſe von Erfahrungen, die ſich in dieſem Kopfe geſammelt, und die merkwürdige Einfachheit des ganzen Weſens, das er ſich bei einem in den verſchiedenſten Verhältniſſen bewegten Leben zu bewahren wußte. Was mir aber an dem Manne am meiſten gefiel, war ſeine Freude an jedem Fortſchritte, eine Freude, die wenige Menſchen in ſeinem Alter zu empfinden vermögen, und endlich ſeine Achtung für Bildung und Wiſſen."

Das Geſicht der ältlichen Dame heiterte ſich während dieſer meiner Rede wieder auf.

„Sie haben den alten Herrn verſtanden," ſagte ſie befriedigt; „wie Sie ihn hier ſchildern, ſo iſt er in der That, und gerne ſieht man bei ihm über manche Eigenſchaft des Parvenus hinweg, ja man vergißt ſie endlich gänzlich ſeiner wahrhaft großen Tugenden wegen; ja, was mehr iſt, man vergißt bei ihm, daß er vielleicht

hundertmal Millionär ist. Ich lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er ist mein edler Freund, und seine Familie trachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baronessen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Ursache habe, auf sie stolz zu sein."

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Kompliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfschiffe von einer zahlreichen Dienerschaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben gewesen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen stehen, während Sie sich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder kompromittirt. Vielleicht hätten sie Ihre Aufmerksamkeit wenigstens als eine Seltenheit auf sich gezogen, wenn Sie, Herr Doktor, gewußt hätten, daß jedes dieser Mädchen wenigstens zwanzig Millionen mitbekommt, denn solche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Gesichte."

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiste damals den Rhein, um römische Alterthümer aufzusuchen, und diese nahmen mein ganzes Interesse in Anspruch, den Rest des Interesses, dessen ich noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder gewesen, und der sich doch so warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde schien von dieser Antwort sehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Gesichtes nahm ich wahr, daß ich etwas gesagt hatte, was ihr wichtig war. Sie versank in Nachdenken, aus dem sie erst erwachte, als die Stühle zurückgeschoben worden und man sich vom Tische erhob. Nachdem ich sie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo sich ihr einige Verwandte des Hauses näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die sich in die Ecke an den Kaffeetisch gestellt hatte, und fragte mich mit leiser Stimme: „Hat sie Ihnen etwas gesagt?"

„Wer?“ fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tischnachbarin.“

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Gesicht — ich verstehe Sie nicht.“

„Sie hat Ihnen also nichts gesagt,“ murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen.“

„Sehr möglich,“ sagte ich, gleichgültig die Achsel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einschenkend, meinen Leichtsinn. „Es handelt sich um nichts Kleines — es handelt sich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komischem Entsetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeschenken einhalten mußte, um ihren Tisch nicht zu besprengen, da sie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und scherzen Sie nicht, wo es sich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt sein, daß mich alle Damen meiner Bekanntschaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenschaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich so wenig kennen, um zu glauben, daß eine solche Art der Verheirathung, dieses Partiemachen bei mir angebracht sei, das, ich gestehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir sprechen noch davon.“

Sie nahm eine Tasse Kaffee und brachte sie selbst dem alten Fräulein, mit dem sie rasch einige Worte wechselte. Als sie sich ihr ab und mir zuwandte, sah sie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verstand. Ich war doch, ihrem Wunsche gemäß, gegen das Fräulein so liebenswürdig gewesen, als es mir möglich war. Aber ich verstand sie halb und halb, als sie mir im Vorbeigehen sagte: „Sie sind ein ungeschickter Mensch.

Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man ſogar erobert hat! Iſt das je vorgekommen?"

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthſelhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigſtens zu dämmern. Es war zwiſchen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen ſollte. Eine derſelben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke ſchmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für ſich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an dieſe ſchöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich ſah ſie vor mir, wie ſie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer ſolchen Heirath ſelig, überſelig lächelte und dieſes Lächeln trat auf meine eigenen Lippen. Ihr Traum verwirklichte ſich auf eine mehr als glänzende Weiſe! Ich hatte in der That einen von Glück geſättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüſtern ſollte, ließ nicht lange auf ſich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte iſt wohl ein Scheuſal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Dieſe alte Jungfer reist, um irgend einen armen Teufel auszuſpähen, der ein ſolches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht ſo wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufſuchung eines Bräutigams reiſen zu laſſen? Zwanzig Millionen haben faſt genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Ich war entrüſtet und am tiefſten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wiſſen ſollte, daß ich mich nicht ſo verkaufe. Ich eiferte mit ihr und ſagte höhniſch: „Die mir Zugedachte ſchielt, iſt blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?"

Die Hofräthin verſtand mich ſchnell, ſtand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und ſagte leiſe, aber mit Nachdruck: „Sie iſt keine große Schönheit, aber ſie iſt hübſch, wohlgebildet,

ſehr unterrichtet, ſehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!"

Dann ſetzte ſie ſich wieder, ſprach mit Einem ihrer Gäſte und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungeſtört zu ſein, zog ich mich in eine Fenſterniſche zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Geſellſchaft getrennt war. In dieſer Einſamkeit ſah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Sekunden, in einem prächtigen Landhauſe — ein Landhaus ſchien mir von jeher der wünſchenswertheſte Beſitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieſes Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf dieſen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte ſaß ich ſelbſt, angeblickt von marmornen Büſten, die auf den Bücherſchränken ſtanden. Hart an der Bibliothek — ich ſah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätenkabinet, ein wahres Muſeum, voll von griechiſchen, römiſchen, etruskiſchen, ägyptiſchen, ja aſſyriſchen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauſes wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hauſe, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich ſah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt. Die gute Luft meines Landhauſes, am Ufer des Sees oder großen Stromes und der Anblick meines Wohlſtandes thaten ihr ſichtlich wohl. Dann war ich wieder fern von meinem Landhauſe; ich war auf Reiſen, in Italien, in Griechenland, in Kleinaſien und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt vergebens geſehnt hatte, auf allen Punkten, die mich hiſtoriſch intereſſirten oder deren Autopſie mich in meinen Arbeiten fördern konnte, indem ſie mir Volkscharaktere, Thaten und Ereigniſſe lebendiger vergegenwärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das Glück, all' dieſe Erfüllung meiner Wünſche verdankte, war in dieſen ſchönen Träumen nicht die geringſte Rolle zugedacht. Ich ſah ſie nicht im Landhauſe, ſie ſaß nicht neben mir im Reiſewagen, ſie ritt

nicht an meiner Seite über das Schlachtfeld von Marathon. Wie ſollte ſie auch? Ich kannte ſie ja nicht; ich wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, ob mein Glück ihr Glück ſei. Ich verglich dieſes mein vereinſamtes Leben, das ich ſo eben im Traume durchgemacht, gerade ſo, als ob ich noch Junggeſelle wäre, mit dem Ideale, das ich mir ſonſt von der Ehe gemacht, dieſe mir gleichgültige Perſon, deren Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener geliebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit der ich Alles genoß, die ſich in mich hineinlebte, meinen Sekretär machte, ſich an den ſchönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Kap Kolonne-Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verluſt einer ſo koſtbaren Frau aufs Schmerzlichſte und — ich kam mir ſelbſt höchſt erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieſer projektirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen ſchlechten Menſchen in mir, und war eben im Begriffe, mir dieſen ſchlechten Menſchen aufs Lebhafteſte auszumalen, als die Hofräthin kam, ſich über meine Zurückgezogenheit und Verſenkung in mich ſelbſt luſtig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Geſellſchaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Kapitel.

Als ich ſpät am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gaſthaus begleitet hatte, fühlte ich mich ſo aufgeregt und von mir ſo neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der ſich meine Bekannten, meiſt Dozenten, zu verſammeln pflegten. Unter dieſen fand ich dort einen Freund, einen Dozenten der Chemie, der, nebenbei geſagt, ſeit Jahren ſich mit einer Geſchichte

der Alchymie beſchäftigte, ſich im Laufe der Zeit in ſeinen Gegenſtand ſo vertiefte, daß er ſelbſt Alchymiſt wurde, an die Kunſt glaubte, den Stein der Weiſen ſuchte, ſich zu dieſem Zwecke auf Reiſen begab, auf Reiſen und in Experimenten ſein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieſer Freund, der, wie man ſieht, ſich als Phantaſt enthüllte und ſich ins Verderben ſtürzte, galt damals in unſerm ganzen Kreiſe und bei Allen, die ihn kannten, für einen ſehr praktiſchen Mann, und vor Allem für einen höchſt vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantaſten und Theoretiker, hielt er ſich ſelbſt dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuſchung und Träumerei ſicher ſei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geſchäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Poſitive," „Reale" aus jeder Schaale herauszuſchälen wiſſe. Mit dieſem Freunde zog ich mich in einen ſtillen Winkel der räucherigen Stube zurück und ſetzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um ſeinen praktiſchen Rath.

„Greif zu," rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „du wäreſt ein Narr, ein Phantaſt, wenn du es nicht thäteſt und irgend welche theoretiſche Bedenklichkeiten in dir aufkommen ließeſt. Zum Teufel alle dieſe Theorieen, welche die modernen ſchönen Seelen ausbrüteten!"

Dann, als ob er ſich der Leidenſchaftlichkeit ſchämte, mit der er dieſe Worte ausſtieß, ſtellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Naſe und ſagte im ruhigſten Tone: „Sieh, mein Freund, du treibſt Archäologie und Geſchichte. Noch ſchwankſt du zwiſchen Beiden, aber ich prophezeie dir, daß du, wenn du erſt etwas älter und praktiſcher geworden, dich für die poſitivere Geſchichte entſcheiden wirſt. Nun kann man heute unmöglich Geſchichte ſchreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man ſaugt ſich heute nicht mehr die Geſchichte aus den Fingern. Man muß reiſen können, man muß ſich in den verſchiedenſten Hauptſtädten der Bibliotheken und Archive wegen

aufhalten, man muß die Schauplätze ſehen und Sekretäre und Kopiſten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor ſich haben, um zu ſammeln und das Geſammelte zu verarbeiten. Kannſt du das Alles ohne Renten? Nichts kannſt du ohne Geld, nicht einmal ſchön ſchreiben, denn man ſchreibt nur ſchön, wenn man mit Ruhe ſchreibt, wenn man Zeit hat, ſein Manuſkript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man ſagt, daß man dem Style den Charakter des Schriftſtellers anſieht: ich ſage, daß man dem Style die Renten anſieht. Renten, mein Freund, Renten! du haſt offenbar Talent, aber nichts wirſt du leiſten ohne Renten. Es iſt deine Pflicht, dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leiſten, alſo iſt es deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn du ſie nicht haſt, dir ſolche zu verſchaffen."

So ſprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine ſentimentalen Skrupel auszutreiben und er brachte es wenigſtens dahin, daß ich mir ſagte, alle praktiſchen Menſchen müßten eine Heirath, wie die projektirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewieſen, ob die praktiſchen Menſchen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Univerſitätsſtadt und ich machte ihren Cicerone, da ſie die Hofräthin in meiner Gegenwart verſicherte, daß ich es mit beſonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unſerer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war ſo jung von Herzen, ſo theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewiſſen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Kamerad, der auch einen Scherz verſtand und nicht im Geringſten prüde. Eine Entdeckung aber machte ſie mir beſonders lieb und erklärte mir zugleich — abgeſehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der ſie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir ſchon Stadt und Vorſtädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unſerer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu ſehen war, ſpazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortſetzung durch die Einſamkeit der alten Lindenbäume der Philoſophenweg heißt. Fräulein Zelinde ſetzte ſich auf eine der Raſenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als ſie, und zwar vielleicht zum ſechsten Male ſeit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem ſeligen Vater zu ſprechen und mich zu verſichern begann, daß ſie ihn ſehr wohl gekannt habe. Ich ſah ſie etwas erſtaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſtets auf dieſelben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich ſogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf dieſe Bemerkungen nur mit einem ſtereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war dießmal ausführlicher, und als ob ſie fühlte, was ich über dieſe Art denken müſſe, ſagte ſie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er ſpielte eine große Rolle in meiner Jugend!“ dann ſchwieg ſie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl ſagen in meinem Leben!“

Ich ahnte, was kommen ſollte, ob ſie es nun ausſprach oder verſchwieg. Aber ſie verſchwieg es nicht: „Lieber Doktor,“ ſagte ſie, „ein halbes Jahrhundert iſt über mich dahingegangen, und mehr als ein ganzes Jahrhundert ſcheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geſchwärmt habe — warum ſoll ich es heute und dem Sohne nicht ſagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?“

Bei dieſen Worten lächelte ſie ſich eine Jugend ins Geſicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann,“ ſagte ſie dann etwas leiſer und mit einer Verſchämtheit, die für die Jugend und Reinheit dieſes alten Herzens zeugte, „und man darf ſtolz darauf ſein, ihn

geliebt zu haben. Ich habe ſeines Gleichen nicht wieder geſehen!"

Sie ſah in dieſem Augenblicke ſo rührend aus, eine ſo milde Sehnſucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch ſo viele treue Liebe, daß ich ſie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und ſtand auf, um den Spaziergang fortzuſetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart geſprochen, ſie beſchrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er ſich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; ſie hatte die kleinſte Einzelheit nicht vergeſſen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, ſtand lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich ſo oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beiſpiels eines ſolchen Vaters entbehrt zu haben. Dieſes Gefühl, ſowie das Geſtändniß des alten Fräuleins, ſtellte im Laufe einer Stunde zwiſchen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir ſprachen bald wie zwei Anverwandte zuſammen, und waren fähig, einander Alles zu ſagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war ſchon ſpät und ich machte Anſtalten zum Aufbruch, als ſie mich an der Hand nahm und noch einmal aufs Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen laſſen, lieber Freund," ſagte ſie, ohne über ein Etwas, das zwiſchen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, geſprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweiſen Zwecke meiner Reiſe mehr verrathen, als ich Anfangs gewünſcht hätte; ſie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müſſen, damit Sie nur Ihre guten Eigenſchaften vor mir glänzen laſſen. Indeſſen bin ich über dieſen Verrath nicht böſe, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie ſich trotzdem zu keiner

Heuchelei verleiten ließen, und ich den Muth gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu sein, ohne die geringste Angst, eine mir sehr liebe Person vor Ihnen bloßzustellen."

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang schwieg, als ob sie sich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie sich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir vorbereitete; es war mir, als rückte eine Entscheidung, oder wenigstens das Vorspiel zu einer Entscheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als sie so begann: „Ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß meine Stellung im Hause des Barons Friedensborg die intimste, die vertrauteste ist. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war stets und von frühester Jugend an die innigste Freundin der Frau von Friedensborg, die aus derselben Stadt stammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältnisse einen so glänzenden Aufschwung nahmen und ihre Familie sich vermehrte, lud sie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu sein. Ich folgte dieser Einladung mit größter Freude; entschlossen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Gesellschaft der liebsten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz meinem Entschlusse immer sehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungfernleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche diese Gemeinschaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensborg, von seinen Verhältnissen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie beinahe unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang nicht durch die Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen und erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von Friedensborg wuchs in wunderbarer Weise; wir aber wären bei einem kleinen Bruchtheil dieses Vermögens eben so glücklich gewesen. Ein

Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekoſtet, und zwar ein namhaftes Parvenuopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteſte der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geiſtvolles Geſchöpf, konnte ſich, trotz allem Geiſt und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; ſie wollte in der ariſtokratiſchen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüſſel beſitzt, einheimiſch werden; ſie wollte wirklich ſein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Ariſtokratin; ſie wollte glänzen und heirathete zu dieſem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerkſteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die ſolchen Ehen immer bevorſtehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hauſe ſuchte. Zum Glücke tröſtete ſich die Gräfin über ihre Täuſchungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen ſie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Penſion ſeines Schwiegervaters lebend, ſeine Zeit in Paris und in den deutſchen Bädern verbringt. Sie werden ſolche Verhältniſſe ſchon kennen gelernt haben und erlaſſen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung iſt für die Familie nicht verloren und nichts ſteht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Paſſionen ein treffliches Weib zur Vernachläſſigung und ein koloſſales Vermögen zur Verſchwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter ſind feſt entſchloſſen, nur ſolche Männer zu wählen, welche die Bürgſchaft des Glückes nur in Bildung und Charakter bieten. Sie haben ſelbſt etwas Rechtes gelernt, ſie wiſſen vor Allem Geiſt und Talent zu ſchätzen; der Name, den ſich der Mann ſelbſt mit Talent in Kunſt oder Wiſſenſchaft erworben oder erwerben kann, iſt ihnen mehr werth, als der glänzendſte angeborne Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; ſeine ächt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; ſein offener Sinn ſchätzt das Wiſſen, das er ſich ſelbſt in ſeiner Jugend nicht hatte erwerben können, und

Reichthümer braucht er bei seinem Schwiegersohne nicht zu suchen, da schon der Theil seines Vermögens, den er jeder seiner Töchter mitgibt, an sich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieser Auseinandersetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt sein."

Gerade dieses letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu sagen und schwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will sehr kurz sein, und ich glaube Ihnen nur ein Kompliment zu machen, wenn ich ohne Umschweife mit der Thüre ins Haus falle: Sie wären ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überrascht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin sagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteste von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfschiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, sie hat oft mit Interesse von Ihnen gesprochen und sie empfand einen gewissen Stolz, als sie von Ihnen in den Zeitungen las, Sie überall rühmlichst erwähnt sah, und als sie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernst auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters sind; ich sagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich sind, meine Helene gut gewählt hat, und ich sehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortsetzen sollte, was schon der Zufall so vernünftig angefangen. Ich reiste und so reiste ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlassen, uns in Kopenhagen zu besuchen. Es ist zwar nicht schmeichelhaft, daß Sie sich Ihrer Reisegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich diese Entdeckung anfangs etwas stutzig gemacht, aber bei näherer Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie sich um solche Erbinnen so wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen und ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches Geschöpf finden, und daß ich dann für das Glück zweier Menschen gesorgt habe."

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung sich so zu gestalten begann und klare Worte darüber gewechselt werden sollten, war ich ganz wieder der Mensch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins gewesen. Ich hörte aus ihrer Rede nur eine Art geschäftlichen Antrags heraus. Wie schön auch ihre Auseinandersetzungen klangen, wie schmeichelhaft selbst bis zu einem gewissen Grade, ich sagte mir, daß selbst zwei Kornwucherer, wenn sie eine Heirath arrangiren, das Geschäft zu vergolden und so zu sagen zu idealisiren streben. Man sagt sich bei solchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geschäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man sucht immer edlere Motive geltend zu machen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen. Etwas schroff, aber entschieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!"

„Das weiß ich," sagte Fräulein Zelinde mit einer Raschheit, die mir wohlthat, „aber," fügte sie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verschmähen, nur weil sie reich ist, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, sagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden lassen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann so viel werth ist, wie das größte Heirathsgut seiner Frau?"

„Ja — das ist Alles recht und gut," erwiderte ich, „aber es ist etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz Anderes, sich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entschließen, oder sich nur dafür auszusprechen, oder das Mädchen aufzusuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich ist, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde."

„Ganz richtig," lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Versuch und die Erfahrung machen. Sie sollen nichts Anderes thun, als was ich von der andern Seite gethan habe: zusehen, ob dem

Zufall einiger Verstand abzugewinnen ist. Was mich betrifft," sagte sie mit einer etwas komischen, doch überaus schmeichelhaften Verbeugung, „so habe ich diesen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reise nach Kopenhagen zu machen. Damit ist allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müssen sich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht ist; meine Helene will, wie gesagt, auch sehr herzlich geliebt sein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie sie erst recht zu erobern, denn das Gefallen, das sie auf dem Dampfschiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben also in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den Menschen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was sie mit großer Mühe erringen, so prophezeie ich Ihnen, daß Ihnen Helene sehr werth wird. Oder wollen Sie," fragte die alte Dame ironisch lächelnd, „daß Helene hierher komme und sich von Ihnen betrachten lasse?"

Ich lachte und wir sprachen von nun an, bis spät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, sie die Reise nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu lassen. Selbst als sie am andern Morgen schon im Postwagen saß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenstreckte, mit den Worten: „Also Sie kommen?" schlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich ist das Leben gestaltet, daß der beste Mensch unser böser Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in meinem Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich war nach ihrer Abreise sogar unglücklich, wie ich es niemals vorher gewesen. Es war mir unmöglich, mit demselben Behagen, wie ehemals, an die Arbeit zu gehen und mit derselben Ausdauer bei ihr zu verharren. Oft mitten in der Arbeit überfielen mich meine Träume

von den zwanzig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortschritt erfreut hätte, wie er mich sonst oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnasiast, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geschenkt erhalten und mit dem Loose die Abbildung des prächtigen Schlosses, welches der glückliche Gewinner sammt zweimalhunderttausend Gulden erhalten sollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieser ganzen Zeit der schlechteste Schüler meiner Klasse. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, dessen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erst die Ziehung befreite mich von diesem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingestehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich aufs Neue in die träumerische Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in beständiger Korrespondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe schilderten so lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg so genau kannte, als ob ich in ihrer Gesellschaft aufgewachsen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daseins, aus dem heraus sie ihre Briefe schrieb, überaus gegenwärtig wurde und sich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich sehnte mich in dieses Leben hinein, wie nach den glückseligen Inseln. Ich fühlte, daß ich der Zerstreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geist so verderbliche Phantasieschwelgerei versinken wollte, und ich ging viel in Gesellschaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erstaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der schönsten Tänzerinnen,

der verführeriſchſten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich ſonſt keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlaſſen. Meiner Theilnahme bemächtigten ſich vorzugsweiſe die Geſpräche über Heirath, und da ich dieſem Gegenſtande zum erſten Male meine Aufmerkſamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß ſich vorzugsweiſe die ſogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Intereſſantem, aber ungefähr wie von einer Novelle ſpreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirklichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel" betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man ſogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um dieſe Zeit in der literariſchen Welt einriß, als höchſt nützlich und praktiſch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn ſie nicht auf eigenem Kapital beruhe. Ein berühmter deutſcher Romandichter ſagte mir einmal mit dem Ernſt, den er ſeinen edlen Vätern und gewiegteſten Figuren zu geben pflegt: „Es ſind mehrere reiche äſthetiſche Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie ſollten ſich eine ſolche nicht entgehen laſſen!" Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathskandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erſchien mir Alles, was mir in dieſer Stadt als „gute Partie" gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreiſungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter ſchrieb ich nichts über die Vorgänge und beſchwor die Hofräthin, ihr die Kopenhagener Projekte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer ſie die Sache auffaſſen würde, mit um ſo größerem Eifer, als ſie in ihrer mütterlichen Einbildung ſofort überzeugt wäre, daß nur eine ſo außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig ſei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuſchung verurſachen würde.

Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich beſuchte ſie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch dießmal ein Weihnachtsbaum, und an dieſem Weihnachtsbaum hingen Geſchenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Erſparniß und Entbehrung vorausſetzte. Ich war gerührt und beſchämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerſtreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben laſſen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensborg und von den Ausſichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre ſanften blauen Augen überſtrahlten die Weihnachtskerzen; dieſe ſtrahlenden Augen ſahen bereits das Fernſte ganz in naher Wirklichkeit; ſie ließ keinen Zweifel, keinen Widerſpruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, ſie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr ſprechen, als von meiner demnächſtigen Heirath mit der Baroneſſe von Friedensborg.

In die Univerſitätsſtadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwiſchen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergeſſenheit des Gegenſtandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beſchäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denſelben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung ſchreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reiſe nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweiſe an Geld! Die Reiſe koſtet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptſtadt koſtet Geld, und endlich ſollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte alſo ſelbſt wenigſtens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen ſicher ſein, denen der philoſophiſchſte arme Teufel in Geſellſchaft von Millionen ausgeſetzt iſt, da er

oft gezwungen iſt, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübſches Einkommen hoffte, war vernachläſſigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit friſchem Eifer daran, oder beſſer geſagt, mit Haſt. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum erſten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine ſchöne Summe aus.

Drittes Kapitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner beſſeren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenſtand ſo vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menſchen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wiſſenſchaft; ich empfand wieder, daß die höchſten Genüſſe für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbſtüberwindung hätte ich die Reiſe nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem hiſtoriſchen Werke arbeitete und die ſich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beſchäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath ſo verwachſen, daß ſie mir von nichts Anderem mehr ſprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr ſich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da ſie meine Kaltblütigkeit ſah, war ſie nahe daran, mich für frivol, oder wahnſinnig, oder für eine Art von Selbſtmörder zu halten, der freiwillig ſein ſchönes Leben zerſtört, ohne Rückſicht auf den Kummer ſeiner Angehörigen.

Es ist aber sehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn sie so sehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauses. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zusammen. Ich fing an, ernstlich für meine Mutter besorgt zu werden, und da sie selbst eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reise nächstens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausstaffiren meiner Person, was meiner Mutter so große Freude machte, als ob es sich um meine Ausstattung handelte, und sie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erschöpft war, wenn ich ihr nicht Aussichten auf neue Einkünfte vorgespiegelt und versprochen hätte, mich im Nothfalle an sie und den Rest ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja auf würdige Weise zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler scheitern zu lassen.

Und so sahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reise nach Norden, und endlich zwischen den Inseln des dänischen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin steuern. An Bord befanden sich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiderte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und sah mich unwillkürlich um, ob sie nicht Töchter mit sich führten. Aber es wiederholt sich nichts im Leben ganz auf dieselbe Weise, und so kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntschaft und ohne Abenteuer an. Das baltische Meer ist in dieser Jahreszeit zwischen diesen Inseln so blau wie die südliche See, und Kopenhagen in seinem Kranze üppigster und frischester Vegetation spiegelt sich in diesen Wässern und bietet sich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberische Weise. Mit meinen archäologischen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einseitigkeit des Fachmenschen glaubte ich, daß die Schönheit erst an den Gränzen jener Länder beginne, die die Heimat der

antiken Kunſt ſind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und ſagte mir, daß man hier auf ſchöne Weiſe leben und glücklich ſein könne, und ich fühlte mich in dem Augenblicke ſo heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müſſe, ſprang ich ans Land und ſchlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem erſten Gaſthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und ſteuern ſollte, war abweſend; ſie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo ſie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben ſollte. Ich mußte mich, anſtatt von ihr vorgeſtellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, ſelbſt einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich beſuchte mehrere Gelehrte und unter dieſen einen gewiſſen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig ſtudirt und ziemlich befreundet geweſen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Geſpräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, ſo bald von irgend welcher kommerziellen oder ſozialen Seite des Lebens die Rede war. Von den Töchtern des Hauſes wußte man nur Gutes zu ſagen, man lobte ſie als gebildet und wohlthätig, man geſtand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutſchen Mädchen zuzuſchreiben pflegt, nur wollen ſie, ſagte Dr. Bille, hoch hinaus und haben ſie, wie alle Kinder großer Parvenus, ariſtokratiſche Mucken. Die älteſte hat einen Grafen geheirathet; da der Vater ſeitdem noch reicher geworden — man ſagt, er beſitze jetzt über hundert Millionen — werden die jüngeren nur noch Fürſten heirathen wollen. — Ich lächelte in mir und dachte: das, lieber Freund, weiß ich beſſer, und wird man in einiger Zeit den

Fräulein Friedensborg vielleicht auch dieſen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich ſogar gedrungen, ſie ſchon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächſten Morgen mußte endlich der ſchickſalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: iras ingens iterabimus aequor zitirte. Herr v. Friedensborg empfing männliche Beſuche von zehn Uhr Morgens an, aber ſchon vor ſechs Uhr war ich aus dem Bette, und ſchon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwiſchen der Stadt und dem reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhauſe, deſſen Gärten vorn bis ans Meer liefen, rückwärts ſich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der ſchönſten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern ſollte; die Einfachheit ſchien mir zweckmäßiger und ſchöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich ſchon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geiſter zu gewinnen, und ich ſchlug mich rechts durch die Gärten von Kaſtell-Vejen nach der ſogenannten „langen Linie," die von Kaſtell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der ſchönſten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war ſo blau und ſtille; eine unſichtbare und unfühlbare Macht kräuſelte es; die Luft war ſanft durchfeuchtet und durchſichtig, daß man Malmöe und die ſchwediſchen Küſten wie eine Fata Morgana auf den Wellen ſchimmern ſah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen; in meiner Nähe zogen Fiſcher die Netze in den Kahn. In der ſchattigen Allee war ich in dieſer

frühen Morgenſtunde allein. Es überkam mich jene Sehnſucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer ſchönen Naturſzene gegenüberſtand, und in dem Alter, in dem ich war, iſt eigentlich jede rege Sehnſucht nichts Anderes als ein Wunſch nach Liebe, und da meine Gedanken ſo ſehr gewöhnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen ſie auch jetzt dahin, in der feſten Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktiſchen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raſchen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beſchämung, die ich immer für dieſen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieſes führte mich wie ein Leuchthurm.

Das Gartenthor ſtand offen und ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwiſchen Blumen und Gebüſchen dem Hauſe zuführt, erſcholl, hielten zwei liebliche Kinder von ſechs und acht Jahren auf einem Raſenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf einen Mädchenkopf, der ſich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorſtreckte, aber, von mir bemerkt, ſogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verſchwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf geweſen: blondlockig, braunäugig und von den feinſten, durchſichtigſten nordiſchen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn geſehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieſes milden, doch verſtändigen und charaktervollen Geſichtes entgangen. Unanſtändig lange ſtarrte ich nach der Laube, immer hoffend, daß ich ihrer noch einmal anſichtig werde, und während ich ſo hinſtarrte, ſagte ich mir: die könnteſt du gleich heirathen, dieſes Geſicht, dieſer Blick, dieſer Mund bieten alle Bürgſchaften. Es war mir das im Leben ſchon oft vorgekommen, daß ich mir beim Anblick eines Vertrauen einflößenden Geſichtes dergleichen ſagte, daß ich hätte hingehen und ſprechen mögen: Mein Fräulein,

heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine ſolche auf den erſten Eindruck baſirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Huſten mochte die Kinder ängſtlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen ſie zugleich und wie Schutz ſuchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete, vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorſchein, und ich hatte beinahe Luſt, den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande ſie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu ſehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Geſpräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, ſie gehört offenbar zum Hauſe und du wirſt ſie noch zu ſehen bekommen. Wenn die Baroneſſen ſo ſind, wie dieſe, biſt du geborgen und wirſt du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene iſt! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben könnte.

Geſetzten und gemeſſenen Schrittes ging ich weiter, ja ſogar etwas ſteif, da ich vorausſetzte, daß mir von der Laube aus nachgeſehen werde. Im Vorſaal trieben ſich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der alſo gezwungen war, ſeine Livrée anzuziehen, ſah mich mit feindſeligen, und da er meine etwas beſtaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, dieſe Valetaille anzulächeln, um ſie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir ſelbſt wie ein Parvenu auf der unterſten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorſaal auf und ab ſpazierte und zu thun ſuchte, als ob ich an den ſchon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erſtaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier ſtanden ſehr intereſſante alte Möbel und hingen ſehr hübſche Landſchafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur ſo hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu

ſagen, daß der Herr Baron ſehr erfreut ſein werden, war er ſchon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektriſchen Schlag, veränderten ſich auch die Geſichter der andern Bedienten, und mehrere ſprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorſaal zum Barone führte, zu öffnen und ſich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir ſeine Freude aus, daß ich ſeiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu beſuchen — deren ich mich gar nicht erinnerte — endlich gefolgt ſei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen, geſtand mir aber zu, daß ich ſo zweckmäßiger gehandelt; ich ſei ſo freier und der Aufenthalt in der Stadt ſelbſt werde mir angenehmer ſein, da ich doch wahrſcheinlich wiſſenſchaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indeſſen bot er mir ſeine Dienſte im ausgedehnteſten Sinne an und bat er mich, über ihn zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug," ſagte er lächelnd und mit einiger Selbſtgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich ſein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorſtellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen ſein, wenn Sie vom alten Baron kommen."

Wir befanden uns im Bibliothekſaal des Barons, einem Saale, der ſo groß war, wie das Leſezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherſchränke, maſſiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alte Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Niſchen blickten marmorne Büſten berühmter Menſchen und mythologiſche Statuen, wie ſie in eine Bibliothek paſſen. Vor den Schränken ſtanden, ordnungslos über den Saal zerſtreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Gelände mit ſchönen Holzſchnitzereien bedeckt waren und auf denen man mit größter Bequemlichkeit zu den höchſten Fächern gelangen konnte. Das Licht kam von oben herab durch die durchbrochene Decke; der Plafondraum, den das Fenſter übrig ließ, war mit Bildern bedeckt, zwar nicht mit Fresken,

aber schönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften darstellten: auf der einen Seite symbolisch als Sonnenaufgang, auf der andern historisch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern ans italienische Ufer steigen, wo sie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieses idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tische, saß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in seinen Schätzen schwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Interesse ich um mich blickte.

„Auch diese Bibliothek stelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie sich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geschäftsbrief zu Ende zu schreiben."

Die Bibliothek mochte fünfzehn- bis zwanzigtausend Bände enthalten, und diese, meist so prächtig gebunden, daß sie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die kostbarsten und gesuchtesten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber," fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all den Büchern an, die er doch nicht lesen kann, die er zum größten Theil nicht verstehen würde, selbst wenn er sie lesen könnte." Ich wußte, daß er nur seine Muttersprache, die deutsche, und dann noch dänisch verstand, und die erstere sprach er noch dazu, sei es, daß er sie in der Fremde vergessen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und sehr auffallenden grammatikalischen Fehlern. Ich hatte das auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht seitdem vergessen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man seine Besitzthümer bewunderte, und sprach er sehr gerne von seiner Macht und seinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit diesem Emporkömmlingsthum versöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und stumm waren, in mir aufkommen wollte, schlug er zu meiner Beschämung nieder, indem er, nachdem er den Brief gesiegelt, sich mir näherte und

ſagte: „Nicht wahr, es ſind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verſtehe, ſo macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder ſpäter kommt eine ſolche Bücherſammlung doch Jemandem oder Vielen zu ſtatten, und ich habe oft ſchon die Freude erlebt, daß man ſich um ein Buch an mich wandte, das ſchwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu ſeiner Arbeit bedurfte."

Dann ſtützte ſich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in ſeine Pflanzenhäuſer, wo ſich eben ſo viele ſeltene Blumen und Bäume fanden, als ſeltene Bücher in ſeiner Bibliothek. Er hatte hier dieſelbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilſam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er ſich das Alles verſchaffte, und bei dieſer Gelegenheit, daß er Mitglied, ſelbſt Präſident vieler nützlicher, wohlthätiger, ſelbſt gelehrter Geſellſchaften ſei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir ſo umher. Als ich Abſchied nahm, bedauerte er, mich um dieſe Stunde den Damen noch nicht vorſtellen zu können, bat mich aber, um ſechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu eſſen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen ſolle.

Als ich aus dem Hauſe ging, neigten ſich alle Bedienten bis zur Erde. Mir ſchwirrte es im Kopfe von all den Wunderdingen, die ich geſehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorſchein komme. Er kam nicht, und ich vertröſtete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg ſpeiſe, ſtieß ein erſtauntes Bah! aus und ſah mich verwundert von Kopf bis zu Fuß an. „Wenn du heute bei Friedensborg ſpeiſeſt," ſagte er, „kannſt du morgen beim König frühſtücken und uns Alle protegiren. Du gehſt ſchnell. — Aber ſchön und recht elegant mußt du dich machen, oder vielmehr recht vornehm, denn man iſt an den gewöhnlichſten Tagen da draußen vor einem halben Dutzend

Gesandter und Minister nicht sicher, abgesehen davon, daß die Damen des Hauses etwas verwöhnt sind."

Ein schwarzer Frack, frische Wäsche, das dünnste meiner Taschentücher, gelbe Glacehandschuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leisten konnte und mochte. Ich passirte dießmal einen andern Vorsaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geschmackvollste mit Blumen angefüllt war, saß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die sich in Scheiteln an sanftgeröthete Wangen anschlossen, und mit den kaum sichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Gesichtes in schönem Einklang standen. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und streckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Diese Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen Deutschlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das sich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim ersten Anblick sagte ich mir, daß ich zufrieden sein könne, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Töchter dieser Mutter entsprächen.

Ich war der erste Gast, und die Baronin knüpfte sogleich ein ungezwungenes Gespräch an. Aber ich saß kaum zwei Minuten, als sich hinter ihr eine Thüre öffnete und die Gräfin Kirksteen eintrat. Ich wußte, daß sie es war, bevor mir von der Mutter der Name genannt worden. Sie ging nicht, sie rauschte herbei; es war, als ob nicht allein ihr blauseidenes Kleid, als ob Alles an ihr, ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ihr ganzes Gesicht und Wesen einen gewissen Lärm machte. Aber es war kein unangenehmer Lärm und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eher klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ sie groß erscheinen. Man hätte trotz ihrer Schönheit ein wenig vor ihr erschrecken können, allein sobald sie zu

ſprechen anfing, verwandelte ſich das ganze Impoſante ihres Auftretens in die zuvorkommendſte Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebensluſtige Natur, einen friſchen Geiſt, die ſelbſt durch traurige Erfahrungen nur ſchwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter," dachte ich, „aber ich ſehe doch wenigſtens, daß dieſe Mutter ſchöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen ſich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden ſein."

Sie übernahm ſogleich das Geſpräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas ſagen wollte, wandte ſie ſich vertraulich zu mir und ſagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unſerem Hauſe zu ſehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgeſetz auferlegen und das beſteht darin, unſere gute Mama ſo wenig als möglich ſprechen zu laſſen. Sie iſt nicht wohl und das Sprechen iſt ihr aufs Strengſte verboten; es regt ſie auf, erſchöpft ſie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu ſetzen und in dieſer Hinſicht ſo unartig als möglich zu ſein, auf die Gefahr hin, geſchwätzig zu werden, wobei wir," fügte ſie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können."

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entſchuldigung ſagen, aber ich fiel ihr ſogleich ins Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen iſt eine ſchöne Stadt!"

Die Baronin fuhr erſchrocken zurück, die Gräfin klatſchte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie ſo fortfahren, verdienen Sie ſich unſern Dank."

Die kleine Szene ſtellte raſch eine gewiſſe Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem gewiſſen unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Sprechenden verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten ſchon ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere Gäſte ankamen und zugleich durch die Thüre hinter der Baronin ein junges

Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Dieſe hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verſchiedenen Charakter; ſie war klein, ſchmächtig, blaß und braun; hatte ſchwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verſchmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachläſſig an ihr, aber dieſe Nachläſſigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel lieſt und ſpitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich ſetzte ſogleich alle Eigenſchaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich ſie an. „O," dachte ich, „wenn du Helene biſt, ſo habe ich dich ſchon vor Jahren geliebt!" Ob ſie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht ſogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäſte eine förmliche Vorſtellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich ſprach ihr ſogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über dieſe Raſchheit meines Benehmens offenbar etwas erſtaunt und verlegen, und mit einer geſchickten Wendung des Geſpräches drückte ſie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tiſche komme, vorſtellen zu können.

Dieſe Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerſchlag, ſie war alſo nicht Helene! und warum ſprach ſie mir ſo raſch von ihrem Verlobten? Weil ſie merkte, daß ſie mir gefiel, daß ich ihr den Hof machen wollte. Das mußte ſofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schweſter wegen, gekommen war. Ich ſtand alſo höchſt wahrſcheinlich als abſichtsvoller Freier im Hauſe da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch

gehofft, daß man meinen Beſuch als Zufälligkeit betrachte, und daß ſich die Sache auf natürliche Weiſe werde ſo geſtalten können, daß es den Anſchein habe, als hätte meine Heirath mit der Bekanntſchaft Helenens ihren erſten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieſer Menſchen ein ganz gemeiner Heirathsſpekulant. Ich ſchämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die ſchwarzäugige Braut ſein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich ſtand einen Moment allein und betrachtete die Schweſter, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter ſaß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geſchöpf, das, trotz ſeiner achtzehn Jahre, noch ſehr kindiſch ausſah, und das man im Hauſe auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dieß die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigſtens, nicht dachte. Alſo waren bereits alle Schweſtern im Salon verſammelt, mit Ausnahme der Einen, die mich beſonders intereſſiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen ſie, weil ſie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dieß um ſo mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich ſelber war, weil ich als Heirathskandidat daſtand, in einer Stellung, die mir in dieſem Augenblicke als die lächerlichſte und trivialſte der Welt erſchien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergeſſen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufſchreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen iſt ja nicht erſchienen. Vielleicht war es Helene!

Ich ſetzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebreizende, mir beſtimmte Helene kommen müſſe, plauderte ich ihr mit nervöſer Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen Wunſche, der Mutter zu gefallen, hundert verſchiedene Dinge vor. Sie glaubte, daß ich nur der Anweiſung der Gräfin folgte, um ſie nicht

zu Worte kommen zu lassen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, selbst zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unsinn. Auch die Gräfin, die mit Andern sprach, meine laute Beredtsamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverständig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß sich dieselbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leise, beinahe furchtsam öffnete. Schüchtern und im höchsten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Gesellschaft und in fremde Räume träte, stolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengestell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während sie sich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand streichelte, mit offenbarer Anstrengung zurück. Sie hätte schon mit dieser höchst mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter stellte sie mir als Fräulein Helene vor, und sie war nicht der Blondkopf, der sich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Gestalt, ein Gesicht voll Güte und Unschuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünschte, weil sie nur unter dieser Bedingung vortheilhafter und plastischer hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während sie ihn bei den gegenwärtigen Verhältnissen sehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verschwanden. Bei ruhigem Blute und bei näherer Bekanntschaft hat sie mir später besser gefallen, aber in zwei Stunden war sie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchst schmerzliche Enttäuschung. Auch bestätigte mir ihr spätes und so sehr schüchternes Auftreten im eigenen Hause, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathskandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchstem Unbehagen. „Man wird mich beobachten," dachte ich, „jedes Wort, das ich an sie richten werde, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird

man Abſicht und Spekulation vermuthen, Alles wird ſie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während ſie mich als Anverwandten acceptiren, eine ſtillſchweigende Verachtung einflößen."

Ich ſaß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Roſen. Auch ſie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüſternd übergab ſie der Mutter eine Zeitung, die ſie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewiſſe Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch leſen möge. Es war ein eben erſchienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädikaten begleitete. Helene betrachtete mich, während ich mein Lob las, mit einer gewiſſen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Geſellſchaft, die indeſſen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron und man ging zu Tiſche. Es war ein gewöhnliches Mittageſſen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Perſonen beſetzt, und ſchien mir das Eſſen königlich. Unter den Gäſten, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Geſandte, ein deutſcher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe ſtehende Perſönlichkeiten. Hinter je zwei Speiſenden ſtand ein Bedienter; andere trugen die Speiſen auf und ein Maître d'Hôtel im ſchwarzen Frack und weißer Kravatte ſtand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit ſeinem Blicke. Unſere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu ſitzen, die ich zu Tiſche geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngern Theile der Tiſchgeſellſchaft die Honneurs und ſie that es mit ſolcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der ſie Jedermann in das Geſpräch, das ſie fortwährend neu belebte, zu ziehen verſtand, leuchteten ihre Augen ſo ſehr voll Geiſt, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden konnte. Helene bildete einen ſchreienden Kontraſt mit ihrer

Schweſter. Sie ſchwieg ausdauernd und ſchien ſich mit der Bewunderung ihrer Schweſter zu begnügen, der ſie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich ſchon mehrere Male ſelbſt hatte Waſſer einſchenken laſſen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur ſehr kurze und ſehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete ſie ſelbſt mit Schweigen. Es iſt freilich wahr, daß ich dieſe Pflichtgeſpräche immer wieder ſo bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauſchen und zuzuſehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuſchielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Reſt der Geſellſchaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein ſehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Geſpräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei dieſem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moraliſche Zwang, meine Nachbarin zu beſchäftigen, auf mir gelaſtet hätte. Das ging ſo erſtaunlich ſchwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu ſagen, daß ich das fertige Weſen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewunderte, und das heitere, glückliche Sichgehenlaſſen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß ſie ihre Stellung mir gegenüber, wenn ſie mich wirklich als Heirathskandidaten betrachtete, mochte ſie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu ſagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüſſel, als ich mich ſchon fragte, ob ein ſolches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen nicht außerordentlich ſchlecht bezahlt ſei? ja, ob es einen Preis gebe, der ein ſolches Leben aufwiegen könne? Einmal dieſe Frage geſtellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Waſſerglas an den Mund führte, mußte es ſich mehr als einmal ſelber füllen.

Nach Tiſche miſchte ich mich in die Geſellſchaft und in die

allgemeine Unterhaltung; manchmal ſchlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunſtwerke, wie Statuen und Moſaiktiſche, die den Salon ſchmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gäſten, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Dieſe waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens geſtellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu ſchlecht bezahlt ſei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gaſthauſe an; mein Argonautenzug ſchien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute beſorgte Frau ſchrieb, als ob ſie divinatoriſch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beſchwöre dich," hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem erſten Eindruck, wenn dieſer ein ungünſtiger ſein ſollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, gerade dem, der ſie heirathen ſoll, ins ungünſtigſte Licht, weil ſie ihm gegenüber verlegen und in Folge deſſen unbeholfen, oft ungraziös und langweilig erſcheint. Hinter dieſen ſcheinbaren Fehlern liegen gerade die meiſten weiblichen Tugenden verborgen: ſie ſind die Hülle der Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit. — Aber laſſe dich auch von den günſtigſten Eindrücken, wenn ſie von anderer Seite kommen, nicht von deinem Ziele abwenden. Es iſt ſo natürlich, daß man in ſolchem Momente vergleicht, und da findet man Manche ſchöner, liebenswürdiger, geiſtreicher. Aber dieſe iſt dir ja nicht beſtimmt — alſo laß dich um eines vorübergehenden Eindrucks willen nicht um das ganze Glück deines Lebens bringen."

Es war in der That, als wüßte meine Mutter von Bertha und der Gräfin und vor Allem von der Unbekannten, als wüßte ſie, wie mir Helene erſchienen, aber auch welche geheimen Eigenſchaften ſie beſitze. Der Brief rührte mich, denn er zeigte, wie die gute Mutter grübelte, für mich ſorgte und wie ſie aus purer

Sorge eine wahre Welt- und Menſchenkennerin wurde. Ich beſchloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu ſteuern.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensborg ſeinen Beſuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie ſich in den Gängen Gäſte und Kellner aufſtellten, um den berühmten Mann zu ſehen. Mit dem Studenten, der noch in mir ſtak, ſagte ich mir, daß ich nunmehr ungemeſſenen Kredit im Hotel haben könnte. Als der Baron ging, ſagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzminiſterium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen ſteht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Beſuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebſten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten.“

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erſt durch einige Straßen. An der Art und Weiſe, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur ſeines Reichthums wegen der hochgeachtete Mann, ſondern daß er auch eine beliebte und populäre Perſönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten verſammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Geſprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den geſtrigen Vorgängen in mir erwartet hatte. Und als die Tiſchſtunde kam, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich wieder da bleiben ſollte. Es gab heute etwas weniger Gäſte und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei ſolchem Reichthum vorſtellen konnte, und ſo war er, neben andern Urſachen auch darum, weil man ſich nach Tiſche nicht in den großen Prunk-

ſaal, ſondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daſelbſt eintrat, überkam mich aufs Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu ſehen bekomme, denn dahin ſchien ſie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte ſei, die man aus Barmherzigkeit im Hauſe habe, die aber bei Tiſche und in größeren Geſellſchaften nicht erſcheine. Der Eintritt in die ſtille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt ſein. Sie kam aber nicht, und ich ſetzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Töchter des Hauſes nicht von ihrer Schönheit überſtrahlen zu laſſen. Vielleicht aber auch iſt ſie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht iſt ſie fremd im Hauſe, war ſie geſtern nur zufällig anweſend und du wirſt ſie nie wieder zu ſehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Ausſicht auf eine nähere Bekanntſchaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen, was mir im Laufe der nächſten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil dieſe Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerſtreuung waren.

Die jungen Damen wollten ſelbſt meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt machen, und bei dieſer Gelegenheit, wie ſie ſich ausdrückten, ihre heimiſchen Schätze unter meiner Anleitung erſt recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Muſeen und Gallerieen ſo reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall ſprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf; überall beeiferten ſich Direktoren, Kuſtoden und Künſtler, ſich zuvorkommend zu erweiſen; wir drangen überall in das Verborgenſte; für uns gab es keine Verbote und keine feſtgeſetzten Stunden, und exiſtirte keines der Hinderniſſe, die oft den Fremden ſtören. Zum erſten Male fühlte ich, in dem Wiederſcheine, der von den Damen auf mich zurückfiel, die Süßigkeit des Reichthums — und damit zugleich fühlte ſich meine Eitelkeit geſchmeichelt, denn ſie folgten und horchten

mir wie Schülerinnen überall, wo wir hiſtoriſche, archäologiſche oder artiſtiſche Gegenſtände zu ſehen bekamen. Es hatte ſich raſch das Verhältniß gebildet, das immer entſteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zuſammentreffen, dem ſie höheres Wiſſen, als das ihrige iſt, zuſchreiben. Sie lernen ſo gerne und ordnen ſich lieber unter.

Aber dieſe Wanderungen, die ſo große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie ſehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerkſam zu ſein, ich war doch aufmerkſamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meiſt an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entſchluſſes und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Geſicht wieder der ſchönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwiſchen Neigung und entgegengeſetzter Abſicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müſſe, daß die kluge Gräfin die Abſicht und die gute Helena das Beleidigende meines Weſens empfinde, und es ſchmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erſcheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen kam ich mir ſelbſt wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieſes Bewußtſein ſchnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldſen-Muſeums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böſe Geiſt hinter Gretchen, zuflüſterte: Wer erlaubt dir, über Ideal und Schönheit zu ſprechen? Haſt du nicht mit Beiden gebrochen? Haſt du dich und ſie nicht verrathen? Biſt du hier, um Ideale zu ſuchen oder um Millionen zu erhaſchen? Wo iſt die Harmonie, in der du bisher mit dir ſelber gelebt? Wo iſt die Wahrheit? Was du ſprichſt iſt Lüge! Wer die Götter der Wahrheit

und Liebe in ſeinem Innern umgeſtürzt, der ſucht ſie vergebens in der Kunſt und was er ſpricht iſt Wind. Wähnſt du, daß dir Jene glauben können, die wiſſen, daß du nicht dieſer Götter wegen, ſondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet biſt?

Ich verſtummte plötzlich und wäre am liebſten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus dieſem Tempel hinausgeſtürzt.

„So fahren Sie doch fort," ſagte die Gräfin, „ſagen Sie uns doch etwas über dieſen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch ſehen, wie ſchön Sie über die Liebe ſprechen können."

Enthielten dieſe Worte eine abſichtliche oder zufällige Ironie? Wollte ſie damit ſagen, daß es ſich nicht um die Sache, ſondern bloß um das Talent handle, über die Sache ſprechen zu können? Auf dieſe Aufforderung hin wurde ich erſt recht einſylbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwieſpalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häuſern die intimſten Familiengeheimniſſe den Leuten verrathen werden; ſo viel iſt gewiß, daß ſie, auf denen immer ſo viele Augen ruhen, ſtets mehr Vertraute haben, als obſkure bürgerliche Familien. Jedes Schlüſſelloch iſt ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dionyſius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente ſind, ſchnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zuſammenhängenden Geſchichten zuſammengeſetzt werden, und dieß um ſo leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren ſo gut kennen und wiſſen, weſſen ſie fähig ſind, weſſen nicht. Dazu kommt, daß in ſolchen Häuſern ein Menſch in Livrée kaum mehr als Menſch betrachtet wird; man ſpricht vor ihm, was man keinem Gentleman ſeiner Bekanntſchaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerſchaft kein Geheimniß vor einander; in den langweiligen Stunden, die das Geſinde verſchiedener Häuſer, die Herrſchaft erwartend, in den

Vorzimmern verbringt, tauſchen ſie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrſchaft wird die nie geſuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenſtange zur andern, bis ſie an der Hauptſtation, bei der Herrſchaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwiſſenheit dieſem Telegraphen, der beim Raſiren oder Friſiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reiſebekanntſchaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrſchaft leſen, wurde ich angekündigt und zwar als berühmter Mann, wie ſonſt Diplomaten und Staatsmänner, die ins Haus kamen; bei Tiſche ſaß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Geſinde klar und den Freunden des Hauſes bald kein Geheimniß. Das Geſinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Geſellſchaft des Hauſes forſchend, ſpähend, unſicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anſtoßes, ein Rival, ein Hinderniß in ſeinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironiſche Bemerkung gemacht, die ich oft erſt nachträglich verſtand.

Sie mochten es halten wie ſie wollten; ſie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutſche Attaché, der mir Anfangs ſo viel Achtung erwieſen, ſich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Geſellſchaft und mein Geſpräch aufſuchte, mied mich jetzt ſichtlich, und wenn er mit mir ſprach, wandte er das Geſpräch immer auf meine Wiſſenſchaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Geſpräch über perſönliche Gegenſtände oder Gegenſtände des Herzens und des Charakters. Kam ich ſelber auf ſolche, ſchwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht ſelbſt Entrüſtung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei dergleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauſes war er derjenige, der mir die meiſte

Sympathie einflößte. Er war ein höchſt gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von feſten, unerſchütterlichen Grundſätzen, mit denen er ſo wenig prahlte wie mit ſeiner Vorurtheilsloſigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieſer letzteren, ſchienen auf ihm zu laſten, und er ſuchte vor ſeinem eigenen Gewiſſen, ſo zu ſagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menſchen nehmen es immer ernſthafter und ſtrenger mit ſich als es irgend ein Avancements- oder Anciennetätsgeſetz, oder irgend ein Vorgeſetzter thun würde. Das gab ſeinem ganzen Weſen, trotz ſeiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt ſein, etwas Geſetztes und Ruhiges, und wie alle Menſchen, die einem Ziele entgegenleben, das ſie der Welt, der ſie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die ſich außerdem in dieſer Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr vorausſehen, hatte er etwas Melancholiſches, das ſeinem feſten, gerade vor ſich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem ſchien er mir auch der Familie Friedensborg am Innigſten zugethan, und mit einem antizipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich ſagte mir gleich in den erſten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich dieſen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er ſich offenbar von mir ab, und ich meinerſeits konnte ſeinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir ſagen, wenn er das Richtige und Gerade ſagen ſollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie ſie! Wenn nicht, reiſen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; ſie iſt abſolut in Anſichten und Gefühlen; mildernde Umſtände läßt ſie nicht gelten.

Und ich ſollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter geſtellt werden.

Eines Nachmittags, da man ſich eben zu einem gemeinſchaft-

lichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo sich die Gesellschaft versammelte, und ich indessen mit der Gräfin im Garten am Hause plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der stolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erscholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem Hause das anmuthigste Kindergelächter. „Apropos!" sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorstellen! Kommen Sie!"

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr sie fort: „Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder so selten zu sehen sind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; sie wohnen mit mir abgesondert in diesem Pavillon und kommen so selten als möglich in die Villa, wenigstens nicht am Nachmittage. Wir werden von so vielen Menschen besucht, und da gibt es immer Ungeschickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu schmeicheln, den Kindern Dinge sagen, welche eine konsequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen."

Am Pavillon angekommen, rief sie zu einem offenen Fenster hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligst mit den Kindern herunter!" — Dann zu mir gewendet, sagte sie mit leiserer Stimme: „Ich habe da eine Person bei den Kindern, eine Deutsche, auf die ich mich vollkommen verlassen kann, trotz ihrer Jugend. Sie ist unterrichtet und zu einem erstaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Charakters, die in der That außerordentlich, ich möchte sagen phänomenal ist, und sie beinahe zu einem Sonderling macht. Das ist vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor sich sehen, aber es ist beinahe gefährlich, diese Gouvernante in Gesellschaft erscheinen zu lassen; sie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Gesellschaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernsten Grundlage ihres Charakters und ihrer Grundsätze ist sie doch so kindlich und jugendlich, daß sie die Kinder vollkommen versteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe."

Die Gräfin unterbrach ſich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am erſten Morgen in der Laube geſehen hatte: die einfachſte und zugleich auffallendſte Erſcheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, ſo zu ſagen, von ihren Beſitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, ſie glänzen und leuchten, ſobald ſie ſich gehen laſſen, wenn ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit vergeſſen oder glänzen wollen. Sie ſchob die Kinder ſanft voraus und blieb an der Thüre ſtehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geſchloſſen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um ſich, wie ſie beſcheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, ſah ſie wie ein Bild im Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch ſo nahe, ſo lebend, ſo mitdenkend und fühlend. Erſt als mich ihr die Gräfin vorſtellte, trat ſie aus dem Rahmen heraus und einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!“ ſagte die Gräfin.

Sie verneigte ſich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß ſich eine Muskel ihres Geſichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Geſetze der Artigkeit, die man einer Mutter ſchuldig iſt, beſchäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeſte und oberflächlichſte Weiſe. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr ſagen konnte, da der Name Gillmer ein ſehr hübſches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch ſie kennt mich als Heirathskandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufſitzen bereit ſei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu fühlen, wie

niemals; es ſteckte mit ſeiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Geſellſchaft kam nicht aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts ſo ſehr wie ein Geſpräch, es war mir immer, als ſäße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Blicken. Aber der wilde Hufſchlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich ſchönen Buchenwaldes, der ſich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung ſichtbar wird, berauſchte mich um ſo ſchneller, als ich dem Allen ſchon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbſtündigem Ritt die Pferde langſamer gingen, war ich der Geſprächigſte in der Geſellſchaft. Um das natürlichſte Gegengewicht gegen die Gefühle zu ſichern, die, wie der alte Dichter ſingt, hinter mir auf der Croupe ſaßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone ſah die etwas volle Geſtalt nicht am vortheilhafteſten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinſehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und ſprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte ſo dankbar zu, und ich empfand ein ſolches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erſt auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem ſich Graf Tannen zu uns geſellte und mich, wie er es ſchon ſeit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundſchaftliches Geſpräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langſamer vorwärts ſchreiten, ſo daß wir am Ende von der Geſellſchaft getrennt waren.

Da brach er mit Einem Male das bisherige Geſpräch ab und ſagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie ſind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein geweſen; wie finden Sie das Mädchen?“

Ich war von dieſer Frage überraſcht und fühlte, was Alles hinter derſelben ſteckte. Die Komödie, zu der ich mich verdammte,

ſollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauſes; es war am Platze, ihm zu verſtehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er ſah mich bei ſeiner Frage ſo offen und durchdringend an, daß ich nur ſagte, was ich in jeder anderen Lage mit beſtem Gewiſſen hätte ſagen können: „Sie iſt ſo gut!"

„So gut!" wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut ſein! es iſt das Beſte und Schönſte, was man von einem Menſchen ſagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel chriſtlicher Liebe; man ſagt es, wenn man nichts Anderes zu ſagen weiß. Herr Born, ich ſage Ihnen, ich, der ich die Familie länger und näher kenne, ich ſage Ihnen, es iſt ein ganz vortreffliches Geſchöpf."

„Ich bin davon überzeugt," verſicherte ich.

„Ich wollte aber mehr ſagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte ſagen, daß Helene werth iſt, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer ſelbſt willen, und daß ſie verdient, glücklich zu ſein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen laſſen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles ſage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabſichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieſer Beziehung ganz und gar ſeiner Meinung ſei.

Er ſah mich forſchend an und ritt langſam der Geſellſchaft nach, die ſich nach uns umgeſehen hatte.

Ich geſtehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir ſonſt ein Mann ſo entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweiſung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem ſolchen forſchenden Blicke ſo entlaſſen, ich würde mich empört haben, ich wäre im Stande geweſen, jede ſtudentiſche Thorheit zu begehen. Jetzt war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit gegen Helene erſchien mir jetzt als eine Heuchelei, und dieß um ſo mehr, als mir das Bild Agneſens ohne Unterbrechung vorſchwebte. Aber, trotz der Kühle, mit der ich meinen Plan ins Werk zu

ſetzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rauſche, in dem Rauſche des Reichthums. Dieſes geſättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demſelben nicht mehr faſſen. Dieſe Leichtigkeit, ſich alle Genüſſe zu verſchaffen, dieſe Freiheit aller Wünſche, dieſer wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeiſchafft, Alles beherrſcht, — ich hatte mir vorher keine Vorſtellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüſſe, andere Freuden, laute und ſtille, aber immer geſättigte. Die Menſchen, die in Armuth und Entbehrung leben, erſchienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführeriſche des Reichthums kennen, auch ſeine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage ſtanden wir Alle auf einer erhöhten Terraſſe des Gartens verſammelt, um ein herrliches Schauſpiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günſtiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günſtigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenſeits Helſingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zuſteuernd oder weiter in andere Häfen des baltiſchen Meeres.

„Papa!“ rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaſter zeigend, „iſt das nicht dein Schiff, der Thomas?“

„Ja wohl, mein Kind,“ antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro.“

„Und jenes iſt die Henriette, mit der Büſte der Mama vorn!“ rief Helene in die Hände klatſchend.

„Ja mein Kind,“ ſagte der Baron, „die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!“

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig daſtand und kaum lächelnd zuſah. Er erſchien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrſcher,

der die Fäden ſeiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tiſche ſaßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüſterte. Der Baron ſprang auf und rief: „Der Fitzkönig iſt geſtrandet! — und die Mannſchaft?“ fragte er.

„Sie iſt gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „ſchreiben Sie ſogleich nach Glasgow, wohin ſie ſich wahrſcheinlich begeben wird, an unſern Korreſpondenten und an den Konſul, daß für die Leute aufs Beſte geſorgt werde.“ — Dann ſetzte er ſich wieder ruhig hin und nahm das Geſpräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geſchehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jeſaias ſagt, Fürſten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu ſeinem Compagnon zu machen, es hätte mir geſchienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich ſchon von dem, was mir früher Glück geweſen.

Fünftes Kapitel.

Mit beſtem Willen könnte ich heute nicht mehr ſagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, ſeit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgeſtellt worden, mit Abſicht oder durch Zufall öfter geſehen habe. Ich wußte nun, wo ſie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Prijs, einem der zahlreichen Luſtſchlöſſer des Königs, und ſeine Bibliothek ſtand mir während dieſer Zeit als Arbeitszimmer zur Verfügung. Ich ſollte die Morgenſtunden, während welcher die Damen meiſt unſichtbar waren, daſelbſt verbringen, und zu dieſem Zwecke begab ich mich ſehr früh in die Villa; aber die Morgen waren ſo ſchön in dieſen feenhaften Gärten, daß ich ſie den Studien, denen ich

ſchon ſo entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — beſonders ſeit ich wußte, daß um dieſe Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich ſuchte ſie nicht auf, aber ich fand ſie immer, obwohl ſie mir auswich. Wenn ſie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, ſobald ich in ihrer Nähe erſchien, ſo ſahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten ſich vergebens; Agnes empfing mich ſtets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Geſichte, das ſelbſt abſchreckend ſtreng wurde, wenn ich, fieberiſch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu ſprechen begann. Meine Wärme beleidigte ſie. Ich erſchien ihr als ein Menſch, der ins Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte ſo was und fürchtete, daß ſie mich mit der von der Gräfin angekündigten Geradheit eines Tages derb zurückweiſen werde; ich war voll Angſt, während ich mit ihr ſprach und zitterte vor einer Beſchämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablaſſen, ebenſo wie ich bald ihre Geſellſchaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben ins Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beſchämung wie auf eine Rettung, denn, hätte ſie mir geſagt, daß ich ein unwürdiges Spiel treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entſchuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes ſchwieg; ſie beſchämte mich nicht; ſie ſah mich manchmal ſelbſt mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob ſie den ganzen Jammer, der mich bei mir ſelbſt herabſetzte, erkannt hätte. Es kam mir ſogar vor, als wollte ſie manchmal Anderes als Beſchämendes zu mir ſprechen, als wollte ſie mich tröſten und aufrichten, und in dieſem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu ſagen, daß es wenige glückliche Menſchen gibt.

Man erzählt von einem Menſchen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als ſpaniſcher Grande, in einem herrlichen Schloſſe in Valencia, ein Daſein voll Glück und Genüſſe. Jede nächſte Nacht brachte die Fortſetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, ſo daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Menſch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit ſeinem ganzen Weſen ein anderer, als der Menſch, der Nachmittags in Geſellſchaft der Herrinnen des Hauſes den Freuden nachjagte, und mehr und mehr ſich in die Genüſſe und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verfloſſen dieſe beiden Menſchen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo ſich nunmehr die Familie verſammelte, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um ſich haben, und ſo war auch Agnes immer anweſend. Eines Nachmittags kam man ans Erzählen von Erlebniſſen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeſchichte zu erzählen; Helene unterſtützte dieſe Forderung mit einem bittenden Blicke, während ſie abſichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieſer Ueberzeugung begann ich auch auf nachläſſige Weiſe mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unſerer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter ſprach, überkam mich dieſen Millionärinnen gegenüber plötzlich der Stolz des Armen, und wie ich an meine Mutter und die ſtille Jugend dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der Erinnerung, daß ich mit Liebe auf das Einzelnſte unſeres armen Haushaltes einging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie über den früh

verſtorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, ſorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waiſenknaben ſchilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbeſetzten Tiſche, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und ſie, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, vor derſelben Talgkerze; dann wie ſie mit mir lateiniſch lernte, indem ſie mich meine Lektionen überhörte. Dann unſere Trennung und unſer jährliches Wiederſehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Univerſitätsſtadt, ſie in ihrem Landſtädtchen, ſparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausſpinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte dieſe Bilder für mich ſelber aus, und ohne es zu wollen, ſchloß ich mit einem Ausruf über unſer Glück.

Ich bemerkte, erſt nachdem ich geendet, daß ich die aufmerkſamſten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich ſolle das doch aufſchreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man ſchweigſam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verſchiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten ſich an meine Kniee und ſahen mich groß an; ſie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich ins Haus zurück; ihre Töchter begleiteten ſie, und Helene grüßte mich beſonders freundlich, als ob ſie mir ſagen wollte: „Ich bin überzeugt, daß du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willſt. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtſtrahl ins Herz drang. Ich fühlte, daß ſie ſich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß ſie mir gut war. Ich ſtreckte unverſehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaſchen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich ſo gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schülerin, ſah uns Beide erſtaunt an und fragte dann plötzlich:

„Onkel Born, iſt es wahr, daß du die Tante Helene heirathen wirſt?"

Ich war ſtarr und blickte das Kind blödſinnig an, ohne ein Wort erwidern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch ſo gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leiſe fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet ſank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückſelige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufſtehen, ich konnte der kleinen Gitta nachlaufen und ihr ſagen, daß es nicht wahr ſei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war ſie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünſcht hatte! Aber ſollte ich mich ſo mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unſcheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth ſo ſchön ſchilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein ſchlechter, ein ungeſchickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich ſchlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes geſehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte ſie die Laſt anſehen müſſen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald ſollte ich Agnes noch öfter und ungeſtörter ſehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlſeins wegen nach Marienlyſt, jenſeits Helſingör, geſchickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt iſt, und hart am Ufer des Sundes der ſchwediſchen Küſte gegenüber liegt. Die Kranke ſollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem eigenen Dampfſchiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurücklegten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück, da in

dieſen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirkſteen nach Kopenhagen kommen ſollten, die ſie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte verſprechen, demnächſt nachzukommen, um die an ſich reizenden und durch die Poeſie Shakeſpeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architekturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreiſe der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beſchützer des Hauſes zu machen. Es war jetzt ſtille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeiſter; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich ſaß mit ihnen und Agnes um einen Tiſch, als wären wir zuſammen eine ganze Familie. Welche ſchönen und ſonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir ſo da ſaßen. Ich ſagte mir, daß dieſer Garten nur ein kleines Gärtchen, und dieſe Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorſtadthäuschen zu ſein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger ſchön wäre. Aber ich verwies mir ſolche Gedanken als idealiſtiſche Träume, denen man nicht entgegenſtreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage ſchöner, auch jünger, da ſie den ſtrengen Ernſt gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile ſie mich von der Höhe herab und als wäre ſie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach ſie war immer ſo ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn ſie die zwanzig Millionen beſäße, ich den Muth hätte, ihr zu ſagen: „Agnes, ich liebe Sie!“

Nur einmal ſah ich ſie in glücklichſter Aufregung.

Wir ſaßen nach dem Eſſen noch am Tiſche, als ſie mich fragte: „Welches iſt die ſchöne Erinnerung, die ſich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern ſich? Sie ſagten mir das einmal.“

„Ja," ſagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe ſo lieblich, als die ſein wird, wenn ich nach Jahren an dieſe Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnaſiaſt und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreiſe durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend trat. An der Thüre ſtand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu ſagen, manchen hielt er auf, um ihm eine ſanfte Ermahnung zukommen zu laſſen. Alle die Kinder, die er liebkoste, wie die er ermahnte, ſahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in ſein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den erſten Blick meinen Stand erkannte. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er ſo geweſen war wie ich, und wie gute Greiſe beim Anblicke friſcher, in die Welt hinausſtürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateiniſch und ich antwortete. Dann ſtreckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derſelben Sprache nach Heimat und Reiſezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzuſprechen. Vor dem Hauſe war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tiſch und Stühle ſtanden, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tiſche und auf den Stühlen lagen Papiere und klaſſiſche Bücher. Er freute ſich, wie ich in den Büchern herumſtöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unſerer Bekanntſchaft verlaufen war, laſen wir ſophokleiſche Chöre mit einander. Wie herrlich las der Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verſtand er jede Schönheit mit einem Worte zu charakteriſiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterliche und weiſe Weſen dieſes Mannes machte, erhob mich noch der Gedanke und erfüllte mich mit Stolz, daß ſolche Männer in Deutſchland auf dem Dorfe zu finden ſind. Auch ſagte ich mir, ſo wäre mein Vater, wenn er noch lebte, und ſo ſollten wir uns beſtreben,

Alle zu ſein; ſo ruhevoll in ſich, ſo im kleinen Kreiſe große Pflichten erfüllend, und ſich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die beſten Vorſätze faßte; es war eines jener Beiſpiele, die am mächtigſten auf mich wirkten."

Ich ſchwieg, denn ich ſagte mir, was Agnes denken müſſe; daß das Beiſpiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorſätze längſt verflogen ſind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beſchränkung jenes Dorfweiſen rühmen?

„Fahren Sie fort," bat Agnes, indem ſie die Worte mehr hauchte als ſprach.

„Es iſt nicht viel zu erzählen," ſagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühſtück vorſetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer ſchönen Geſtalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaſte. Dann zeigte er mir ſeine kleine Bibliothek und den Garten, den er ſelber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und ſagte: Mein Sohn, vergiß nie, was du in der Jugend dachteſt. Das Beſte, das wir leiſten können, iſt die Erfüllung unſerer jugendlichen Pläne."

Ich ſchwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich dieſem Rathe nachgekommen.

„Und dieſer Mann hieß?" fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Paſtor Gillmer!"

„Mein Vater," ſagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!" rief ich, „lebt er noch?"

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer."

„Könnte ich ihn wieder ſehen," ſagte ich gerührt; „ſein Anblick würde mir recht wohl thun. Es iſt ſonderbar! In verſchiedenen ſchwierigen Lagen meines Lebens mußte ich ſeiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den beſten Rath finden. Und jetzt iſt mir auch ſo."

Es machte mir den Eindruck, als wollte ſie die Rolle über-

nehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir ersetzen. Mehrere Male ließ sie sich an diesem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abschiede an mich gerichtet, und offenbar hatte sie die Absicht, mir sie so oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idyllischen Lebens ihres Vaters mit solcher Liebe erinnere, offenbar darnach strebe, mich dieser Art des Daseins so sehr als möglich zu entfremden? Ich wich solchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit diesem anmuthsvollen Wesen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Besitz der Millionen. Aber diese ausweichenden und charakterlosen Antworten entfernten sie nicht mehr, stießen sie nicht mehr so ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erscheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, sie gab mich nicht auf, sie wollte mir offenbar beistehen; sie sagte sich, daß sie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu sich berief, nach denen sie Sehnsucht hatte. In diesem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Besuche in Marienlyst eingeladen und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beschützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, sollte uns nach Helsingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hause. An einem herrlichen Augustmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, schimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte sich, das Meer war durchsichtig wie die Atmosphäre, und der Blick konnte eben so ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei ging's

an lieblichen Fiſcherdörfern und an reizenden Landhäuſern, die alle von ſchattigen Buchenwäldern umſäumt ſind. Wenige Küſten der Welt ſind ſo ſchön wie dieſe; an wenigen Punkten der Erde vermählt ſich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ſo wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt ſich hier; Norden und Süden geben ſich hier einen Kuß, jener durch die ſchattigen Buchen, dieſer durch das ſommerliche Meer vertreten, das ſo ſehr dem Helleſponte gleicht. Schweden mit ſeinen in Duft getauchten Bergen liegt da wie ein Märchenland, das eben nicht ſchöner iſt als die Wirklichkeit; Helſingborg, auf dem die Sonne liegt und das ſich im Meere ſpiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Inſel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahes, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantaſtiſche Träume ausheckte, ſchwärmt auf den Wellen, wie die Inſel eines Zauberers, eines Proſper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zauberſphäre; der Geiſt Shakeſpeares, der dieſe Gegenden verklärte, wie ſie die Natur mit Schönheit ausſtattete, fängt zu wirken an. Es war eine ſelige Fahrt! Die Kinder tummelten ſich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seeſtern am Schiffe vorüberflog; Agnes ſtand neben mir und blickte ſchweigend wie ich in die ſchöne Welt. Es war mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Paſſagiere, kein Aus- und Einſteigen; Kapitän und Matroſen umgaben uns wie dienende Geiſter. Nichts ſtörte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinausſteuern mögen ins unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einſamen Küſte zu landen. Scherzend ſagte ich zum Kapitän: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azoriſchen Inſeln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „Die Inſeln ſind ein Reſt der glückſeligen Atlantis.“

Sie lächelte und ſagte: „Die glückſelige Atlantis iſt überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in ſeiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm geleſen haben.“

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückſelige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt ſteuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es ſchön ſei, einen ſolchen Dampfer zu beſitzen. Iſt es nicht ein Zaubermantel, wie ſich ihn Fauſt wünſchte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrſcht, und gleich darauf Helſingör auftauchte, fing ich an, von ſchönen Lebensſtunden Abſchied zu nehmen. Wie romantiſch und phantaſtiſch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helſings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taſchentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als erwachte ich aus einem ſchönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beſchränkten Daſeins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr übers Brett auf das Land zu helfen, drückte ich ſie, wie zum Abſchied.

Sechstes Kapitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage urſprünglich in Jütland zu Hauſe iſt, und eigentlich mit dieſen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakeſpeare hat ſie hierher verlegt; ſein Trauerſpiel ſpielt in Helſingör, und er war ſtärker als Sage und Geſchichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlets Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terraſſe“, auf der der Geiſt erſchienen? In der Mitte dieſer heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schlößchen Marienlyſt, das wir bewohnten; die Terraſſe erhebt ſich unmittel-

bar hinter dem Hauſe, und von dieſer Terraſſe aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terraſſe ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüſche ſauſen und flüſtern dem Schloſſe in ihrem Schooße Geheimniſſe zu; gewundene Pfade verlieren ſich in verſteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hauſe auf der Wieſe und in den Arkaden wandeln, ſehen aus wie Glückliche. Die Natur, die Kunſt und die Erinnerung an einen großen Genius, der dieſen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen ſich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rauſche zu erfüllen.

Spät am Abend ſaßen wir auf der Terraſſe, und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöſcht und las beim hellen Zwielicht der nordiſchen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren ſtilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häuſern Helſingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu ſchimmern ſchienen — die ſchwediſchen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Geſangsbruchſtück, das von einem vorbeiſegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollſtändigende Beigabe und Scenerie unſerer Vorleſung. Aber mein Auge und mein Wort wandte ſich vorzugsweiſe einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterſtübchen von Marienlyſt kam. Dort wohnte Agnes, und ſie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeſchloſſen von unſerer Geſellſchaft. Und während ich da draußen deklamirte und manchmal die Stimme erhob in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir ſelbſt wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entſchluſſe kommen kann.

Die Damen gingen, tief erſchüttert von der Vorleſung, ins Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüſchen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernröhren aufgeſtellt ſind, vermittelſt welcher man von hier aus die Schiffe in

die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenster Agneſens — ich ſah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieſer verſchwand plötzlich, da das Licht erloſch. Es war mir das wie eine andeutende ſymboliſche Handlung, daß ſie mir wieder entrückt ſei; und ſie war es auch. Seit unſerer Ankunft wandelte ſie wieder allein mit den Kindern umher, oder ſaß ſie auf ihrer Stube. Schon am erſten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen ſie natürlich nicht Theil nehmen ſollte, da ſie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde ſie nicht eine Viertelſtunde ſo wiederſehen, wie ich ſie in den letzten Tagen geſehen hatte — und doch glaubte ich, ohne ſie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorleſung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenſter ſehen konnte. Aber ich ſah ſie kaum; die Entfernung war zu groß — ich ſah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenſtern entgegengerichtet war; ich löste es vom Geſtelle los, verſteckte mich in das Gebüſch und legte es zwiſchen zwei Zweige. Ich ſuchte nur einen Augenblick lang die Richtung und ſie ſaß ſo nahe bei mir, daß ich ſie glaubte athmen zu hören; ich ſah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das ſeidene Haar. — „Agnes, ich liebe dich!“ flüſterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr ins Ohr flüſterte. Es ſchien mir, als ob ſie darauf tief aufſeufzte, als ob ſie in großer Aufregung wäre. Jetzt erſt bemerkte ich, daß ſie da ſaß und ſchrieb; die Buchſtaben lagen groß vor mir — das erſte Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter leſen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder ſo fern von ihr. Soll ich leſen, was ſie ſchreibt? Iſt es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich einen Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Vielleicht ſchreibt ſie ihr Tagebuch? Vielleicht ſchreibt ſie, daß ſie mich liebt? Die Verſuchung war ungeheuer, ich erlag. Das Fern-

rohr war nicht mehr auf das holde Geſicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er deiner gedenkt! Ein Herz, das dich, mein theurer Vater, ſo zu würdigen verſteht, muß trotz Allem ein edles Herz ſein. O wäreſt du da, um ihn an ſich ſelbſt zu erinnern, um ihm in ſeinem Ringen beizuſtehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich ſein ſein Lebenlang, wenn er ſich verleugnet und dieſen Verrath an ſich ſelbſt begeht. — Könnteſt du nicht kommen? Iſt eine ſolche Rettung nicht der Reiſe werth? Ich weiß es, mein guter Papa, du haſt nichts und die Reiſe würde die Hälfte deiner Einkünfte verſchlingen; aber ich habe etwas erſpart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieſer Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuſchung, die ich nie verſchmerzen würde, denn — dir ſage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!"

Das Rohr entfiel meiner Hand ins Gras, und ich ſtürzte aus dem Gebüſche. Vielleicht wäre ich ins Haus geeilt und hinauf in Agneſens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wiſſend, ob es Täuſchung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und ſaß, ehe ich zur Beſinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchenwälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hellen und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es ſich in ſeiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarſchaft von Wald und See getäuſcht, daß ein Segel mitten durch die Buchenſäulengänge dahingleite. Es iſt wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantaſie kann nichts Schöneres erſinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieſes Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einſt, denn jetzt iſt es dahin, das Wunder Dänemarks, des ganzen Nordens, die Schöpfung Chriſtians IV., das herrliche

Schloß Friedrichsborg. Da ſtand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Waſſernix ſeine Reſidenz für einige Zeit aus der kryſtallenen Tiefe ans Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. Inmitten all dieſer Schönheit hatte ich Entſchuldigung genug für meine Schweigſamkeit; ſchwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, ſo wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß ſie vom ſchönſten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der ſie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der ſollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum ſtumm gemacht werden. „O," ſprach er, „Sultan, mache mich anſtatt zum Hüter deiner Schätze, zum Hüter deiner ſchönen Tochter, der ſchönſten aller Prinzeſſinnen, und ich werde ſie anſehen und von ſelbſt verſtummen, ohne daß mir die Zunge herausgeſchnitten zu werden braucht."

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs,, dann nach der Inſel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rauſch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder ins Ohr flüſterte: „Nur ſo zu leben iſt des Lebens werth! Und du kannſt nicht mehr anders leben!"

Agnes war ſchon ſeit zwei Tagen abweſend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia ſelbſt dahin zurückkehrte, dachte ich an die einſame und ſtille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord waren, wie an einen längſtvergangenen Traum, deſſen Beſtimmung es war, beim Erwachen zu verſchwinden und ſich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er

Helene an meinem Arme ſah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum erſten Male der Gedanke, daß er ſie möglicherweiſe liebe. Sein Benehmen gegen mich erſchien mir nun in anderem Lichte; es war Eiferſucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er dieſe errathen ließ — und ich ſah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er ſchüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung beſtärke. Ich war unangenehm überraſcht, als er ſich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anſchloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, ſie zurückſchicken zu dürfen; es plaudere ſich beſſer in dieſer lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete ſich offenbar zu einem Geſpräche vor, über deſſen Inhalt und Zweck er mit ſich noch nicht einig war. Er geſtand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entſchuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und beſtellte zwei Rheinweinflaſchen. „Zwei Deutſche," ſagte er mit erzwungenem Scherze, „können ſich ſeit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht ausſprechen, beſonders wenn es ſich um Wichtiges handelt."

Er ſchenkte ein und wir ſaßen da und tranken köſtlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorſchein; er ſuchte im Gegentheil die unwichtigſten und gleichgültigſten Gegenſtände aufs Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geſchenk des Fürſten Metternich an ſeinen Vater ſei. Er kam mir ſonderbar vor, dieſer ſo ernſthafte, junge Mann, der ſonſt nur Geſpräche über bedeutendere Fragen liebte. Er trank mehrere Gläſer und ſchien ſich im Weine und mit vielen

Worten den Rausch beschleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgültig hinzuwerfen, was ihm gerade das angekündigte Wichtige war.

„Nun," fragte er lächelnd, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?"

„Verlobter?" rief ich achselzuckend, eben so gezwungen, wie er auf seinen scherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?" fragte er etwas erstaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernst zu machen; schon spricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache."

„Wovon spricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; sie ist nicht zu kompromittiren."

„Allerdings," lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen ist man unkompromittirbar."

„Und mit Helenens und der Familie Charakter," fügte ich ernster hinzu.

„Sie haben Recht," sagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Also Sie haben nicht um sie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyst Alles zum Abschlusse bringen müsse. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen sagen, daß Sie dem Alten sehr wohl gefallen; er hat, wie er sich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförschelt" und Sie gut befunden; die Baronin wünscht sich keinen liebenswürdigeren Schwiegersohn, die Gräfin keinen lebhafteren Gesellschafter."

„Und die Hauptperson? von der schweigen Sie?"

„Die Hauptperson ist Ihnen geneigt, und Sie brauchen sich nur durch wenige Tage anzustrengen — ich setze voraus, daß Sie das in Marienlyst gethan haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, bescheidene Helene ist so dankbar."

„Aber, lieber Graf, sagte ich etwas stutzig, ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von Anstrengung zu sprechen?"

„Es bedarf also der Anstrengung nicht? Desto besser!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie lieben also Helene? fragte der Graf, indem er die

Lampe etwas zur Seite ſtellte, um mir beſſer ins Auge ſehen zu können.

Ich erhob mich, und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausſtreckte, ſagte ich, „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen.“

Der junge Mann ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erſchienen, ſeufzte tief auf und ſagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Urſache gebe, mich gehörig zurückzuweiſen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie.“

Er ſetzte ſich wieder auf denſelben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgeſtanden war, beugte ſich vor über den ſchmalen Tiſch und ſagte langſam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg; ſie beſteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewiſſes Mitleid mit ihr, da ich ſie meiſt von Menſchen umgeben ſehe, die etwas von ihr wollen, die ſie ausbeuten, die durch ſie emporzukommen wünſchen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einſamkeit, bei dem innigſten Wunſche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums ſind eben ſo kühl, als ſie dunkel ſind. Vor Allem aber liebe ich Helene!“

Der Graf ſchwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leiſe lächelnd fort: „Sie ſehen, daß ich ein gewiſſes Recht habe, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweiſe zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgeſprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beſte unter dieſen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle dieſe letzten Wochen aus Eiferſucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eiferſucht iſt, die mich jetzt mit Aufregung, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer

möglichen Verlobung mit Helenen ſprechen läßt. Sie wird jedenfalls jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater iſt ein Legitimiſt aus der alten Schule; die Heirath ſeines Sohnes mit einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichſten und wahrhaftigſten Kummer verurſachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater dieſen Kummer um ſo lieber erſparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unſeres Umganges nie eingefallen iſt, daß ſie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundſätzen und Anſichten von der Liebe ſoll dieſe ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täuſche ich mich, aber bei mir iſt es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müſſen, um ein ſchwächliches Daſein zu friſten. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht ſchon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geſchöpfes nicht an eine zweifelhafte Exiſtenz knüpfen. Sie ſehen, es iſt nicht Eiferſucht, nicht Selbſtſucht —"

Er unterbrach, ſtand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet ſehen, der ſie liebt. Sie braucht das, ſie kann anders nicht glücklich ſein. Aber ich bin um ihr Glück beſorgt, denn ſie hat eine Seele voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr ſagt: „Ich liebe dich!"

Er ſetzte ſeinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langſamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, ſie an Ihrer Seite zu ſehen."

Ich ſchwieg. Ich war keines Wortes fähig. Ich ſaß da wie der Verbrecher vor ſeinem Richter ſitzt und nachdenkt, ob er bekennen ſoll oder nicht? Aber ich ſagte mir, daß, wenn der junge Mann noch länger ſo fortfahre, ich wohl bekennen werde, und

ich ſuchte nach Mitteln, das Geſpräch abzubrechen, um einem äußerſten und entſcheidenden Entſchluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit ſeinem Vertrauen eben ſo zurückweiſen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit ſeines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefſten Kummers auf dem Geſicht ſchien er mir zu Allem berechtigt. Auch ſagte er mir, daß das Entſcheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müſſe; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung geweſen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!“ rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube ſtehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir raſch ins Wort: „Entſchuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgeſprochen; Sie ſollen mir darauf nicht antworten.“

Dann ſtellte er ſich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tiſch ſtützend, ſagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, ſehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeſchränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einſt, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater iſt auch reich —“

„Aber, Herr Graf, wozu dieſe Auseinanderſetzung — ich fange an, Sie nicht zu verſtehen,“ rief ich etwas ungeduldig.

Anſtatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tiſch, ergriff eine Feder und ſchrieb raſch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beſchriebene Papier und ſchwenkte es ſtehend in der Luft, wie um die friſche Schrift trocknen zu laſſen. So blieb er ſelbſtvergeſſen ſtehen, regungslos; nur manchmal bewegte ſich der Arm und das Papier. Ohne dieſe kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptiſcher ausgeſehen. Seine Augen ſtarrten glanzlos vor ſich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl ſei,

beſinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber dieſe Bewegung weckte ihn; er ſeufzte tief auf und ging wieder auf den Tiſch los. Sein Geſicht war blaß, wie das Geſicht eines Todten, als er ſich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte ſprechen, unterbrach ſich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann ſtieß er raſch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Laſſen Sie von ihr, reiſen Sie ab; hier iſt die Verſchreibung meines ganzen Vermögens.“

So ſprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich ſprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tiſch zwiſchen uns war. Ich ſtürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausſtoßend, nach ihm, um ihn für ſeine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da ſtieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der Tiſch. Er war ohnmächtig. Ich ſtürzte hinaus und ſchickte ihm ſeine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gaſthof angekommen bin? — ich könnte es nicht ſagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beſchämt mich aufs Sopha warf und das Geſicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuſpringen und den wüthenden Rundgang aufs Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geſchimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben ſo wenig, als vorher die leiſen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht geweſen, wenn ſie über mich hereingeſtürzt und es zu einem Handgemenge gekommen wäre. Alſo ſo tief war ich gefallen, ſo weit war es mit mir gekommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, um mir eine Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit mir einen

ſolchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie ſehr ſehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine ſolche Beleidigung, eine ſolche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines Lebens. Aber Tannen hatte ſich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdroſſeln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philoſophiſch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchſt barbariſch und unvernünftig verachtet, jetzt ſchwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir ſolches bieten konnte, gegenüberſtehe und ihm eine Kugel direkt ins Herz ſchieße, oder ruhig ſelbſt die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig ſein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erſtem Morgengrauen bringen ſollte. Mit dieſer Herausforderung in der Taſche verließ ich das Hotel und ſtreifte um das Haus meines künftigen Sekundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberiſche Stirne. „Wie recht hat der Mann," dachte ich, „den ich erſchießen will; er gibt ſein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Koſten dieſes ſelben Glückes." Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entſetzen: Muß nicht Agnes eben ſo von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu, mit dem feſten Vorſatz, ſie zu wecken und zu fragen, ob ſie mich in der That für ſo jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweiſe geſchloſſen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieſes Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich ſo mächtig angezogen hatten, erſchienen mir jetzt in geſpenſtigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die ſtille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu

flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menschen. Agnes war, wie immer, wieder die erste im Garten. Als sie mich erblickte, stürzte sie mir erschrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen fürchterlich zerstört aus."

Ich ergriff aber beide Hände, die sie mir entgegenstreckte, und zog sie in die Laube, in der ich sie zum ersten Male gesehen, und indem ich diese Hände mit Küssen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlassen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!"

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit sank ich ihr zu Füßen und drückte mein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Sie verstand schnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken sollen. Dennoch zauderte sie noch mit einem tröstlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes," flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, du liebst mich!"

Sie beugte sich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den sie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Wesen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und sagte: „Herr Graf, Sie haben mich gestern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine stattgefunden, und hier stelle ich Ihnen die Braut vor."

Tannen fuhr erschrocken zurück. „Um Gott," rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein schändliches Verbrechen begangen."

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben," sagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken."

* * *

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröstet sich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verlust der Millionen.

Tannen verſchaffte mir durch eine Empfehlung an ſeinen Vater die Stelle eines Kuſtoden an einem numismatiſchen Kabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte ſich als Gouvernante etwas erſpart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und ſo geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches koſtet, ganz gut von Statten; ſo gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionſtel meines Glückes um dieſe Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erstes Kapitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei schönen englischen Pferden gezogenes, offenes Kabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langsam dahin; denn die beiden in dem Kabriolet sitzenden Personen erfreuten sich an der schönen Aussicht, die dieser Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Persönlichkeiten; aber selbst wenn sie das nicht gewesen wären, man hätte doch auf den ersten Blick ihre Abstammung und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander kennen müssen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren sie bekannter, als es sonst an diesen Ufern verweilende Fremde zu sein pflegen, und dieses Bekanntsein verdankten sie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieser Stadt immer ein aufmerksames Auge haben, ihrem längeren, schon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener schönen Greise, wie man sie im Norden nur in England findet und die Tochter, sein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechischem Profil und blauen Augen, wie sie ebenfalls nur in England anzutreffen sind. Als sie am Café du Nord vorbeitrabten, liefen

die Gäste ans Fenster, um „Sir William Spencer und Miß Lucy" zu sehen; dasselbe geschah im zweiten und dritten Kaffeehause des Quais. Solche Aufmerksamkeit erregten die Zwei schon seit Jahren, schon seit Sir William mit seiner damals vierzehnjährigen Tochter zum ersten Male in Genf erschien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieser schönen Jugend und dieses beinahe eben so schönen Greisenthums war ein in der That höchst erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy sich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und stand in ihrer schönsten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte sie plötzlich nach links und der Rhonestraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hause und zu Tische?" fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit," antwortete die Tochter — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben."

„Du bist nicht aufrichtig, Lucy!" sagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein," sagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht."

„Also habe ich errathen" — fuhr der Vater fort — „du lenktest hier ein, weil du auf der Brücke Mr. Starling kommen siehst."

„Ganz richtig!" lächelte Lucy.

„Siehst du, Lucy, es ist dir doch, als hättest du ihm Unrecht gethan, sonst würdest du seinem Gruße nicht ausweichen."

„Nicht so, Papa, von Unrecht ist keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir dessen bewußt, daß ich alle die guten Eigenschaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächstens einen Korb wird geben müssen. Ich bin ihm gut, er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich behandle ihn darnach; aber das täuscht ihn, darauf baut er

Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächst wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er es schon bei dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er ist überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das ist bei ihm zur fixen Idee geworden."

„Aber warum sollst du ihn nicht lieben können?" fragte Sir William.

Lucy peitschte ungeduldig die Pferde, daß sie ausgriffen und in raschestem Trabe die Corraterie hinaufsprengten.

„Peitsche mir den guten Hektor nicht so unbarmherzig," lächelte der Vater.

„Das ist deine Schuld, Papa. Wie kannst du nur solche Fragen stellen? Bist du schon so alt, um solcher Fragen fähig zu sein? Du sagst immer, daß du mit mir wieder jung geworden bist — ich glaube es manchmal, aber solche Fragen machen mich wieder irre."

„Wohl! Du hast Recht!" sagte der Vater begütigend, — „aber selbst für unbestimmte Gefühle sucht man wenigstens nach allgemeinen Ursachen; man will sich doch Rechenschaft geben — und du besonders, du liebst es sonst, dir deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, du kannst mir auch hier, wenn du willst, wenigstens einen allgemeinen Grund deines Widerstrebens gegen diese Heirath angeben."

Lucy schwieg eine Zeit lang, dann fragte sie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen deines Onkels, des alten Lord Macdouald, ruht ein gewisser Schandfleck?"

„Ja! Leider!" seufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte sein können, durch eine gemeine Geldspekulation befleckt. Leider hat er seine hohe Stellung benutzen wollen, um sich schnell zu bereichern. Ohne diese Schwäche würde unsere Familie einen Mann aufzählen, der sich neben Nelson stellen könnte. Aber wie kommst du jetzt auf Lord Macdouald?"

„So!" antwortete Lucy, „ich wollte dir sagen, daß ich ganz

wohl einen Lord Macdouald mit seinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann ist, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit seinen kühnen Thaten in Erstaunen gesetzt hat."

„Du liebst die Soldaten, wie alle Mädchen," sagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich schätze mich glücklich, bei Trafalgar gewesen zu sein, sonst hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und sah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „du wärest ein Mann und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrst übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile sind sie roh, ungebildet und eingebildet; sie meinen, die Welt könnte ohne sie nicht bestehen und gewiß wäre sie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre schönsten Thaten sind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disziplin, des Gehorsams oder höchstens des Temperamentes, selten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeisterung. Ihre auffallendsten Thaten zerstören in ihnen oft das Beste, was der Mensch in Herz und Seele besitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen solchen, der schon etwas gethan hat, oder dem ich es ansehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig ist."

„Well! Well!" murmelte der Alte, „du bist mein altes britisches Mädchen — aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgesetzt sind und daß wir anstatt nach Carouge nach Hause fahren könnten."

Lucy wandte den Wagen, als Künstlerin, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Insel auf den Quai des Bergues. Dort ließ sie die Pferde wieder langsamer gehen, um den Zög-

lingen eines der zahlreichen Knaben-Institute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu laſſen und ſie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübſchen Knaben, Papa," ſagte ſie.

„Es ſind viele Engländer darunter," bemerkte Sir William.

In demſelben Augenblicke erſcholl ein heftiges Angſtgeſchrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das ſie unvorſichtiger Weiſe aufs Parapet geſetzt, um es ſich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen laſſen. „Das Kind! das Kind!" ſchrie ſie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichſte Todesangſt blickte aus ihrem blaſſen, von Entſetzen entſtelltem Geſichte. Lucy ſah, ſelbſt vor Schrecken erſtarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und ſchäumenden Rhonewellen, dort, wo ſie mit gewaltigem Falle aus dem See ſtürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erſchien, bald unter dem Schaume verſchwand. Trotz dem Feſſelnden des ſchrecklichen Schauſpiels wurde ihre Aufmerkſamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächſten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Inſtituts befand ſich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der ſtille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorſteher der Anſtalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, ſchlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerkſamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, ſtieß den Lehrer, der ihn krampfhaft feſtzuhalten ſtrebte, mit Gewalt von ſich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Fauſt und ſtieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe ſtand im ſelben Augenblicke auf dem Steingelände und ſtürzte ſich, unter dem Aufſchrei ſeiner Mitſchüler und des verſammelten Volkes, in das ſchäumende Waſſer, das ihn mit ſeiner reißenden Schnelligkeit ſofort entführte und für lange Sekunden unſichtbar machte. Der

Lehrer, der sich mit offenbarer, moralischer Anstrengung von dem betäubenden Schlage rasch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hülfe. Ihm nach eilten, rufend, schreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an diese schloß sich das Volk, das sich bei dem allgemeinen Geschrei versammelt hatte. Auch Lucy jagte die Pferde, den Blick immer den schäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!" rief sie, indem sie dahintrabte, als ob sie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!" sagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es ist Herr Röder, ein Deutscher, der Vorsteher der Anstalt."

Lucy hörte nicht; sie hatte sich im Wagen aufgerichtet und sah, indem sie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indessen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um sich seinem Schüler nachzustürzen; aber da entwickelte sich zwischen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er soeben durchgemacht hatte. Er stand am Steingelände und strebte hinauf zu gelangen, während sich die Knaben an seinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Gesicht war blaß, seine großen schwarzen Augen traten aus den Höhlen und starrten während des Ringens fortwährend in die schäumende, fürchterliche Fluth, wo sie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hydraulischen Maschine entgegenschnellt. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es; ein tiefer Seufzer hob seine Brust und das ganze versammelte Volk, das nach dem ersten Lärm sprachlos und stumm geworden war, stieß ein Geschrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verschwunden gewesen, hing an einer der Schleußenpfosten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen

hielt. Die ſchottiſche Mütze war verſchwunden; aus ſeinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Waſſer in Strömen. Er achtete nicht darauf; er ſah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter ſeinem linken Arme lag. Die Zöglinge ſtürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu ſein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!“ Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber ſuchte er ſich mit größter Kaltblütigkeit auf ſeinem gefährlichen Standpunkte feſter zu ſtellen und, nachdem ihm dieſes gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leiſe und langſam, um das Waſſer aus Mund und Naſe ſtrömen zu laſſen. Er führte dieſe Operation ſo beſonnen aus, wie ein alter Schwimmmeiſter, und mit dem beſten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in ſeinem Arm gelegen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromſchnelle, von der Bergues-Brücke her, mit der Raſchheit eines Pfeiles, einer der ſtets bereitſtehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fiſcher lenkten ihn kunſtvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenſtreckte. Aber bei dieſer Bewegung verlor er ſeinen Halt und ſtürzte aufs Neue in die Fluth, während die Fiſcher das Kind in den Händen hielten. Wieder erſcholl ein Schrei des Entſetzens, wieder verwandelte er ſich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete ſich ſogleich wieder empor und ſchwang ſich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An dieſem war ein Seil befeſtigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daſelbſt an Ketten liegenden Waſch-Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder ſprang die Treppe hinab und empfing ſeinen Zögling in ſeinen Armen, während die Schweſter des geretteten Kindes daſſelbe in Empfang nahm und noch ganz außer Faſſung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung, in der Vorſtadt St. Gervais, entgegeneilte.

Alles drängte ſich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai ſtand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, ſeine Mitſchüler ſuchten ihm die naſſe Jacke abzuziehen, indem ſie ihn bald mit ſeinem Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeſchwollenen Schläfe ſeines Lehrers.

„Ich erinnere mich," ſagte er ſanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Fauſtſchlag verſetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht ſo dumm, mein Junge," erwiderte dieſer; „das iſt dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; du mußt aus den naſſen Kleidern heraus, daß du dich nicht erkälteſt."

Herr Röder ſah ſich um, wie nach einem befreundeten Hauſe ſuchend, in das er mit Odo treten konnte. Da ſtand Lucy neben ihm und ſagte in deutſcher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir dieſen Gentleman; wir bringen ihn in unſerem Wagen raſch in unſer Landhaus, das nicht fern von hier iſt."

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Penſion liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung und Odo, der Lucy verſchämt und lächelnd gewähren ließ, ſtieg in den Wagen. Herr Röder ſchickte die andern Zöglinge nach Hauſe mit dem Auftrage, friſche Wäſche und Kleider in die Villa Sir Williams zu ſenden und ſtieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy ſchwang ſich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhauſe zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſie den Kopf, und wenn ſie Odo zittern ſah, ſchlug ſie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler ſogleich in ſein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung ſtellte, und verließ

ſie, um ihnen volle Freiheit zu laſſen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäſche und Schlafrock, und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Kaſchmirſchlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf- und abſtolziren; aber Herr Röder zwang ihn ins Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Taſſen Thee zu ſchlürfen. Er ſaß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er ſich überzeugt, daß ſein Puls nicht um einen Schlag ſchneller ging, als es bei ſeinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu ſchlafen verſuche und ging dann in den Salon, um Sir William und ſeiner Tochter für ſo viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm ſogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?“ fragte ſie eifrig.

„Ganz vortrefflich,“ lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig ſchlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden ſein.“

Sir William lud ihn ein, ſich zu ſetzen; dann fragte er: „Wer iſt der Knabe?“

„Er iſt Ihr Landsmann, Sir,“ antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonſhire und ſtammt aus einer guten Familie; ſein Name iſt Odo Worthington.“

„Es ſcheint ein braver Junge,“ ſagte Sir William.

„O Sir,“ rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann ſagen, ein ausgezeichneter Menſch.“

„Ich habe,“ fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben ſo ſehr gedacht, wie des Knaben und ſeiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geſchah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es iſt eigentlich ſchrecklich. Ich dachte ſchon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr Möglichſtes gethan, um ihn von dem Sprunge ins Waſſer abzuhalten. Nun Sie

tragen das Zeugniß im Geſichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und geſtoßen wie der beſte Boxer Alt-englands. Man ſchlägt ſich ſelten ſo gut, um ſich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und ſagte, indem er das geſchwollene Geſicht im Spiegel betrachtete: „Dieſer Stoß iſt mir lieber, als jede Liebkoſung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, ſo verſichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, ſondern nur an die ſchreckliche Möglichkeit. Der Tod dieſes Jungen wäre mir ſo nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es beſſer als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachſen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber ſaß, halb in Gedanken verſenkt, halb zerſtreut.

„Wirklich!" beſtätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer ſiebenzehnjährigen pädagogiſchen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tauſend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es ſonſt nicht möglich iſt; aber ich verſichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menſchen, die ſich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geiſtes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Weſens mit ihm meſſen könnten.

Der alte Pädagog hatte dieſe Worte mit ſolcher Innigkeit ausgeſprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß ſich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?" wiederholte ſie fortwährend, während der Vater verſicherte, daß der Junge ganz dieſen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu ſagen, vielleicht auch weil ihr Alles,

was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?“

Herr Röder lächelte: „Das ſind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat ſeinen Spitznamen und je beliebter einer iſt, einer deſto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er ſich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hauſe, als er ſchon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, ſeine Sanftmuth, ſeine Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm dieſen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß ſich mit dieſen ächt weiblichen Eigenſchaften eben ſo viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. ſ. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzuſtellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Menſch.“

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir,“ ſagte er, „der Inſtinkt der Kinder und Mitſchüler erräth das innerſte Weſen eines neuen Zöglings eben ſo ſchnell und klar, wenn nicht ſchneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitznamen den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuſchlagen hatte.“

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen intereſſirten Sir William, indem ſie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten ſeine Theilnahme um ſo mehr, als Alles, was Herr Röder ſagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und raſch einleuchtete und dabei deſſen große Liebe zu ſeinem Berufe und ein allgemeines menſchliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ ſich gerne belehren. Erziehung hat für alle weiblichen Seelen einen großen Reiz; dieſer Beruf, ſo ſchön vertreten wie er hier war, ſchien ihr mit Einem Male der ſchönſte und heiligſte. Doch hörte ſie am liebſten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, ſich auf Beiſpiele berief und bei dieſer

Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine solche Erinnerung mahnte sie daran, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und sie stand auf, um einen Bedienten ins Schlafzimmer zu schicken und wollte den Salon verlassen, als sie erstaunt am Fenster stehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein englischer Midshipman dein Reitpferd."

Sir William eilte ans Fenster, auch Herr Röder erhob sich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Ist der Junge schon auf dem Rücken eines Pferdes!" Jetzt erst erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midshipman ihren Gast, den sie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgesinde bewundert, die englische Stute des Hausherrn, die eben vom Hufschmied heimgekehrt war, in dem nicht sehr ausgedehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunst die ganze Schule und allerlei Kunststücke durchmachen ließ.

„Er sitzt gut zu Pferde," sagte Lucy.

„Besser, als man es an uns Seeleuten gewohnt ist," versicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu stören; offenbar freute es sie, den Jungen zu Pferde zu sehen, wie er sich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine englische Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig," sagte Lucy; „wie kommt er in diese Tracht?"

„Odo ist wirklich Midshipman in der englischen Marine," erwiderte Herr Röder; „er ist bei mir nur auf Urlaub, um die deutsche und französische Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Pension zum Kleiderwechseln die Uniform geschickt, die er sonst nur an Sonntagen trägt."

„Also mein richtiger Kamerad," lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenster aus beobachtet war;

er erröthete, schwang sich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röders folgend, ins Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anstatt sofort Sir William und Miß Spencer aufzusuchen," sagte Herr Röder, „um für so viel Güte zu danken, tummelst du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden lassen wollte, sah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerstehen. Sie wissen ja, meine Leidenschaft."

„Ja, ja," lachte Sir William, „das Pferd ist die unglückliche Leidenschaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir sahen uns überall gleich nach Pferden um, und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Belustigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichsten Rosinanten durch die erschrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, so werden Sie mich entschuldigen," lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung."

Sir William ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie; eben so that seine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja," sagte Odo dann, „ich soll auch danken; ich danke herzlich für so viel Gastlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?" setzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für sonst nichts; das ist Alles," lachte Sir William.

Herr Röder wollte sich nun mit seinem Zöglinge empfehlen; aber sie wurden zum Essen, mit dem man ihrethalben so lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte sie Sir William, der versicherte, daß er sich nur ungern von Odo trenne, in seinem Wagen nach der schönen La Châtelaine, der Anstalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als sie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden Park einfuhren, standen sämmtliche Zöglinge versammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo! Hurrah Mary! Vive

Man! und ſo rufend, liefen ſie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauſes. Lucy machte es den Eindruck, als wäre ſie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erſchütterten ſie im Innerſten, und als Odo aus dem Wagen geſprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte ſich plötzlich des Geſpräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen ſolchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von ſeinem Volke ſo empfangen wird!

Zweites Kapitel.

Odo, von Sir William eingeladen, ſo oft als möglich zu kommen, war in der engliſchen Villa bald heimiſch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wiſſend, daß der Umgang mit ſolchen Menſchen das beſte Erziehungsmittel ſei, erlaubte ihm, ſo oft es ſeine Stunden geſtatteten, die neuen Freunde zu beſuchen. Nach ſolchen Beſuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum biſt du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte ſich durch dieſen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Dieſem that die Liebe, die man ihm im Hauſe zeigte, ſehr wohl; ſie machte ihn heiter und geſprächig, ohne daß er ſich von Urſachen und Wirkungen Rechenſchaft abgelegt und ſeine Unbefangenheit verloren hätte. Meiſt war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathskandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umſtande ſie das Schauſpiel in der Rhone und die Bekanntſchaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abſchied, da er Genf verlaſſen und eine größere Reiſe machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo

das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuſpielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo," ſagte er zu dem Knaben, „wenn Sie ſich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigſtens ein Nelſon, Wellington oder Shakeſpeare; Ihre Mama kann nur die höchſten Spitzen der Menſchheit lieben; gewöhnliche Menſchen ſind ihr ein Greuel."

So ſprechend, verneigte er ſich und verließ das Zimmer.

„Mama!" lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama."

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch ſchien es ihr, als hätte ſich Starling damit, daß er ihr dieſen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Iſt es wahr, Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können?" fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund," erwiderte ſie ernſt, „es iſt nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen rechten Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu ſein."

Es iſt mir, dachte ſie bei ſich, als ob ich ſelbſt einen Knaben lieben könnte. Aber um dieſen Gedanken zu zerſtreuen, ſchlug ſie Odo ein Federballſpiel vor und verbrachte ſie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindiſchen Spielen, obwohl es beſprochen geweſen, heute ein Shakeſpeare'ſches Stück, und zwar Julius Cäſar zu leſen. Sie hatte es ſich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den engliſchen Dichter leſen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum erſten Male in ihr erwachte, wünſchte ſie Etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Charakter ſchien ihr ſo gut angelegt, daß ſie glaubte, man müßte ihn ganz ſeiner ſelbſtändigen Entwickelung überlaſſen, ja er ſtand in ihren Augen ſo hoch, daß ſie es für Anmaßung angeſehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch ſeinen Umgangsformen glaubte ſie ihre ganze Natürlichkeit belaſſen zu müſſen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieſes Weſens, das ihr ſo wohl gefiel, nicht den geringſten Abbruch zu

thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; ſein Geſchmack konnte noch an Kunſtwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beiſpielen geſtärkt werden; darum liebte ſie es, mit ihm zu leſen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebſten in der Woche; an ſolchen Tagen machte ſie keine Beſuche und nahm ſie keine an. Ueberhaupt beſchränkte ſie den ſonſt ſchon geringen Umgang mit wenigen engliſchen Familien immer mehr; am liebſten war ſie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See ſelbſt im Kahne, deſſen Segel und Steuer der Midſhipman leitete. Der Frühling hatte ſich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas ſpät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf ſeinen blauen Schimmer durch die Fenſter des Hauſes. Die Dampfſchiffe brausten immer zahlreicher und von Luſtreiſenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick verſenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in ſchattiger Allee auf- und abgehend und den ſchönen Verſen John Keats horchend, fiel ihr plötzlich Franceſca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages laſen wir nicht weiter."

Sie erſchrak; ſie war empört über ſich ſelber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und ſich zu ſammeln, die Hand in das Buch.

„Leſen wir nicht weiter?" fragte er.

Dieſe Worte erſchreckten ſie aufs Neue. Sie fuhr zuſammen, ließ die Arme ſinken und ſah vor ſich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?" fragte Odo beſorgt.

Dieſer Titel, der Odo ſeit Starlings Abſchied geläufig geworden, brachte ſie wieder zu ſich.

„Nichts, nichts, mein Sohn," ſagte ſie lächelnd — „etwas Schwindel. Leſen Sie weiter, leſen Sie ja weiter."

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte ſie: „Wie alt war John Keats, als er dieſen Endymion ſchrieb?"

„Ich glaube," ſagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt."

„Iſt ein ſolcher achtzehnjähriger Knabe" — ſagte Lucy vor ſich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttauſende von fünfzigjährigen Männern?"

„Gewiß! gewiß!" rief Odo, „mir iſt er lieber, als die hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauſes."

„Wie alt ſind Sie, Odo?"

„Aber Mama!" rief dieſer lachend — „welch' ein Gedächtniß! Gerade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen, und gerade um einen Monat älter, als da Sie ſich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: alſo fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter ſo genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich ſo oft zu fragen."

„Sie ſind unartig," ſagte Lucy verdrießlich, indem ſie that, als ob ſie ihm ſeinen Scherz übel nähme, während ſie ſich eigentlich nur über ſich ſelbſt ärgerte, da ſie ſich erinnerte, in der That ſo oft nach ſeinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böſe," bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte ſie zu wiederholten Malen.

Da mußte ſie wieder an Franceſca da Rimini denken und unwillkürlich blickte ſie zurück, ob nicht die ſtrafende Gerechtigkeit hinter ihr ſtehe.

„Wen ſuchen Sie, gute Mama?" fragte Odo.

Dieſer Name brachte ſie wieder zu ſich; ſie lächelte und ſagte: „Niemand, lieber Sohn."

Doch verabſchiedete ſie den Knaben heute früher als ſonſt und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichſte; denn ſie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt und kam ſich dabei lächerlich vor.

Sie ſagte ſich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greiſe, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das ſich ſchon ſo viele Bewerber drängten, das ſeit Jahren vermählt ſein könnte, zu einem Knaben ſei lächerlich, ja müſſe, in den Augen jedes Verſtändigen, abſtoßend, häßlich, beinahe verbrecheriſch ſein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in ſechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind ſein und ſie, ein Weib, ein fertiges Weib, das ſchon Kinder auf ſeinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte dieſen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer ſchreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren ſah ſie ſich als früh gealterte, in Mißmuth und Entſagung verblühte Frau, während Odo in ſeiner unverwüſtlichen Friſche als junger Mann neben ihr ſtand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie ſich und zuckte die Achſeln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich ſelbſt, daß ich einen geraden und geſunden Menſchenverſtand habe; nun kommt die Närrin zum Vorſchein. Man ſcheint auf dem Kontinent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müſſe. Wir wollen aber ſehen, wer ſtärker iſt, dieſer verrückte Winkel oder der geſunde Reſt.

Sie ging in ihre Stube und ſchrieb an eine Freundin in England einen langen Brief, in dem ſie zuerſt viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntſchaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater ſehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte ſie hinzu, daß ſie ſich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer ſo ſchönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indeſſen, meinte ſie, nach einer längeren Ausführung dieſes Satzes, indeſſen kann man bei einem mit ſo vielen fertigen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften ge-

borenen Charakter wenig thun. Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt ſein dürfte, für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte ſie hinzu: „Du wirſt über meinen Brief und deſſen gouvernantenhaften Charakter lächeln. Du haſt mich eben ſeit vier Jahren nicht geſehen und kennſt nur den Wildfang, den du in Fräulein Meyers Penſion in Bonn verlaſſen; ich bin ſeitdem, beſonders in den letzten Monaten, viel ernſter geworden und — ich freue mich deſſen — viel älter als meine Jahre.“

Nicht nur große Schriftſteller wie Goethe beruhigen und befreien ſich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederſchreiben und durch die ſogenannte Objektivirung derſelben; auch junge Mädchen beſitzen dieſe Kunſt und den Drang, ſie auszuüben — daher in gewiſſen Jahren ihre Schreibeluſt, ihr Hang zu Tagebüchern und Korreſpondenzen. Freilich, das Genie befreit ſich aus ſolcher Befangenheit für immer, das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war ſie von ihrer ſchweſterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als ſeit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab ſie ſich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, ſich ſelbſt in dieſer Ueberzeugung zu befeſtigen, und zu dieſem Zwecke nahm ſie gegen Odo einen ganz andern, wie ſie ſagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtſein eine gewiſſe Befangenheit, die ſie in ſeiner Geſellſchaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszuſetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte ſich aber bald, ja bat ſie, doch recht viel an ihm zu hofmeiſtern. Dieß geſchah manchmal mit einer Herbheit, daß ein Dritter hätte

glauben können, der Umgang mit dieſem jungen Menſchen ſei ihr zur Laſt, oder daß ſie mindeſtens in ſeiner Geſellſchaft große Geduldproben zu beſtehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war ſchon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhauſe, das Byron ſo lange bewohnt und in dem er ſeinen Freund Shelley ſo oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald geleſen und dieſe Fahrt, um die Odo ſeine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er ſich noch auf dem Rückwege von jener unſäglich ſchönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an ſolchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden ſind. Er war mit dem erſten Schritte in die Villa Diodati ſchweigſam geworden und ſchweigſam ſaß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie ſaß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und ſah ihn mit gerührtem Blicke an. Dieſe ſtrebende, friſche, ahnungsvolle Seele erfüllte ſie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr ſo rührend, daß ſie dieſe Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie ſelbſt kam ſich ihm gegenüber ſo alt, ſo fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen ſtiegen ihr ins Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein ſolcher Child Harald!“

Sie mußte antworten, aber ſie durfte nicht ſo antworten, wie ſie es gewünſcht hätte, und ſo rief ſie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unſere ſanfteſten Gefühle und Gedanken verſtecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben ſollte, zurück: „Schämen Sie ſich, Odo! Solche zerriſſene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer ſind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der ſeine Pflicht kennt und in ſeinem Berufe das Seinige thut, iſt mehr werth, als alle Byron'ſchen Helden zuſammen genommen!“

Dieſen Mann, den ſie höher ſtellte, als alle Byron'ſchen

Helden, ſah ſie keimen in demſelben Knaben, den ſie ausſchalt; ſie vertheidigte ihn gegen ſeine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erſchreckt. Er zog raſch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn ſchwankte.

„Seien Sie nicht böſe, Miß Lucy," bat er, indem er ſich zu ihren Füßen ſetzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte ſie auf ſeine Haare und ſagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!"

„Verzeihen?" lächelte der Knabe. „Ich bemerke ſeit einiger Zeit, daß Sie ſehr ſtrenge mit mir ſind. Aber es thut mir unendlich wohl."

„Wie?" fragte Lucy überraſcht.

„Ich will Ihnen ein Geſtändniß machen, Miß Lucy."

„Ein Geſtändniß?" fragte Lucy, vor Angſt zitternd.

„Sie wiſſen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie ſo ſind, wie Sie ſind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb."

„Nun?"

„Meine Mutter ſtarb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie ſelbſt hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; ſie war ſo jung, ſo ſchön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich ſie heute geſehen, beſonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Geſellſchaft und war dazu ſchon angekleidet. Da kam ſie noch herein in die Kinderſtube, um mir gute Nacht zu ſagen. Als ſie hereintrat, ſagte ich mir: wie ſchön iſt meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen; das war ganz luftig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte ſie eine kleine Roſe mit einigen grünen Blättern. Sie war ſo ſchön und ich ſagte ihr es auch. Da lächelte ſie ſo lieblich, ach ſo unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergeſſen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!"

Lucy bückte ſich herab und blickte ihm ins Geſicht. Ein

trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der ſich nach der unſchuldigſten Liebe ſehnte und ſie bückte ſich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieſes Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie ſie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieſer Moment iſt mir eben ſo theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die ſchilt, iſt wohl ebenſo lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieſes Glück nur ſo kurz genoſſen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küſſen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!“

So ſprechend drückte er ſein Geſicht in ihre Hände und ſie fühlte ſie von Thränen benetzt. Sie ſaß aufrecht und blickte vor ſich hin. Ein Dampfſchiff näherte ſich; ſie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus deſſen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Geſicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die ſie eben empfangen hatte. — Nun, ſagte ſie ſich, dieſe Lehre ſtimmt ja ganz mit meinen Vorſätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des Sees; wie zufällig und ſpät ſtieß er ans Ufer.

Drittes Kapitel.

Trotz der Uebereinſtimmung ihrer Vorſätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade ſein Geſtändniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu faſſen. Von dem Augenblicke an, da ſie wußte, daß ſie Odo an ſeine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerſpruch. Sie erkannte, daß ſie einen falſchen Weg eingeſchlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die ſie auf ſo unbegreifliche oder wenigſtens verwerfliche Weiſe verloren hatte und ſie wäre glücklich geweſen, hätte ſie irgend einen neuen Gegenſtand der Beſchäftigung gefunden.

Wäre in dieſer Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zuſagende Antwort erhalten. Dieſe Sehnſucht nach einem neuen Gegenſtande war es, die ſie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach deſſen Familie fragen ließ.

„Haben Sie," fragte ſie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat ſich die Familie niemals um den Retter gekümmert?"

„Doch, doch!" antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhoneſprung erſchien der Vater des Kindes in der Penſion, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es ſo ſchön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für ſich einnahm. Auch mir gefiel der Mann ſehr und ich habe ihn darauf wieder beſucht."

„Und wer iſt er?"

„Das iſt ſchwer zu ſagen; denn er iſt gewiß nicht, wofür er ſich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauſes der Contance, wo er mit ſeinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da ſieht es ärmlich genug aus. Am Fenſter ſteht ein Werktiſch, und an dem ſitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuſe. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weiſe, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen."

„Wie heißt er?" fragte Lucy.

„Er nennt ſich Durand und dieſen Namen findet man auch mit dem Prädikat ‚Graveur' an ſeiner Thüre. Aber er ſagte mir bei meinem Beſuche ſofort, daß dieß nicht ſein Name ſei und er nannte mir einen italieniſchen, den ich nicht recht gehört und den ich vergeſſen habe — denn, ſehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Perſon im Zimmer, die mich mehr intereſſirte, als Herr Durand, und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm."

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?" fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, ſondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch ein Geſicht und welche Augen! Ein kleines mageres

Geſichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer ſchienen als das ganze Geſicht und ſo ſchwarz und leuchtend wie ſchwarze Diamanten! Ein ſolches Geſicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Geſichtchen anſah, ſo voll Milde und Dankbarkeit; ich verſichere Sie, ich hätte für dieſen Blick mitten im Winter noch zehn Mal in die Rhone ſpringen können!"

„So!" ſagte Lucy, „wie alt iſt das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt ſein."

„Und ſeitdem haben Sie ſich um dieſe Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntſchaft nicht fortgeſetzt?"

„Nein," ſagte Odo, „ſeitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Penſion gelaſſen hat, bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und ſah einen Augenblick ſchweigend auf die Arbeit hinab, die ſie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte ſie wieder: Kann man für die Familie nichts thun, da ſie ſo arm ſcheint?"

„Ich glaube nicht," ſagte Odo. „Herr Durand, oder wie er ſonſt heißen mag, ſieht in ſeiner Armuth ſo ſtolz aus und ſcheint von ihr umgeben wie von einer Feſtung, die jede ſolche Annäherung abweist. Herr Röder meint, er habe gewiß viel beſſere Tage geſehen, und er hält ihn für einen italieniſchen Flüchtling. Auch ſprach er mit ſeinen Kindern italieniſch.

Lucy nahm ſich vor, die Bekanntſchaft dieſer italieniſchen Familie zu machen; auch ſprach ſie Odo davon, ſich von ihm einführen laſſen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß ſie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewiſſes Etwas, das ſie ſich nicht eingeſtehen wollte, hielt ſie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit ſolcher Wärme geſprochen, daß ſie eine gewiſſe Eiferſucht fühlte, und daß ſie nicht ſelbſt die Gelegenheit des Wiederſehens herbeiführen wollte. Um ſich dieſes Gefühles wegen vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſagte ſie ſich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schweſtern auf ihre Brüder eiferſüchtig ſind, und ſie fand das natürlich. Iſt es nicht ſchmerzlich, ein Weſen, das uns bis zu einem gewiſſen Momente durch

so innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und stärkere Fesseln an eine Frau geknüpft und sich entführt zu sehen? Sie empfand, wie weh eine solche Erfahrung thun mußte und beschloß, diese Erfahrung ihrem Vater so lange als möglich, vielleicht immer, zu ersparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbst war schon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Gesichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenster des Gartenhäuschens saß und ihre Blicke über den See streifen ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit.

„Was haben Sie?" fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz schneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit," sagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob sie mich freuen, ob traurig machen soll. Sie werden es mir sagen und Sie werden mir rathen, Mama."

„Was ist es? was ist es?"

Odo zog einen Brief aus der Tasche. „Es ist ein Brief meines Vormundes. Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, bestimmt ist, eine Erdumseglung vorzunehmen und an den wichtigsten Punkten des stillen Ozeans, der Südsee, der indischen und chinesischen Gewässer zu landen. Es steht mir frei, ob ich diese wundervolle Reise, die wenigstens drei Jahre dauern soll, mitmachen will oder nicht?"

„So?" fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?"

„Was soll ich thun?" fragte Odo.

Lucy ließ die Arme sinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun sollen? Als ob Sie nicht schon wüßten, was Sie thun werden!"

„Es ist wahr," rief er, „ich weiß, was ich wünsche. Die herrliche Reise! wie viel kann ich sehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als sonst ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann sein. Und doch, Miß Lucy," fügte er

nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein sagen, so bleibe ich.“

Lucy sah ihn betroffen, beinahe erschrocken an. Sie wußte, wie sehr die Theilnahme an einer so großen Unternehmung seinem Charakter, seinen innigsten Wünschen entsprach; sie wußte, daß eine solche Weltfahrt die Verwirklichung seiner schönsten Träume war, daß ihn einer solchen seine ganze Jünglingsphantasie entgegen drängte — und doch wollte er Reisen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme sie an ihm hing, ein solches Glück opfern. Es war grausam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen solchen Beweis seiner Anhänglichkeit gab, sie zwang, ihn selbst aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszusprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, sagte sie kurz und mit Entschiedenheit: „Sie werden reisen!“

„Nein, nicht so!“ bat Odo. — „Sie sollen für mich nachdenken und überlegen, Sie sollen reiflich erwägen, was mir gut ist, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen so gerne gehorchen. Und,“ fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, so sagen Sie es.“

Ahnt der Knabe, was er mir ist? fragte sich Lucy und zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben Recht,“ sagte sie laut, als ob sie den letzten Theil seiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt sein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen.“

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es sich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Mensch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer

ſolchen Reiſe mit jugendlicher Begeiſterung aus und rief einmal übers andere: „Fort mußt du, old fellow, du mußt fort!“

Trotzdem verſicherte Odo, als er Abends Abſchied nahm, daß in ihm über ſeine Reiſe nichts feſtſtehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen laſſe.

„Deine Freundſchaft für den Jungen,“ ſagte Sir William, als er mit ſeiner Tochter allein war, „wird dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —“

„Seien Sie ruhig, Papa,“ fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine ſo arge Egoiſtin.“

Der Vater ſuchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer ſolchen Reiſe für einen jungen Seemann auseinander zu ſetzen, aber ſie entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und ſie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel ſie ihm ſelbſt mit der Frage: „Wann reiſen Sie?“ ins Wort.

„Morgen!“ antwortete Odo und ſchlug die Augen nieder.

„Morgen!“ liſpelte ſie und fügte hinzu: „Dann müſſen Sie noch viel mit Papa ſein.“

So ſprechend, führte ſie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen ſtand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Penſion. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy ſchloß ihn in ihre Arme, ſchob ihn raſch von ſich und ſprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor ſich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen ſo lieb wie meinen eigenen Sohn!“ Lucy erwiderte nichts; ſie ſchlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit ſich; ſie hatte es dieſen ganzen Tag durchgeſetzt: ſie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächſtfolgenden Tage gegen Mittag ſtieg Odo in den Poſtwagen. Herr Röder und eine Anzahl ſeiner Zöglinge

hatten ihn bis an das Posthaus begleitet. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe stand Lucy und sah mitten zwischen den Büchern des Auslegekastens hindurch der traurigen Abschiedsszene zu. Eine schwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Kapitel.

In dem Landhause am Genfer See hat sich Manches verändert. Sir William ist nur selten zu sehen. Nur an sehr schönen Sommertagen fährt sein Rollstuhl vom Hause, durch die breite Platanenallee bis an die Terrasse, an deren Fuße die Wellen lispeln. Lucy schiebt den Rollstuhl, stellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die sie sorgsam mit einem Shawl umhüllt, setzt sich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber schweigend oder plaudernd über der schimmernden Fläche hinsehe, oder ob er es vorziehe, daß sie ihm etwas vorlese. Die leidige Gicht, die ihn so früh gezwungen hatte, den Seedienst, dann sein Vaterland zu verlassen, hat sich bei dem siebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingestellt. Nun sind es mehr als drei Jahre, daß sie gegen den sonst so kräftigen Greis einen Krieg führt, indem sie ihm nur während der schönsten Sommertage einen kurzen Waffenstillstand gewährt. Die Winter sind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in diesem Kampfe längst erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hülfe, die unausgesetzte Pflege seiner Tochter zur Seite stände. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er manchmal am Ufer des Sees so dasitzen und gedankenvoll hinaussehen kann, bis der Montblanc, sein Haupt mit Abendrosen bekränzt, ihn mahnt, sich vor den sonst so unschuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend spiegelt sich dann in seinem Gesichte noch glänzender als im See, und die

von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln ſanft vor ſich hin. Seine Tochter iſt in ſolchen Momenten trauriger anzuſehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Geſicht mit den durchſichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, iſt ſo jung wie vor drei Jahren und ſieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieſes ewig jungen Geſichtes iſt gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die ſich von oben nach unten zwiſchen die Augenbrauen eingedrängt und dieſe etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterſchaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulaſſen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in ſeinen ſchmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernſt komme bei Lucy daher, daß ſie ihre Jahre ſo hinſchwinden ſehe, ohne Liebe, ohne Ausſicht auf häusliches Glück. Doch ſprach er ihr nicht mehr von Heirath; ſie hatte dieſe Geſpräche, die Sir William nach der Wiederkehr ſeiner Krankheit oft aufs Tapet brachte, ein für alle Male mit der Erklärung beſeitigt, daß ſie ſich nie zu vermählen gedenke. Sie that dieß, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreiſe wieder erſchienen und dießmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William ſah außerdem ein, daß ſeine Geſpräche eitel ſein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und ſich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erſchrickt man in engliſchen Familien nicht ſo ſehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu ſehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der ſich bei dem Gedanken, ſich eine ſo treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht ſo ſehr einſam und ſtille in Sir Williams Landhauſe. Odo war bald nach ſeiner Abreiſe durch mehrere Perſonen erſetzt; und das kam ſo.

Kaum drei Tage, nachdem ſie von ihm Abſchied genommen, machte ſich Miß Lucy auf, um das Haus des ſ. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzuſuchen, das ihr Odo genau hatte beſchreiben müſſen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demſelben Flur wohnten und bei denen ſie ſich erkundigte, ſagten ihr, es müſſe mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem ſie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechſel vor ſich gegangen ſein; er habe mit ſeinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlaſſen und ſei verſchwunden. Ob es ein Glückswechſel zum Böſen oder zum Guten geweſen, konnten ſie nicht ſagen. Er ſei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich geweſen, ſo habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen laſſen. Lucy ging verdrießlich nach Hauſe; ſie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, ſich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für ſie zu thun; ſie wenigſtens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewiſſermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das ſollte ihr auch nicht gegönnt ſein. Nach der Ausſage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend verſunken ſein; ſie wäre im Stande, ihm und ſeinen Kindern zu helfen und ſich ſo, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu ſchließen und dieſe fortzuſetzen. Das zu thun ſchien ihr Pflicht, und nun ſollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte ſie das Mädchen mit dem bleichen Geſichte und den großen Augen, von denen Odo mit ſolcher Wärme geſprochen, kennen gelernt! Aus all' Dem ſollte nun Nichts werden und ſie ſah eine öde, öde Zeit vor ſich, nachdem ſie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte ſie ſich an das Mißlingen ihrer liebſten Pläne gewöhnen.

Zu Hauſe angekommen, hörte ſie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß ſie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als ſie eintrat, ſah ſie einen Mann von ungefähr fünf- oder ſechs-

unddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommenſten und würdevollſten Anſtande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von ſchwarzem Barte und ebenſo ſchwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Geſicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollſten Ernſt ſehen ließ, verneigte ſich vor ihr mit dem mildeſten Lächeln. Faſt bedurfte ſie, zerſtreut wie ſie war, einiger Faſſung, um ihre Ueberraſchung und das Wohlgefallen an der eben ſo ſchönen als imponirenden Erſcheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein," ſagte der Fremde in gebrochenem Engliſch, „entſchuldigen Sie, daß ich mich Ihnen ſo ohne jede Empfehlung vorzuſtellen wage. Herr Röder, von dem ich ſo eben komme, hat mich dazu ermuthigt."

„Sie kommen von einem Manne, den wir ſehr ſchätzen," erwiderte Lucy; „ſetzen Sie ſich gefälligſt. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin der Marcheſe Broſſerio aus Genua," ſagte der Fremde, indem er ſich Lucy gegenüberſetzte, „ich bin Flüchtling und lebe ſeit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung."

Lucy verneigte ſich; der Marcheſe fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unſchätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone."

„Herr Durand!" rief Lucy aufs Freudigſte überraſcht.

„Derſelbe," lächelte der Marcheſe, „unter dieſem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimiſchen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieſer Verkleidung nicht mehr, da ſich die Politik meiner Regierung geändert zu haben ſcheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amneſtirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verſchloſſen, aber meine konfiszirten Güter ſind mir zurückgegeben worden. Dieſe Veränderung meiner Lage iſt es, die mich bewog, ſofort den Herrn Odo Worthington aufzuſuchen; ich weiß nichts von ſeinen Verhältniſſen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler

vor ihm ſtand, daß ich ihm mit Nichts ſeine ungeheure Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt ſtehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington iſt eine Waiſe — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, ſich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Penſion des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlaſſen habe. Herr Röder ſah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigſtens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einſt wieder nähern zu können."

„Sie werden mir glauben, Herr Marcheſe," ſagte Lucy, „daß ich Herrn Röder ſehr dankbar bin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo eben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es ſehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundſchaft für Odo verwandt fühle."

Der Marcheſe ergriff ihre Hand und küßte ſie. — „Dieſe Bekanntſchaft," ſagte er lächelnd, „wird leicht zu machen ſein. Das Schickſal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir ſind Ihre nächſten Nachbarn: ich wohne in dem anſtoßenden Landhauſe."

Er ſtand auf und trat ans Fenſter. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenſeits der Mauer, die unſere Gärten trennt, ſpielen ſehen."

Lucy eilte ans Fenſter und ſah das kleine Kind, das ſich in einem Haufen zuſammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schweſter, an einen Baum gelehnt, lächelnd zuſah. Es war das blaſſe Geſichtchen mit den großen ſchwarzen Augen, von dem Odo mit ſo großer Wärme geſprochen. Der

kleine Kopf bog sich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Last der schwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöst auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie sah wie träumend vor sich hin, oder vielmehr wie sinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholische Gedanken einflößte; dabei beobachtete sie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hülfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie steht da, wie des Kindes Schutzengel!" lispelte Lucy.

„Das ist meine Zanetta!" sagte der Marchese.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, sagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieses Mädchen hat das Kind ins Wasser fallen lassen!"

Der Marchese zog seine Augenbrauen etwas zusammen und sagte rasch, wie um Zanetta so schnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, sie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegessen."

Lucy erschrak und sah den Marchese mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie," bat sie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küssen."

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenster; sie sah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete sie eben so rasch, als sie die fremde Dame neben ihm sah. Lucy winkte ihr; sie sah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm sie das Kind und verschwand hinter dem Hause.

„Miß Spencer," sagte der Marchese mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbschaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüthe des Lebens und unserer Liebe entrissen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachsichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend

gekannt; ſie ſind nicht erzogen, ſie ſind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brod für ſie zu ſchaffen und wie oft konnte ich ſelbſt das nicht! Wie oft haben ſie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß ſie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es ſoll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft."

Wie gerne hätte ihm Lucy ſogleich ihre Hülfe angeboten; aber ſie hoffte, daß ſich die Dinge von ſelbſt ſo fügen würden, wie ſie es ſchon gewünſcht hatte, als ſie die Familie heute Morgen aufſuchte und wie ſie es jetzt noch inniger wünſchte. Gerührt eilte ſie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing ſie, als empfinge ſie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntſchaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was ſie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geſchrieben: „Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden." In Zanetta ſtellte ſich ihr ein ſolches Mädchen beſtimmter und noch reicher ausgeſtattet vor, als ſie es geträumt hatte. Eine ſchöne Erſcheinung iſt in der Wirklichkeit mit den beſtimmten Zügen einer Perſönlichkeit immer ſchöner, als die ſchönſten Gebilde unſerer vagen Phantaſie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem ſchönen Menſchen zuſammentreffen. Jede perſönliche Phyſiognomie iſt bedeutender und mächtiger, als die Phyſiognomie des Ideals, das immer nur konventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schickſal ihres Vaters, frühe Verwaiſung, anderes frühes Leiden, die ſchon in der erſten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu ſorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Charakters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausſchloß, machten Zanetta, abgeſehen von ihrer räthſelhaften Schönheit, zu einer Erſcheinung, die Lucy in Erſtaunen ſetzte, ja ihr inſofern dieſelbe

Verlegenheit bereitete, die sie Odo gegenüber empfunden hatte, als sie sich auch hier sagen mußte, daß eigentlich auch an diesem Geschöpfe nichts zu erziehen sei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da sie sah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn sie lernte, ergriff sie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffassung, bei ihrem rathenden Verständniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beschäftigung mit der kleinen Emilia, die sie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch stets mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab, erinnerte sie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachsenen Madonnen Andrea del Sarto's, die sie in Florenz gesehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindischen Ausgelassenheit bei ernstestem inneren Wesen flößte sie Lucy eine gewisse Achtung wie vor einer weit älteren Person ein und doch erschien sie ihr andererseits, wenn sie sie mit sich selbst verglich, so unendlich jung. Die geheime Ursache war, daß ihr im Grunde nur jung schien, was so jung oder jünger war als Odo, und alt, was so alt oder älter war als sie selbst.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abwesenden Odo; aber Lucy sah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abwesenden zu leiten; sie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magischen Lichte, als eine Art verklärter Erscheinung vorschwebte. Je älter Zanetta wurde, je besser sie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, desto deutlicher wußte sie es auszudrücken und desto klarer wurde es ihr selbst, was sie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie sie sich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, sondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte sich, sich den Zustand auszumalen, in dem sie ihr ganzes Leben hingeschleppt hätte, wenn ihr Schwesterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach solcher Vorstellung athmete sie tief auf, wie wenn sie von einem Alpdrucke befreit wäre und jedes Mal stand Odo vor ihr, als der Befreier von

unheimlichem, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe ſie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy," ſagte Zanetta oft, „ich ſehe ihn ſtets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone ſprang, wie ein Schutzgeiſt, der plötzlich aus der Höhe herabeilt. In dem Augenblick, da ich ihn ſo ſah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeſchloſſen hätte, die ihn wieder entführen ſollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzuſprechen — ich konnte ihn nur anſehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte ſie ruhig, vielleicht glücklich gehen laſſen. Es wäre mir zu Muthe geweſen, als führte er ſie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzuſehen. Und heute iſt mir noch gerade ſo."

So ſprach Zanetta in der erſten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; ſo ſprach ſie nach Monaten und nachdem ſchon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob ſie ſchöne Kindermärchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die ſchwarzen Scheitel, ſah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, ſo früh ſchon erfüllt dich ein Ideal und du brauchſt dich dieſes Ideals nicht zu ſchämen!

Von der Intimität, die zwiſchen den beiden Familien herrſchte, gab das ſprechendſte Zeugniß jene Thüre, die man gleich im erſten Winter des Zuſammenlebens in die Mauer zwiſchen den beiden Gärten hatte brechen laſſen und die nun die beiden Landhäuſer gewiſſermaßen zu einem machte. Der alte Sir William ſegnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm dieſe Geſellſchaft verdankte. Am Marcheſe hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernſtes und vor Allem die politiſche Lage Europa's, die dieſer ſehr genau kannte, beſprechen konnte; an den Kindern eine

anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben so gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als sie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte sie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien vorplaudern oder vor seinem Lehnstuhle italienische Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute sich, wenn sie ihn Großvater nannte. Der Marchese war freilich nur im ersten Winter ein steter Gesellschafter des alten Herrn und seiner Tochter; sobald er aber seine Kinder unter deren Schutze so wohl geborgen sah, begann er die verschiedensten Reisen in politischen Aufträgen seiner Partei. Die Kinder übersiedelten dann gänzlich unter Sir Williams Dach, ja sie blieben später im Hause, selbst wenn der Marchese auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es ist kein Wunder, daß sie sie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtsein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringsten Zweifel in ihre Macht setzte, sagte sich jetzt: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen."

Vielleicht hätte sie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marchese im Landhause so heimisch geworden wäre, wie seine Kinder und wenn er, der begeisterte Sohn seines Vaterlandes, den persönlichen Gefühlen gestattet hätte, den Raum in seinem Herzen einzunehmen, den sie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er stand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte seine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, seine Kinder vor Mangel und Hunger durch seiner Hände Arbeit zu schützen; jetzt, da diese nächste Pflicht von ihm genommen war, glaubte er sich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen Pflicht hingeben zu müssen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz so gut geborgen; es wäre Verbrechen gewesen, dem Vaterlande

einen Augenblick seiner Zeit, eine schwächste Kraft seines Geistes abzusparen. Es lebte jene Intensivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unserer Zeit und in italienischen Gemüthern zu finden ist. Kein Sohn einer andern Nation versteht es wie sie, seine persönlichen Gefühle, ja selbst seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Diese größte aller Opferfähigkeiten ist ihnen eigen und war im Marchese aufs Ausgesprochenste vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, sich ganz seinem Wesen hingeben zu können, und diese Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom ersten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus seinem Thun und Wirken schöpfte, glaubte er ihr schuldig zu sein, und wenn sein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war sie es, der er ihn gerne zuschrieb. Sie fühlte das und er sagte es ihr oft genug in seiner aufrichtigen und männlichen Weise. Ihrem ganzen Charakter und den Anforderungen nach, die sie an einen Mann stellte, freute sie sich auch darüber; aber auch hier sagte sie sich mit demselben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichseins breitet über ein Mädchengemüth nicht jene ganze Heiterkeit, deren es fähig ist. Bei all dem Bewußtsein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterlosen Kindern, einem braven, zu den edelsten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch vorsorgend dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu sein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier sanfter Trauer, der sich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter schattend, zusammenzog.

Diese Trauer ist gemach zur allgemeinen, drückenden Atmosphäre des ganzen Hauses geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben so sehr, wie auf seine Tochter. Beide sitzen dort auf der Terrasse und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuschlagen. Sie sehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William seufzt manchmal; Lucy blickt starr vor sich hin.

Seit Odo's Abreiſe wird im Hauſe nichts ſo eifrig geleſen, wie das engliſche Flottenjournal; dieſes Blatt brachte, nebſt den wenigen Briefen, die man von ihm ſelbſt erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über ſein Schiff Penelope. Man wußte wenigſtens, unter welchen Himmelsſtrichen ſich dieſes Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgeſucht hatte. Aber ſeit Wochen hatte ſich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen ſeine Beſorgniß um Schiff und Mannſchaft aus. An der Nordküſte Neuhollands war es verſchwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen ſollte, bis zum Momente der Ankunft ſchweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terraſſe ſaßen, ſtanden die italieniſchen Schweſtern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen ſollte. Da klang das Thor; Lucy wandte ſich um; Zanetta hatte ihr Schweſterchen verlaſſen, um, mit der Zeitung in der Hand, ſchneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß ſie den Umſchlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Kolonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und ſagte kaum hörbar: „Nichts!"

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte ſich an einen Baum. Ihr ſchlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte, indem ſie ſich abwandte. Aber Emilie, die indeſſen hereingekommen war und ſich an das Kleid der Schweſter klammerte, bemerkte dieſe Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder," ſagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht ſo leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten und ſitze jetzt hier in meinem dreiundſiebenzigſten Jahre. Engliſche Seeleute laſſen ſich nicht ſo leicht von der See verſchlingen und engliſche Schiffe haben einen harten Kiel."

Sir Williams Tröſtungen frommten wenig; ſie konnten die ſorgenvolle Stimmung des Hauſes nicht zerſtreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beſchäftigungen wurden vernachläſſigt; man ging ſchweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erſt als ſich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen ſollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte ſich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter geſprochenes Wort, durch einen Troſt, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszuſprechen wagte.

Aber dieſe halberwachte Hoffnung ſollte zu ſchnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeſchlagen werden.

Plötzlich kam der Marcheſe aus London an, wo er ſich eben aufgehalten hatte. Nach der erſten Freude des Wiederſehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß ſeine Stimmung nicht heiterer war, als die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derſelben Spannung und Beſorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er beſaß die neueſten Nachrichten, die er ſich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe ſie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von ſeiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope ausſprach. Der Marcheſe fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte ſich entſchließen, den traurigen Gegenſtand ſelbſt zu berühren.

„Sie ſind wohl," ſagte er, als die ganze Geſellſchaft im Salon Sir Williams verſammelt ſaß, „mit Beſorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England iſt man ſehr beſorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — ſeit einigen Tagen glaubt man, über das Schickſal der Penelope etwas zu wiſſen."

Er ſchlug, während er dieſe letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und ſchwieg.

„Das Schiff ist untergegangen!“ sagte Lucy mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Der Marchese schwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf seine Schulter fallen. Er schlang den Arm um ihren Leib und drückte sie an sein Herz. Das war Allen wie eine Fortsetzung seiner Rede und wie eine Bestätigung dessen, was Lucy wie aus dem Traume gesprochen hatte.

„Aber,“ fuhr er rasch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küste Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, so hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff ist gestrandet; aber es ist nicht gewiß, daß die Mannschaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem sich die Hoffnung festklammern konnte; aber die seit Wochen so tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf so geringe Ursachen hin zu hoffen. Selbst Sir William, der bisher der Hoffnungsreichste gewesen, sah man es an, daß ihn alle Zuversicht verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Es war im Hause, wie es in der ersten, öden Stunde zu sein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrscht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, ist es in den Gemüthern. Alles schweigt, wie in Angst; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marchese war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu trösten; aber dieser stumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia trösten und beruhigen, da sie, geängstigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Gesichtern, zu weinen anfing. Sie schlief in seinen Armen ein, und er trug sie in ihr Bett. Das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte sich mit stillen Händedrücken.

Lucy hatte sich so gewöhnt, das wahre Gefühl, das sie mit

dem Andenken an Odo verband, so zu verbergen, daß es ihr, erst auf ihrem Zimmer angekommen, so schien, als ob sie jetzt erst ihren Thränen freien Lauf lassen dürfte. Aber sie war nicht allein. Bald öffnete sich die Thüre und Zanetta sank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu schluchzen.

„Lucy," rief sie, „meine geliebte Lucy, was soll ich beginnen? wie soll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, so unendlich geliebt!"

Lucy hob ihren Kopf auf und sah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieser Augen sagte es ihr klar, daß keine kindische Einbildung aus diesen Worten sprach, sondern die überzeugteste Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!" seufzte Lucy und zog sie an ihr Herz. Wie gerne hätte sie ihr jetzt gesagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, diese Liebe zu gestehen, die sich im Laufe so langer Zeit in ihr eingenistet hatte, verhinderte sie auch jetzt, das Geständniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in diesem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erschien, sondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieser mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das so liebt wie Zanetta, und das es so gesteht, und dem das Geständniß durch solches Unglück entrissen wird, ist kein Kind mehr. Zanetta fühlte das sowohl wie Lucy, und wie sich beim Weibe innigste Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr symbolisiren — so wollte sie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum sechzehnjährigen Kinde, bisher so natürlich schienen. Plötzlich erschien sie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Gesichte, das Ansehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erschrak, als sie sie so erblickte. Sie fühlte sich ihr freilich näher, aber sie konnte sich nicht mehr überreden, daß der Schmerz

und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes seien, die verwischt werden können, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieses Kindes ihren phantastischen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem sie den Keim einer kindlichen Neigung absichtlich und halb und halb in der Freude eifersüchtiger Selbstquälerei bis zu einer Leidenschaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachsen war. Je schuldiger sie sich fühlte, desto hingebender und zärtlicher wurde sie für Zanetta; sie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für diese fand sie Trostesworte und selbst Trostgründe, die sie für sich selbst vergebens gesucht haben würde.

Diese Theilnahme steigerte sich, je tiefer und je sichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübsinns versank, aus dem sie nichts zu reißen vermochte, wie sehr sie sich auch selber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach schwand auch diese Rücksicht für ihre Umgebung. Stundenlang saß sie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und sah mit starren Augen vor sich hin, die sie schloß, sobald man sich ihr näherte, um sie anzusprechen und sie zu zerstreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief schmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es versuchte, sie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging sie auch stundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, schweigend, träumerisch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das sie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, so doch aus ihrem dumpftraumartigen Zustande reißen konnte, und dieses Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Instinkte aufgefunden. Es war ein Besuch im Parke der Röder'schen Pension, im Hause und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre seines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und Kastanienbäumen, lustwandelte sie

heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte sie den Worten des guten Herrn Röder und seiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo so gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britischen, der Selbstbeherrschung so sehr fähigen Charakter wirkte der leidenschaftliche Kummer des italienischen Kindes wie ein Räthsel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam sich selber kalt und gefühllos vor. „Das ist Liebe," sagte sie zu sich selber; „was du für Odo fühltest, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine schöne Zukunft versprach, und halb und halb Phantasterei." — Und doch wieder sagte sie sich, daß Zanetta's Liebe nur auf Visionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die sie sich von Odo machte, und die sie ehemals zu schildern liebte, wie sich Kinder gerne Märchen vorerzählen. Aber je räthselhafter ihr das Wesen Zanetta's war, desto mehr zog es sie an; und je beunruhigender ihr Zustand, desto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte sie ihr schuldig zu sein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenossen, war das traurige Loos des Entfernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbst Sir Willian vergaß seine Krankheit.

Der Marchese, der sich nicht entschließen konnte, sein Kind in diesem Gemüthszustande zu verlassen und seine Reisen aufgegeben hatte, sah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's saß — denn schon war es so weit gekommen, daß der treffliche Dr. Pelissier anrieth, sie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Lucy ließ es geschehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin seines Kindes, dachte sie bei sich mit jener Ironie gegen sich selbst, die ihr in diesen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn sie sprach, sprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Person und mit der Ueberlegenheit eines Wesens, das in Beziehung auf sich selbst

mit Allem abgeschlossen und mit der Welt abgerechnet hat, versicherte sie Lucy, daß sie ihr Vater liebe, und daß er würdig sei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte sie hinzu, „er wird unglücklich sein, wenn ich sterbe. Eines könnte ihn trösten: deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantasieen des kranken Kindes eingehen zu müssen und gab ihr die Gegenversicherung, daß sie ihre Worte nicht vergessen werde.

Dr. Pelissier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Versicherungen hin, daß sie bald sterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu suchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerstreuen und sie von den Gedanken abwenden, an die sie sich jetzt mit Hartnäckigkeit festklammerte. Er hoffte viel von der heimatlichen Luft und von der Schönheit der genuesischen Heimat. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnsucht von Genua gesprochen, das sie in früher Kindheit verlassen hatte, und das ihrer Phantasie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorschwebte. Noch jetzt flog ein melancholisches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieses schöne Mittel zu versuchen. Die politischen Angelegenheiten und im Besonderen die Stellung des Marchese waren in diesem Momente so beschaffen, daß man die Rückkehr in die Heimat leicht und ohne Demüthigung bewerkstelligen konnte. So ging denn auch der Marchese gleich daran, die nothwendigen Schritte bei seiner heimischen Regierung zu thun und die Reise vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an diese Uebersiedlung knüpfte und wie sehr diese Hoffnungen die durch innige Liebe und gemeinschaftliche Schicksale so eng verbundenen Hausgenossen aufheiterten, so war die Aussicht auf die nahe Trennung andrerseits doch eine neue Ursache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe

und die Geſellſchaft Lucy's nicht erſetzen könnten. Sie ſträubte ſich mit krankhafter Leidenſchaftlichkeit gegen die Reiſe und brachte ſo zu Betrübniß noch Zweifel und Unentſchiedenheit in die Gemüther. Es war, als ſollte es in dieſer kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener ſchönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's ſo frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein ſchöner Jugendtraum zu verſchwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu ſingen und zu ſproſſen begann. Sie hatte das Bedürfniß, ſich zu faſſen und zu ſammeln. Obwohl eben erſt ein Schickſal über ſie dahin gegangen und die Folgen in Geſtalt der kranken Zanetta ſie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als ſtände ihr eine neue Entſcheidung bevor. Die Geſpräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um ſo tieferen Eindruck, als das Mädchen ſich nur zum Sprechen aufraffte, um von dieſem Gegenſtande zu ſprechen; als es ſchien, als ſei dieß das Einzige, was ſie noch auf dieſer Erde intereſſirte, und als ſie dieſe ihre Reden mit ſchwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Weſen des Marcheſe war mit den Worten ſeines Kindes in vollſter Harmonie. Lucy konnte ſich darüber nicht täuſchen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in ſeinem Innerſten bewegte und ſie war gerührt, wie dieſer ernſte, vom Schickſal und durch Charakter gefeſtete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken ſie ſo viel Urſache hatte, ihr gegenüber eine faſt jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er ſich, der beinahe vierzigjährige Mann, ſo jugendlicher Empfindungen ſchämte. Sie wußte, daß er ſie liebte, wenn ſie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was ſollte ſie ihm antworten, wenn er ihr ſeine Liebe geſtand? Sie hatte ſich dieſe Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum geſtellt, als er neben ihr ſtand und ſich ſchweigend ihrem Spaziergange beigeſellte.

„Miß Lucy," ſagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; ſie iſt feſt entſchloſſen zu bleiben, um ſich nicht von Ihnen zu trennen."

„Haben Sie ihr," fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden geſucht?"

„Nein, Miß Lucy. Dieſer Liebe wegen zu Ihnen iſt mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit ſprechen, die mir ſo begreiflich iſt?"

Lucy ſchwieg. Der Marcheſe fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind ſtirbt, wenn es bleibt; es ſtirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlaſſen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!"

Der Marcheſe ſchwieg wieder, aber Lucy ſagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu ſagen."

Sie wußte, daß ihr der Marcheſe jetzt ſeine Liebe geſtehen würde; aber nicht um dieſes Geſtändniſſes wegen forderte ſie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in ſeinen Worten etwas ſein werde, was ſie über ſich ſelbſt, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; ſie wünſchte, daß in dieſen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht ſein werde, das ſie zwinge, auf ſeinen Antrag einzugehen, und daß dieß ausgeſprochen ſei. Es war ihr, die ſich ſo tief gealtert fühlte, als dürfte ſie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten Pflichten und Verſtand bei ihrer Handlungsweiſe mit betheiligt ſein.

Der Marcheſe fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; ſeien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!"

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht ſagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Beſcheidenheit, die dieſes Schweigen verrieth und wahrlich, ſo ſagte ſie ſich, er durfte noch Liebe geſtehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte ſie ſich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr ſtand und wie ſie raſch die Hand ausſtreckte und ſie ihm reichte, und er dieſe Hand faßte und ſie an ſeine Lippen zog, war es ihr, als würde

ſie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme ſie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte feſten Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erſt betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte ſo ſelten empfinden: Abgeſchloſſenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marcheſe ſchloß ſie in ſeine Arme.

Dieſe eigenthümliche Verlobungsſcene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeſchlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während ſie der Marcheſe umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wiſſen, warum es weinte. Lucy fühlte ſich wie in Liebesbanden gefangen; ſie hob das Kind an ihre Bruſt und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu ſein und ſtrahlenden Geſichtes ging ſie an der Seite des Marcheſe mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als ſie Zanetta ſo eintreten ſah, ſagte ſie mit einem Lächeln des Errathens: „So iſt es gut. Jetzt dürfen wir reiſen.“

Erſt gegen Abend traten der Marcheſe und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt geweſen war, ſich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieſer wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marcheſe ſo ſehr ſchätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünſchte ſich und ihnen Glück. Lucy ſah alle Welt, Alle die ſie liebte, glücklich; ſollte ſie es nicht ſein?

Voll der froheſten Zuverſicht in die Zukunft ſaßen die Drei da und beſprachen die gemeinſchaftliche Reiſe und Anſiedelung in der Villa des Marcheſe, auf einem der ſchönſten Hügel zwiſchen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als ſich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraſchung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie ſie eben das Bett verlaſſen haben mußte. Das Haar hing lang und ungeordnet über Geſicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid ſchmiegte ſich in Falten um die zarten, ſchmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; ſo waren auch die Arme, von denen die

Aermel zurückfielen, indem ſie beide Hände ausſtreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So ſtand ſie da, wie eine Geiſtererſcheinung und wie ein Geiſt blickte ſie aus den großen, ſchwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man ſeit Monaten nicht an ihr geſehen hatte. Sie wollte ſprechen, aber konnte nicht. Der Marcheſe und Lucy eilten ihr entſetzt entgegen und wollten ſie an einen Stuhl führen; aber ſie ſträubte ſich; ſie ſtreckte ihnen nur das Papier entgegen, das ſie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das engliſche Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!“ rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte ſelig; aber ſie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, ſeufzte tief auf und nachdem ſie alle Anweſenden nacheinander lächelnd angeſehen, ſtieß ſie aus tiefſter Bruſt die Worte hervor: „Es iſt ein glücklicher Tag!“

Mit dieſen Worten war der Bann, der auf Zanetta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raſchen Schrittes näherte ſie ſich der Lampe, die vor Sir William ſtand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff iſt nördlich von Neuholland geſtrandet, aber die Mannſchaft iſt zum größten Theile gerettet. England dankt dieſes dem Muthe, der Umſicht, der Ausdauer eines Midſhipman, Odo Worthington.“

Zanetta ſtieß bei Leſung dieſes Namens einen zitternden Ton aus, der ebenſowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; raſch aber fuhr ſie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe ſammelte er unter beſtändigen Gefahren den größten Theil der Mannſchaft, die von den hochgehenden ſturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze ſetzte er dann zu Lande die Reiſe fort. Schon am nächſten Tage ſtieß er auf einen Haufen Wilder, die ſich eben bereit machten, den Kapitän der Penelope, der an einem anderen Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu

verzehren. Mr. Worthington befreite den Kapitän nach einem heißen Kampfe. Da dieſer in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Kommando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr. Worthington und er zeigte ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe gewachſen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüſteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beſtändigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durſt und Krankheiten, ſelbſt mit der Muthloſigkeit und Verzweiflung ſeiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen- ja Monate lang, bis er ſie zu europäiſchen Anſiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Kapitäns, der nur Zuſchauer der Thaten des jungen Mannes ſein konnte, findet nicht Worte genug, ſeinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieſer kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele beſorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyſſee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieſes geleſen, flog ihr Blick triumphirend von Geſicht zu Geſicht. Sir William war der Erſte, der Worte fand: „Lucy," ſagte er, „der wurde, wie du prophezeit haſt!"

Der Abend war ſehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erſchöpfen. Am beredteſten war Zanetta, am ſchweigſamſten war Lucy.

Sechstes Kapitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhauſe ſehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Roſe. Ihr Siechthum, ihr Trübſinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; ſie war blühender als je vorher, ſelbſt ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Bläſſe verurtheilt ſchienen, waren jetzt von einer unverwiſchbaren ſanften

Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerſpruch mit ihren tiefen, immer ernſten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menſchliche Fortſetzung des ſchönen Frühlings, der nunmehr in lachendſter Fülle die Ufer des Genfer Sees bedeckte. Die Hauptmotive der Reiſe waren ſomit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abſchied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marcheſe nach Genua gereist, um ſein Haus zu beſtellen, daß es würdig ſei, ſeine junge Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann ſie zur Vermählung zu drängen. Niemand ſah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann ſie errathen: ſie wollte die Schiffe hinter ſich verbrennen; ſie wollte ſich den Rückweg abſchneiden. In ihrer Stärke hatte ſie Angſt vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu ſehen. Er wird ihr ſo entgegentreten, wie ſie ihn geträumt hatte, als ein heroiſcher, früh erprobter junger Mann. Die große Reiſe, die großen Erfahrungen, die überſtandenen Leiden müſſen ihn früh gereift haben; er wird ſich ihr, ſie wird ſich ihm näher fühlen. Alle Urſache, ſich ihrer Liebe zu ſchämen, iſt vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die ſie von Odo trennte. Wird ſie ſtark genug ſein, dem braven Marcheſe, den ſie in ihrem Beſitze ſo glücklich ſah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter ſie ſchon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geſchöpf nicht mehr leben zu können ſchien? Sie mußte ſich vor ſich ſelber ſchützen, ſie wollte ſich nicht auf ſich allein verlaſſen, wo es das Glück Anderer betraf; ſie ſuchte nach einem Zwang, nach einem poſitiven, feſten Halt; Beides bot ihr, das wußte ſie, eine definitive übernommene Pflicht und ſo ſprach ſie, wie geſagt, ſchon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunſch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholiſchen Kapelle ſtatt.

Und jetzt war sie schon seit drei Wochen Marchesa Brofferio. Sie saß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terrasse und nahm Abschied von ihren Kindern, die mit Sir William, den sie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des Sees machen sollten. Sir William saß schon im Wagen und ließ die Peitsche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," sagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „schreibe dem Papa schöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Zanetta und schloß sie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und sie liefen durch den Garten in den Hof; sprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauschte es hinter Lucy in dem Gebüsche, das die Gartenmauer verhüllte und sie überwucherte. Ehe sie sich nach dem Geräusche umsehen konnte, sprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe sie einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er sich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachsen und stärker geworden; sein Gesicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn englische Seeleute lieben. „Endlich," rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Kreaturen, die Sie da liebkosten, haben mich um einige kostbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit schienen. Denn ich liege schon lange hier auf der Mauer versteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte."

„Odo!" seufzte die Marchesa, indem sie sich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verscheuchte plötzlich die Lustigkeit, mit der er herbeigesprungen war; mit einem Ausdrucke höchster Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, seit Jahren und immer, immer, in guten und bösen Stunden und überall, unter allen Himmelsstrichen."

In dieſen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenſchaft, mit der ſie hervorſprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte. Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr ſich über die Stirne. Es war ihr, als ſollte ihr jetzt erſt ein Unglück kund werden. Sie ſuchte ſich zu faſſen und ließ die Blicke, wie ſuchend, durchs Weite ſchweifen, während Odo die Hand, die ſie ihm ließ, mit Küſſen bedeckte.

„Odo," ſagte ſie, „haben Sie die Kinder geſehen, die mich eben verließen? Haben Sie ſie nicht erkannt?"

„Nein," ſagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verſtecke nur Sie angeſehen, nur das liebe, bekannte Geſicht, das ſo viel ſchöner geworden iſt."

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder ſind?" fragte ſie weiter. „Sie ſtehen Ihnen nahe."

„Wie?" fragte er erſtaunt.

„Es ſind die Kinder des Marcheſe Broſſerio."

„Broſſerio?" fragte er wieder. „Wer iſt Marcheſe Broſſerio?"

„Jener Herr Durand!" —

„Ach ſo!" lachte Odo, „die Kleine iſt meine Gerettete. Ach, die alte Geſchichte! Ich hätte ſie längſt vergeſſen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntſchaft verdankte. Geſegnet ſei die Kleine, die ins Waſſer fiel und die Große, die ſie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?"

„Es ſind meine Kinder!" liſpelte Lucy.

„Ach," lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müſſen immer Mama ſein, immer für Jemand ſorgen, Jemand Gutes thun."

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigſten Ernſt über: „Nein, Lucy," rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das ſteht hier in dieſem Herzen feſt und von Tag zu Tage, ſeit ich Sie kenne, iſt dieſe Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihres Gleichen nicht gefunden, ich werde Ihres Gleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen ſo ſpreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im

Glücke des Wiederſehens ſprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionſten Theil deſſen nicht ſagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück geſagt habe. Laſſen Sie mich ſprechen, ſo lange ich im Rauſche dieſer Stunde den Muth dazu habe. Es ſpricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich ſchon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geſchworen, es Ihnen gleich zu ſagen." —

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangſt vor dem Worte, das er ausſprechen wollte. Odo erſchrak vor dem ſtarren Ausdrucke ihres Geſichtes und verſtummte.

Lucy richtete ſich auf und ſagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem ſie die ganze Kraft ihres Weſens zuſammennehmen mußte: „So laſſen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei dieſen beiden Kindern; ſie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben, und ſie empfindet das mit der wunderbarſten Innigkeit. Erinnern Sie ſich doch an das kleine blaſſe Geſicht mit den großen, ſchwarzen Augen, das Ihnen einen ſo tiefen Eindruck machte. Das iſt Zanetta, das liebenswürdigſte Geſchöpf dieſer Welt; Sie müſſen ſie kennen lernen." —

„Lucy, ich begreife Sie nicht!" rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin ſo glücklich, bei Ihnen zu ſein, ich will nur mit Ihnen allein ſein und Sie ſprechen mir immer von Andern, von Fremden."

„Es ſind nicht Fremde, es ſind meine Kinder!" ſagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —"

„Meine Kinder!" wiederholte Lucy und indem ſie ſich an die Platane zurücklehnte und ſich unbewußt, inſtinktmäßig feſter auf ihre Füße ſtellte, fügte ſie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters."

Odo ſah ſie mit weit offenen Augen an, dann ſank er auf einen Stuhl und ſagte vor ſich hin: „Alſo kam ich doch zu ſpät. O mein Glück und meine Träume!“

Lucy hätte ſich ihm ſo gerne genähert; ſie fühlte eine unendliche Sehnſucht, ihre Hand auf ſeinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Bruſt zu drücken; aber ſie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich ſtand ſie da und ſagte: „Odo! geben Sie kindiſche Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin ſo viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie geſorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; ſie liebt Sie; ihre ganze Seele iſt von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und ſie blühte wieder auf, ſie lebt und iſt glücklich, ſeit wir wiſſen, daß Sie gerettet ſind. — Es iſt ihr Tod, wenn Sie ſie verſchmähen. Nehmen Sie ſie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Beſſeres geben. Ich habe ſie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt.“ —

Bei dieſem Worte ſprang Odo von ſeinem Sitze auf und ſtellte ſich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht,“ rief er zornig, „über mein und ihr Herz zu verfügen? Hier dieſes,“ fuhr er fort, indem er mit geballter Fauſt auf die Bruſt ſchlug, „iſt keines, das man ſo vergibt. Es liebt und bleibt ſich treu.“

Eben ſo raſch, als er aus dem Gebüſche geſprungen war, ſprang er jetzt wieder hinein. Es ſchlug hinter ihm zuſammen. Lucy hörte ſeine Schritte, die wie fliehend auf der Landſtraße forteilten. Jetzt erſt gewann ſie wieder die Kraft, ſich zu bewegen. Sie ſank auf denſelben Stuhl, von dem Odo eben aufgeſprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tiſch vor ihr und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der ſie aufſog, als wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erſtes Kapitel.

Deutſchland, das muß man leider zugeben, iſt vor Allem das Land des Unfertigen, und ſo hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu ſeinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich ſehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vaſallen und andere Umſtände in viele kleine Staaten getheilt waren; ſie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind die bedeutendſten mit dieſer Arbeit fertig und in ſich geeinigt; andere vollendeten dieſe Einigung im ſiebzehnten Jahrhundert und unſere Zeit ſah noch die Aufnahme einer ſolchen Arbeit in einem der zerriſſenſten Länder und wird bald die Vollendung ſehen: nur Deutſchland iſt auch mit dieſer Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, ſein größtes Werk; es kam mit dieſem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt ſo viele unvollendete Bauwerke wie Deutſchland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege ſtecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte ſich der Fürſten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlöſſer wurden angelegt, die Verſailles

gleichkommen oder gar es übertreffen ſollten. Man ſehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieſes Schloß, wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutſchland, denn mancher Graf, manches Fürſtlein, deſſen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Verſailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Verſailles. Zum Theil ſind dieſe ſtolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verſchwunden; zum Theil hat man ſie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchleriſchen Abſchluſſe verdeckt, während nicht ein Drittel der Abſicht ausgeführt worden; zum Theil ſind ſie in der Einſamkeit verſchwunden, da ſich das Leben aus dieſen Gegenden, die einſt Mittelpunkte eines Hofſtaates geweſen, zurückgezogen.

Ein ſolches gewaltiges, unfertiges, in der Einſamkeit verſchwundenes Schloß findet ſich in einem deutſchen Fürſtenthum, durch das keine große Heerſtraße und keine Eiſenbahn führt und das deßhalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt als ehemals und noch weniger beſucht wird als zu Anfang dieſes Jahrhunderts, da gewiſſe, früher berühmte, jetzt beinahe vergeſſene Heilquellen Beſucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürſtenthum mit ſeinen grünen Wäldern ruht auf vulkaniſchem Grunde und iſt eine kleine deutſche Auvergne; der Luſtreiſende, der nur maleriſche Landſchaften ſucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn ſie es beſuchen, aber es iſt leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Kommunikationsmittel beſitzen, und ſo bleibt es weltvergeſſen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgeſucht und geſchätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Univerſität beſucht, wenn ſie der Profeſſor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reiſenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu ſehen, das gerade an der Gränze des Ländchens liegt und ſeine

weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieſes Schloß iſt vielleicht die einzige architektoniſche Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindiſche Neugierde noch manche jener Kunſtanlagen und Ueberraſchungen, wie Flüſtergrotten, Einſiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Waſſerfälle, künſtliche Ruinen, kopfwackelnde Chineſen, kurz all die holden Thorheiten, die unſere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erſchreckten. Doch ſteht das Schloß ſelbſt nicht in Harmonie mit dieſen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geſchmack als ſeine Zeit, und anſtatt Verſailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantaſie Primaticcio's, des Schülers Rafaels, Chambord bei Blois, ſich zum Muſter zu nehmen. Wie Chambord erhebt ſich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantaſievollſten Renaiſſanceſtyle mit gewaltigen Thoren, breiten Fenſtern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornſteine hervorwächst. Dieſe breiten Schornſteine ſind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und ſchwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeſchmückt; die kleinen Gebäude ſind eine Art von Dachſtuben in Geſtalt von Pavillons oder kleinen Thürmen, die bronzirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche ſich, durch dieſe Ueberbaue und Eſſen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze iſt von einer Baluſtrade eingeſchloſſen, die hier und da unbeſchädigte und verſtümmelte Statuen, hiſtoriſche und allegoriſche, trägt und dieſe luſtige Welt abſchließt. Dort oben iſt Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schloſſes ſind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangsſaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden ſollte, hat niemals ſeine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord iſt unvollendet geblieben; nur eine

zieht und windet ſich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei über einander hinlaufenden Galerien; die andere, die ſich ſpiralförmig neben dieſer hinaufwinden ſollte, iſt in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erſte Galerie. Natürlich fehlen in ſo unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die ſie zu ſchmücken beſtimmt waren, und werden dieſe heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe erſetzt, die ſich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz laſſen, die hier Neſter anzukleben ſuchen. Doch iſt ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerſtörten Schwalbenneſtern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander ſitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reiſenden beſucht, bewundert und von deren Phantaſie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchſte Ziel war die labyrinthiſche Plattform, die in der That hier wie in Chambord den ſchönſten, eigenthümlichſten Theil des Schloſſes ausmachte. Aber ſeit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beſchließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reiſenden, warum ſie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Beſtechung ebenſo verſchloſſen, wie die kleine eiſerne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieſer Beſchließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraſchender Kraft zurückgeſchlagen ſein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenſtand, der übrigens kein großes Intereſſe einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht ſehen, der Beſitzer geſtattete es nicht; bei ſo vielen Merkwürdigkeiten, die man beſucht, blieb man von einem Theile derſelben ausgeſchloſſen; man beruhigte ſich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde über-

nachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und dieſe konnten, wenn ſie bei Mondſchein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantiſcher Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenſter auf der Plattform ein ſchwaches Licht hervorbrach, aber auch dieſe, wenn ſie ſich dann nach dem Bewohner dieſer einſamen Höhen erkundigten, konnten ſelbſt im Dorfe ſchwer irgendwelchen ausführlichen Beſcheid erlangen. Faſt alle Bewohner antworteten ſo abwehrend wie der alte Soldat, ſelbſt der Wirth der Herberge, zu deſſen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu ſtehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinſchaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu ſprechen ſchmerzlich war. Trotzdem war es ſeit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreiſe und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einſame Bewohner des Schloſſes, oder vielmehr der Manſarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauſes und der Beſitzer des Schloſſes ſelbſt, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil ſeiner Geſchichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, beſuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um ſagen zu können, daß ſie das Licht in der Nacht geſehen, das aus der Einſiedelei des Mannes drang, der einſt ſo viel von ſich reden gemacht.

Ich ſollte glücklicher ſein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schloſſes und ſein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die ſchon erwähnte, von Holken nicht ſehr entfernte Univerſität, um mich daſelbſt als Dozent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben ſo unbekannt als dem Reſt der Familie, da er frühe ſeine und unſere Heimat in Süddeutſchland verlaſſen hatte. Man drang von Hauſe aus in mich, ihn zu beſuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes

als Gutes von ihm hörte; er seinerseits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wissenschaftlichen Geschmack, er bewohnte ein idyllisch-schönes Pfarrhaus, besaß eine reiche Bibliothek, die Gegend ist überaus lieblich und malerisch, der Vetter fühlte sich außerdem einsam, da er im Jahre vorher eine sehr liebe Frau verloren hatte, und so machte es sich, daß ich ihn bald zum zweiten Male besuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hausen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines ersten Besuches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und der Pastor machte selbst meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüssel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben so wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?" fragte ich den Pastor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachsenen Hofe stand, „die Plattform scheint ja gerade der schönste Theil des Schlosses zu sein und muß eine prächtige Aussicht haben?"

„Die Plattform ist bewohnt," antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich sehe keine Seele."

„Ich sage zu viel," verbesserte sich der Pastor, „wenn ich sage, daß die Plattform bewohnt ist — eine der Stuben da oben ist bewohnt."

„Warum sollten wir denn nicht dahinaufsteigen dürfen?"

„Der Bewohner will es nicht."

„Das ist sehr ungastlich! Die Plattform ist so groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu sehen."

„Er will es einmal nicht," wiederholte der Pastor und offenbar in der Absicht, das Gespräch über diesen Gegenstand abzuschneiden.

„Wer ist denn dieser ungastliche Einsiedler?" fragte ich trotzdem weiter.

„Es ist der Besitzer des Schlosses."

„Wie heißt er?"

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken."

„Das ist doch erstaunlich," rief ich, in der That verwundert, „der Graf selbst? In dieser Wüste? In diesem verfallenden Schlosse? Und nirgends sehe ich eine Spur von Familie oder Dienerschaft — und gerade da oben in einer Mansarde, in einer einzigen Mansarde muß er wohnen, während im Schlosse so prachtvolle Säle leer stehen?"

Mein Vetter schwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er ist wohl ruinirt? Er hat wohl sein Vermögen durchgebracht, daß er sich so einschränkt?"

„Er ist der reichste Grundbesitzer des ganzen Landes," antwortete der Pastor.

Die Sache wurde mir immer räthselhafter, eben so räthselhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit sichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch seine kurzen Antworten deutlich zu verstehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenstände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieser halben Mittheilungen wie des Schlosses in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtnisse unbestimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht fassen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einst Gewußtes, längst Vergessenes wieder aufzuerstehen und über die Schwelle des Bewußtseins zu treten strebt. Es war mir, als müßte sich an den Namen Holken eine Geschichte knüpfen, eine Geschichte, die ich einst gehört oder gelesen hatte. In wirren Tönen umsummte sie mein Ohr; sie stand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch so verwischt, daß ich sie nicht lesen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte,

um mich in meiner Anſtrengung zu ſtören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht ſtören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen ſeiner Feigheit infam —"

„Nein! — Ja!" rief der Paſtor haſtig nacheinander, indem er ſich in dem öden Hofe umſah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben ſo ängſtlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne," ſagte er dann mit einem Gemiſch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer ſei oder geweſen ſei, er iſt der Wohlthäter dieſer ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand beſſer als ich — und dabei iſt er, ach, ſo unglücklich."

Mein Vetter gab mir während meiner erſten Beſuche im Pfarrhauſe oft zu verſtehen, daß er über jenen einſamen Mann im Schloſſe und über deſſen Geſchichte nicht zu ſprechen liebe, und ich ſchwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gaſtes und des wohlerzogenen Menſchen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte ſich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einſamen. Unter Tages hätte kein Menſch geahnt, daß die Plattform bewohnt ſei, aber in der Nacht, beim hellen Mondſchein, ſah man manchmal einen Schatten an den breiten Eſſen hingleiten oder aus einem gewiſſen Fenſter einer den äußerſten Rand der Plattform einnehmenden Manſarde einen gedämpften Lichtſtrahl durch die Jalouſie hervorbrechen. Aus dem Fenſter meiner Stube im Pfarrhauſe konnte ich dieſes Licht beobachten, und ich ſtand oft ſtundenlang da, immer hinaufſehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöſchender Stern, der ſich in Nebel aufzulöſen droht, in der Luft ſchwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um ſo mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Beſuche im Pfarrhauſe erfuhr,

wußte, daß der Einſame da oben ſeit mehr als dreißig Jahren hauſe, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angeſicht ſei, und daß er dort oben ſich mit einer unverwiſchbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, feſt entſchloſſen, ſo lange ſeine eigenen Augen noch offen ſtehen, ſich dieſen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich ſelbſt, theilnehmend und traurig, oft zu dieſem Lichte hinaufblickte, war ich doch bald beinahe eben ſo unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich ſah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumſchlichen und mit plumper Neugierde das Licht, wo nicht den Einſiedler ſelbſt, zu erſpähen ſuchten. Erſt als ich ſo weit war, und es mein Vetter bemerkte, und erſt nachdem ſich im Laufe mehrerer Monate ein ſehr inniges, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Holken mit mir zu ſprechen.

„Ja," ſagte er mir eines Tages, „Du haſt es damals errathen, es iſt der General Graf Holken, derſelbe, der bei Waterloo ſeiner Feigheit wegen infam kaſſirt wurde."

„Iſt es nicht ſo?" fragte ich, „er ſollte mit ſeiner Kavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegen kam, wandte er ſein Pferd und ergriff die Flucht?"

„Ja, ſo iſt es!" beſtätigte der Paſtor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, riſſen einen Theil mit in die Flucht, und dieſe Epiſode hätte der Entſcheidung des entſcheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäiſchen Welt unheilvoll geworden wäre."

„Ich habe," ſagte ich, „ſeit meinem erſten Beſuche hier Manches über den Grafen und dieſe merkwürdige Epiſode geleſen, auch Manches durch mündliche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, deſto unklarer ſehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn ſelbſt, bis zu dieſem unglückſeligen Ende,

iſt eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Holken galt für einen der ausgezeichnetſten deutſchen Offiziere und als ſolchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältniſſen, unter ſeinem Kommando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig ſehr jung als General kommandirte. Wie ſeine militäriſchen Talente und ſein Muth, hatte ſich auch ſein Privatcharakter, ſeine Ehrenhaftigkeit, ſeine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich ſehr hochgeachtet, von ſeinen Kameraden geliebt, von ſeinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieſer Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, ſeine eigene ganze Vergangenheit und wendet ſich zur ſchimpflichen Flucht! Iſt das begreiflich?"

Der Paſtor zuckte die Achſeln und ſagte: „Du kennſt die Geſchichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutſchen laſtet ein ſo gewaltiger Schandfleck als auf dem Mann der Kapitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige du dich bei Allen, die ſein Leben und ſein ganzes Weſen aufs Genaueſte gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und ſie werden dir ſagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichſte und erprobteſte Offizier, eine Autorität in ſeinem Fache, eine Berühmtheit in der militäriſchen Welt, es war auch ein trefflicher Menſch, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, an dem ſeine alten Freunde bis an ſein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbſt Denen, die ihn nach ſeinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthſel, wie ein ſolcher Mann ſo hatte handeln können; ſie ſagten von dieſer That: ſie wüßten ſie, aber ſie glaubten ſie nicht."

„Solche Erſcheinungen," ſagte ich, „ſind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da beſtimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung gerade im entſcheidenden Augenblick ſtärker iſt als alle moraliſchen Einwirkungen, als alle

Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rückſichten —"

„Nein!" fiel mir der Paſtor ins Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rückſicht auf die Würde der Menſchheit nicht glauben. Mein feſter Glaube iſt, daß ſolche Erſcheinungen rein tragiſcher Natur ſind, und daß hinter ihnen eine tragiſche Schuld ſteckt, die geſühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich ſelbſt gemacht, die innere Geſchichte eines ſolchen tragiſchen Opfers, die mir bekannt iſt, befeſtigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Paſtor ſchon zu viel geſagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geſchichte und mit den Urſachen des Unglücks jenes Einſamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Menſch war, den der Graf manchmal in ſeiner Manſarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf ſein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß ſich zwiſchen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundſchaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Paſtor bei dieſem Verhältniſſe mit ſeinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft gegen den infam kaſſirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja ſo oft nur ſein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß ſich an dieſen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne dieſe Gefahr befürchten zu müſſen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen Traurigkeit und mußte er ſich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einſamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß ſich zu dem verwandtſchaftlichen Gefühle bei dem Paſtor auch bald das freundſchaftlichſte geſellte, und daß dieſem das größte Vertrauen folgte. Er geſtand mir bald zu, daß er in der That die Geſchichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf verſprach er mir, daß ich ſie dermaleinſt auch kennen ſolle, nur ſollte ich ihm dagegen ver-

ſprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken beſtattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabſtein, wie er es verordnet. Mit den Wünſchen der Agnaten ſtimmte es zu ſehr überein, daß Geſtrüpp ſein Grab überwucherte, und daß ſein Name ſelbſt nicht durch eine Grabſchrift erhalten werde, als daß ſie gegen dieſe ſeine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Kapitel.

Viktor Graf von Holken ſtammte aus einem alten, reichbegüterten Geſchlechte des mittleren Deutſchlands. Die kriegeriſche Zeit, die in ſeine Jugend fiel, ſowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen beſtimmten ihn, die militäriſche Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Univerſität eine ſorgſame Erziehung genoſſen hatte. Garniſon- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, ſich fortwährend geiſtig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er ſo viel in ſich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beſchränkten Zeit erwachſener Geiſt in ſich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutſchen Literatur, in die ſeine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht ſpurlos an ihm vorüber; er ſah die Welt ſchöner und von einem höhern Standpunkt an als ſeine unmittelbaren Vorfahren und viele ſeiner zeitgenöſſiſchen Standesgenoſſen. Er erkannte ſehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor ſich gegangen, und wie ſehr nothwendig und geboten es ſei, wenn man ſich als nützliches Mit-

glied der Gesellschaft erweisen wolle, sich diesen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das sie enthielten, so viel als möglich in sich aufzunehmen. Das militärische Wesen lag ihm nun am nächsten, und er verschmähte nicht, von den siegreichen, aber von seinen Standesgenossen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäsar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelstaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, sondern auch in seinem Fache höchst unterrichteter Offizier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wissen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Viktor von Holken oft dem Garnisonsleben entrissen, um in die Nähe des Kriegsministers und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es sich von selbst, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken, schnell im Range aufrückte, und da er „das Glück" hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn seines Staates, Kaiser Napoleon, gelobt zu werden, war er schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Major aufgerückt. Als solcher und als ein Mann, der vom Freunde, dessen Feind man einst werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft seines Fürsten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserreiches, nach Paris.

Das Leben der französischen Hauptstadt, ihrer Natur und der kaiserlichen Politik gemäß bestimmt, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann so viel des Neuen und Berauschenden, daß er anfangs nicht zur Besinnung kam und von Schauspiel zu Schauspiel, von Freude zu Freude, von Fest zu Fest taumelte. Aber die Müdigkeit mußte sich bei einem an ernsteres Streben gewöhnten Charakter bald einstellen und dieser mußte folgerichtig die Sehnsucht

nach einem ſtillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf ſeiner Studirſtube oder in Geſellſchaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerſtreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernſter Freund, mit dem er vertraut ſeine Meinung über die Intereſſen, die damals die Welt bewegten, hätte austauſchen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er ſich gemüthlich gefühlt hätte, ſchien ihm bei Weitem wünſchenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Geſellſchaft von Fürſten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Auſterlitz ſich bewegen ſah.

Sein Wunſch ſollte ihm erfüllt werden. Oberſt Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieſelbe Stellung einnahm wie Viktor in ſeinem Vaterlande, der ſeine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspauſen, die Napoleon ſeiner Nation gönnte, bei der theoretiſchen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsminiſterium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutſchen Offiziers vom Kriegsminiſter den Befehl, ſich deſſelben beſonders anzunehmen, und er war es, mit dem Viktor den Theil der geſandtſchaftlichen Geſchäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberſt Marigny ſtammte noch aus dem Geſchlecht der begeiſterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiſerlicher Konſkriptionen, an die Gränzen eilten, aus jenem Geſchlechte, das nur zum Theil ſich von dem ſoldatiſchen Weſen des Kaiſerthums abſorbiren ließ, zum Theil aber jene erſten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Charakters beibehielten, als ſich viele Franzoſen aufrichtig einbildeten, daß ſie nur als Apoſtel der Freiheit und Civiliſation zu Felde zögen. Er hatte die Univerſität als zwanzigjähriger Jüngling verlaſſen, als er zum erſten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einſt zur Wiſſenſchaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während ſich hinter ihm in Paris fortwährend die Szene änderte,

und ehe er ſich deſſen verſah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaiſers geworden, hatte er einen bedeutenden Offiziersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, ſeinen Vater, den geachtetſten Arzt Dijons, zu erſetzen. Dieſes Schickſal hatte er mit vier Fünftheilen der franzöſiſchen Offiziere gemein; was ihn von dieſen unterſchied, war die Stärke, mit der er ſich vor ſoldatiſcher Verwilderung bewahrte und vor dem Vergeſſen aller der beſſern Jugendneigungen, die ihn ſo wie viele Andere ins Lager geführt hatten, die aber bei dieſen vielen Andern ausgewiſcht waren aus dem Gedächtniſſe oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindiſche Ausgeburten unprakt:ſcher „Ideologie" verachtet wurden. Oberſt Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in ſich abgeſchloſſen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen verſagt, durch Vereitelung ſeiner ſchönſten Träume, die er uneigennützig für ſie geträumt hatte, ſuchte er ſich im Kleinen zu erſetzen, durch Erfüllung der nächſten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen ſuchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er ſich mit deſto innigerem Glauben an einzelne Perſonen, als ſein Vertrauen in die Welt erſchüttert war. Solche Menſchen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da ſie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menſchheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit beſonderer Vorliebe entgegen, und ſo fand Viktor beim Oberſten Marigny eine um ſo herzlichere Aufnahme, als in ihren Charakteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben ſo viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militäriſchen Leben ernſt geblieben; Beide ſuchten ihrem Berufe die geiſtigſte Seite abzugewinnen; aber ſie waren aus verſchiedenen Verhältniſſen, verſchiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer Bildung waren in vielfacher Beziehung verſchieden, und ſo hatten

ſie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und ſo waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich ſind.

Nachdem Oberſt Marigny ſeinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Geſellſchaften und in den Bureaux geſehen hatte, in ſein Hausweſen ein, und damit hatte Viktor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptſtadt ſo wünſchenswerth ſchien.

Oberſt Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl ſeine Heirath halb und halb auf franzöſiſche Weiſe geſchloſſen worden, das iſt durch Einmiſchung dritter Perſonen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfniſſe des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten ſuchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich mitmachte, eine gute Partie, und ſie fanden dieſe in der Perſon des Fräuleins Helene von Perouſſet. Mademoiſelle de Perouſſet war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauſes, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Kapitäne der Garden in Verſailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffote erloſch. Helenen rettete ihre Jugend; ſie war, als ſie ihre ſämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten ſah, erſt acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm ſie für einige Zeit zu ſich nach Deutſchland, ſchickte ſie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo ſie in einem Mädcheninſtitut erzogen wurde. Sie war zwar, als ſie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und ſie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, ſie als eine gute und wünſchenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgeſehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiſer, wenn ſie Marigny heirathete, ihr die ſämmtlichen ein-

gezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derselben zurückerstatten, oder, wenn dieß ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausstattung geben werde. Der Kaiser sah es gern, wenn seine Offiziere oder sonstigen Würdenträger Töchter alter Häuser heiratheten und sich die alte Legitimität so mit seinem neuen Adel vermischte. Bei solchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die solche Heirathen eingegangen, rasch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimisten, an seinem Hofe zu sehen. Diese Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Partie. Aber Marigny sah das schöne und verlassene Fräulein, und er adelte diese arrangirte Heirath, indem er vom Kaiser weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er sich überhaupt bei dieser seiner Privatangelegenheit um die Einwilligung seines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung seiner Frau sicherte und vielleicht den festesten Grundstein seines Glückes bildete. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, der der erste Arzt Dijons gewesen, sein Oberstengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Ministerium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriösen, jedenfalls sorgenlosen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte sogar nach den damaligen Ansprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es sich nicht selbst genügt hätte. Die offiziellen Feste, an denen sie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; sonst liebte man es, daheim zu bleiben und sich an einander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erschallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Frist benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Kriege zu beenden pflegte, meistens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um so kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den aktiven Dienst sofort verlassen konnte, um in das Kriegsministerium nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinen Kenntnissen stets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch sein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloseste Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlassene Geschöpf fühlte zum ersten Male, daß sie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß sie nicht mehr allein und schutzlos in der Welt dastand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das sie sogleich zu ihm hinzog, als sie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter aussah als seine Jahre, zum ersten Mal anblickte; sein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß stand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieser Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnsucht nach diesen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte sie sich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger besonnen, als sie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem sie gewissermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher sie ihn kennen lernte, desto tiefer wurde sie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft sein könne, als sie es war.

Trotzdem sie kinderlos war, fand sie Graf Viktor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derselben Ueberzeugung, als er sie, von ihrem Manne vorgestellt, kennen lernte.

Viktor hatte von Madame Marigny, die sehr zurückgezogen lebte, nie sprechen hören. Hätte er gewußt, daß sie für eine Schönheit galt, würde er wahrscheinlich den Ruf bestätigt haben; so aber trat er ihre ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erste, was ihm im Hause gefiel, war das ruhig-innige Zusammenleben des Ehepaares, das ihm um so wohler that, als ihm ein solches Schauspiel in dem damaligen Paris und in seinem offiziellen Hofleben seit lange nicht geworden. Er fühlte sich behaglich an diesem häuslichen Herde und bald vollkommen heimisch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene

eigentlich alte Bekannte und Jugendgespielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatte sie mit der Emigrantenfamilie, die sie dahin hatte kommen lassen, einige Zeit auf dem Schlosse des alten Grafen Holken, des Vaters Viktors verbracht, der, ein starrer Legitimist, es sich zur Ehre rechnete, alle seine aus Frankreich vertriebenen, durch seine Gegend kommenden Gesinnungsgenossen bei sich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürstlich zu bewirthen. Helene erinnerte sich genau der schönen Wochen in dem gewaltigen Schlosse und dem herrlichen Parke; sie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlassenen; sie erinnerte sich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebnissen, jeder Persönlichkeit und vor Allem des kleinen Viktor, der so gut für sie war, sie auf sein Pferd nahm und ihr den ersten Unterricht in der deutschen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Obersten war es nun, als müßte man Viktor, der sich in Paris in seiner Art einsam und verlassen fühlte, die Gastlichkeit, die Helene einst von ihm und seinem Vater genossen, mit Zinsen in Freundschaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug sehr viel zu einer raschen Entwicklung gegenseitiger Vertraulichkeit bei, abgesehen von der Achtung, welche beide Männer schon aus ihrem Welt- und Geschäftsleben her in den stillen Kreis mitbrachten.

Viktor fühlte sich in diesem Zusammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotisches Gefühl, das er sich bewahrt hatte, obwohl sein Fürst ein Alliirter, oder besser gesagt, ein Vasall des Kaisers war, und das er sonst in Paris schon aus politischen Rücksichten verbergen mußte, konnte sich hier frei aussprechen. Der Oberst war ein zu gebildeter Mann und selbst ein zu guter Patriot, um nicht zu verstehen, was ein Deutscher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Viktor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutsche Fürsten und Offiziere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem französischen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutschland zu lieb gewonnen und stand ihrer Abstammung nach dem

gegenwärtigen franzöſiſchen Treiben und dem Kaiſer zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizuſtimmen, wo ihr Mann nur durch ſein Schweigen beiſtimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Perſonen und Oertlichkeiten ſprechen, die ihm theuer waren und von denen ſie mit Begeiſterung ſprach, da ſie ſich in ihrer Erinnerung aus der ſchönſten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als ſie ſo zum erſten Male ſprach, erfuhr er, wie ſchön ſie war. Ihre blaſſen Wangen rötheten ſich, ihre Augen ſprühten, die deutſche Sprache, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten brauchte, obwohl ſie ſie unvollkommen ſprach, erſchien ihm in ihrem Munde unendlich melodiſch und wurde ihm noch theurer. Er pries ſeinen Freund glücklich wegen des Beſitzes eines ſolchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, deſto inniger freute er ſich an dem Glück dieſer geliebten Menſchen. Doch mußte er ſich manchmal ſagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen ſei. Von Natur mit dem heiterſten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete ſie rings um ſich her die klarſte Atmoſphäre, aber manchmal verſank ſie in einen Trübſinn, der um ſo rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um ſo auffallender kontraſtirte. Helene hatte bald keine Geheimniſſe vor Viktor, und er glaubte die Urſache dieſes Trübſinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schickſal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düſtern Wolkenſchatten warf? Und nun wußte Viktor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen ſämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schweſter beigewohnt, daß ſie die gräulichen Schauſpiele mit eigenen Augen geſehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's geſtellt zu werden, blieb ſie im öden väterlichen Hauſe allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Dieſe war eine heimliche, nunmehr offen-

kundige Jakobinerin, und glaubte dem Kinde das Schauspiel nicht ersparen zu dürfen; sie ließ sie die Hinrichtung der theuersten Personen auf dem Greveplatze selbst mitansehen, um ihm, wie sie sagte, die im Blute steckenden aristokratischen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft sie sich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben so lebhaft, wo nicht lebhafter, standen diese Blutspuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß sie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß sie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie sie vereinsamt, wie ihre Jugend verdüstert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er sich geschlagen; sie hoben die Schattenseiten eines Zustandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, besonders in Erinnerung an die damalige Begeisterung und an die Unwiderstehlichkeit der französischen freiwilligen Krieger als ein Ideal erschien. Auch gestand Helene, daß die Wärterin mit jener Kur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn sie eine Aristokratin sei, jene blutigen Schauspiele daran die vorzüglichste Schuld trugen. Auch dieses Geständniß konnte dem ganz bürgerlichen Wesen des Obersten nicht angenehm sein. Helene wandte sich darum, seit der Bekanntschaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an diesen, der auf solche Weise gewissermaßen ihr Vertrauter wurde und so auch erfuhr, daß zwischen diesen zwei so innig verbundenen Menschen doch etwas sei, was sie bis zu einem gewissen, wenn auch, so zu sagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Viktor, der bisher im Lager, auf seiner Studierstube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer seines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall ist, so viele Entdeckungen an sich selber, Entdeckungen von Eigenschaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen strebte, und die

er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein ſolches Zuſammenleben mit einer ungewöhnlich ſchönen und begabten Frau, deren Geiſt und Anmuth ſo viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit ſo viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein ſolches warmes Hingeben von beiden Seiten auch ſeine Gefahren haben könne, kam ihm, bei ſeinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbeſtimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verſchwommenes Gefühl auf Augenblicke ſein Herz erſchreckte, wenn er zum Beiſpiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und ſie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er ſich in dem andern Gedanken, der ſofort auftauchte, daß Helene ſeines Freundes, des edeln Marigny, Frau ſei, ſo ſicher wie in einer uneinnehmbaren Feſtung. Und wäre er der ſchwächſte Menſch, der treuloſeſte geweſen, fähig, ſeinen theuerſten und geachtetſten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die ſicherſte Bürgſchaft für ſich ſelbſt? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht ſagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Dieſe Frau iſt ein Ehrenmann!). Fühlte ſich Viktor nicht auch als ſolcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moraliſche Gefahren entſtehen?

Nach einigen Monaten fragte ſich Viktor, ob die Liebe eine ſolche moraliſche Gefahr ſei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne ſie leben könne, wenn die Pflicht ihm ſie zu meiden gebiete, daß er aber ohne ſie nicht glücklich ſein könne. Jene Frage aber beantwortete er ſich noch mit einem entſchiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie ſehr dieſe Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in ſeinen beſten Grundſätzen beſtärkten — freilich auf Koſten ſeiner Ruhe und mit der Ausſicht auf vollkommenſte Entſagung. Wie alle jungen Herzen, die ſich auf Entſagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuſchung iſt, ſuchte er ſich zum Erſatz ein künſtliches Glück aufzubauen, und die

Phantasie unterstützte das Herz. Er bildete sich ein, schon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen schon die ganze Helene, die jetzt so oft mit ihm allein am Kamine saß; dieses kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unschuldigsten Leidenschaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß sich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernste, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der so sehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich gewesen, seinen Sohn mit einer verbannten Royalistin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu sehen. Was er wünschte, sah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er so träumte, lag Helene als das herrliche Weib, das sie eben war, als seine Frau in seinen Armen.

Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszustand des Grafen Viktor von Holken begnügen; sie sind ein bloßer Auszug aus seinen Tagebüchern und spätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückseligen, aufreibenden Kampfes zwischen Pflicht und Leidenschaft in selbstquälerischer Ausführlichkeit enthalten. Eine solche traurige Geschichte innerer Vorgänge ist nur von dem Gequälten selbst geschrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit historiographischer Berücksichtigung und Zuratheziehung der Quellen wird sie, bei dem Streben nach objektiver Wahrheit, zu besonnen, kalt, oder, wenn man sich mit Ruhe bemüht, der Leidenschaft nachzukommen, bombastisch und unwahr. Wo, wie in Werthers Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht selbst gegeben werden dürfen, ist die kürzeste Andeutung der Seelenzustände, ein bloßes Anschlagen der Saiten das Beste.

Von Helenen besitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müssen bei ihr, wie Geschichtschreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von spätern Zeiträumen und Vorkommnissen auf frühere schließen und das Wahrscheinliche als wahr annehmen.

Im Grund befand ſie ſich in derſelben Lage wie Viktor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninſtitut tretend, in eine Welt, in der ſie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüſte kannte, warf ſie ſich einem Manne in die Arme, deſſen erſter Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde verſprach. Sie fühlte ſich unter ſeinem Fittig ſo warm, ſo ſicher, um ſo ſicherer, je älter er ihr erſchien. Sie hatte die vollſte Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Anſicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutſzenen in ihrer Erinnerung zuſammenhing, als ſie Viktor kennen lernte. In ihm lernte ſie die Jugend kennen und ſie war ſelber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der ſchrecklichen Erinnerung zuſammenhing, ſo hing die Erſcheinung Viktors mit den freudigſten Bildern ihrer Jugend zuſammen. Viktor war außerdem ein Freund, wie ſie noch keinen beſeſſen hatte, mit dem ſie ſprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte ſie ohne Angſt einen Winkel ihres Herzens ſehen laſſen, den ſie ſelbſt vor ihrem Mann verſchleierte. Als ſie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte ſie ſich wie Viktor ſicher in dem Gedanken, daß dieſer Marigny's Freund ſei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte ſie doch lieber alle höchſten Glückſeligkeiten hingegeben, als daß ſie ſich in die Lage verſetzt hätte, dieſem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen ins Auge ſehen zu können.

Als ſie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, ſchwuren ſie ſich es mit einem Blick, daß ſie es einander nie geſtehen und daß ſie ſtärker ſein wollten als alle Liebe.

Drittes Kapitel.

Der Winter, der das glückliche Zuſammenleben eines kleinen Kreiſes zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung.

Marigny, der immer an die alten Urſachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Viktor, ſie in dieſer Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlaſſen. Er vermied ſie ſo viel als möglich, um ſie mit dem Freund allein zu laſſen, mit dem, wie er wußte, ſie über jene Dinge aufrichtiger und lieber ſprach als mit ihm. Die äußere, politiſche Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oeſterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzeſſin alten Blutes abgewann, warf ſeine durch dieſe Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, ſeinem Bruder Joſeph ſo viel zu ſchaffen und die Kunſt ſeiner trefflichſten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyr, Maſſena ꝛc., zu Schanden machte. Die beſten Regimenter und die beſten Offiziere ſollten dieſer ſchlimmen Lage ein Ende machen und ein Beiſpiel beſeitigen, das dem Reſt Europa's Muth zum Widerſtand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überſchritten, und es war wahrſcheinlich, daß er ihm demnächſt werde folgen müſſen. Seitdem zum erſten Male davon die Rede geweſen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ſie dießmal ins Feld mitnehme. Marigny lächelte über dieſen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er ſie leichter mit ſich führen können, als in dieſes Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marſchirte und ſie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unſichtbaren Feinden umgeben war; wo ſelbſt Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rückſichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzoſen erſchien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie ſollte ſich Marigny entſchließen, ſeine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; ſie ſchien am Ende

von dem Gedanken nicht mehr lassen zu können, sprach mit einer bebenden Angst von der Trennung und wie mit unerschütterlicher Ueberzeugung von unbestimmten Gefahren, die sie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weise, wie sie ihre Bitten vorbrachte, wie sie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Bläſſe ihres Gesichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erschien ihm ihr Wunsch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Viktor mit Staunen und Besorgniß sprach. Aber er war noch mehr erstaunt, als Viktor diesem Wunsche das Wort redete, oder wenigstens schwieg, wenn Helene ihren Mann in seiner Gegenwart beschwor, sie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein positives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reise Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorstehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängstigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenseits der Pyrenäen in Verbindung standen, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiserliche Paris durfte von seinen Beängstigungen nichts merken lassen; es mußte sich mit seinem kaiserlichen Herrn, der eben seine habsburgische Braut und mit ihr eine seiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und sich an Festen berauschen. Mit diesen Festen kam der Frühling heran, und jener vom österreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch seinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürstin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und später als ein Vorspiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von diesem Zeitpunkte an knüpft sich unsere Geschichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendsten historischen Epochen und Ereignisse, die wir zu einem

großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten historischen Novellen schreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geschichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhause, das Fürst Schwarzenberg im Garten des Gesandtschaftshotels mit eben so zauberhafter Schnelligkeit als zauberischer Pracht hatte aufführen lassen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausschmückung, der ganzen unvergleichlichen Versammlung, der unzähligen anwesenden großen Namen so wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, schweigend sich von der wogenden Menge langsam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Viktor mit Helene. Viktor trug seine Uniform, und in der kriegerischen Tracht schien ihr sein Gesicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als sonst. Wie sie die Menge forttrug und die Musik in Träume wiegte, vergaß sie Menge, Musik und die ganze Welt und fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie sich, von der Masse gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Viktor, der sie um eine starke Kopfhöhe überragte, sah sehnsüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu sehen; er sah nur das blasse, von schwarzen Scheiteln eingerahmte Gesicht, die langen schwarzen Wimpern, die es noch blässer erscheinen ließen, und die feine weiße Büste — daß sie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die sich an ihn klammert und die er rettend ans Land trägt. Der Oberst war bei einer Gruppe von Offizieren stehen geblieben, die eben der Feste halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächst dahin abgehen sollte, über die dortige Lage der Dinge Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureisen gedachte, sagte sich, daß sie heute vielleicht zum letzten Male mit Viktor so allein sei — denn wo ist man mehr allein als in solchem Gedränge — und da sie von ihrem Glück Abschied nahm, glaubte sie sich diesem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie

wußte es ja, was ſie die Trennung koſtete und was ſie geleiſtet, indem ſie dieſelbe gewiſſermaßen erzwungen, um ſich dieſe kurze und unſchuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe geſtatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Viktor, und ſo ließen ſich Beide vom Strome des Gedränges und von dem ſanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünſchend, daß dieſe ſelbige Stunde ewig dauern, daß ſie nichts aus dieſen Träumen wecke.

Aber ſie ſollten auf ſchreckliche Weiſe geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmoſphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, ſo daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Maſſen, die ſich bis jetzt in einer gewiſſen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem erſten Schreckensſchrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles ſchrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anweſenheit oder das Beiſpiel des Mannes des Verhängniſſes, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann ſeine habsburgiſche Gattin eben ſo ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon geſellten ſich zu dem Schreckensgeſchrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Verſammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge ſo wild wurde, daß Viele zu erſticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor ſah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hülfe ſuchend in ſeinen Armen; er fühlte ſie an ſeiner Bruſt und er ſtand beſeligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob ſie nur höher an ſich hinauf, er drückte ſie nur inniger an ſich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieſer theuern Laſt auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien ſtand. Die friſche

Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Besinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzusetzen, wohl aber die Kraft, sie weiter fortzutragen bis ans Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben so groß wie im brennenden Tanzsaale. Die Gäste stürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten sich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten besinnungslos umher, Einzelne standen vor dem brennenden Gebäude und starrten es schreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Person, die sie darin zurückgelassen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürstin Schwarzenberg, stürzten sich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu suchen und um, wie eben diese gute Mutter, die nach ihrer Tochter suchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlassen. Bei all dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldekorationen im Bogen mitten in die chaotische, schreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Viktor seine Last hätte anvertrauen mögen; für sie sah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er sie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gassen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an seinem Halse, oder vielmehr, sie hatte von jenem ersten Momente des Schreckens an nur das träumerische, halbe Bewußtsein, an seinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erst, als sie in Viktors Zimmer, auf seinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr gesehen, in der dieses geliebte Leben geschwebt hatte, vor ihr kniete und zum ersten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Oberst Marigny, der sogleich beim Ausbruch der Feuersbrunst nach seiner Frau gesucht hatte, sah sie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Viktors und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und gesellte sich sofort zu den Offizieren,

die Anſtalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu geſtatten und um, wo es Noth that, Menſchenleben zu retten. Er war überraſcht, als er ſpät in ſeine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber ſie war ja gerettet.

Sie kam erſt gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entſetzt über ihr Ausſehen. Ihre Wangen waren eingefallen, ſchwarze Ränder umſäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulſe fieberiſch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube ſank ſie nieder und ſträubte ſich, als ſie Marigny erhob, um ſie auf ihr Bett zu tragen. Sie ſagte Allerlei, was ihm unverſtändlich blieb, und er glaubte, ſie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauſpiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb ſo durch mehrere Tage. Das Fieber hatte ſich zwar gelegt, ſie ſtarrte wie theilnahmlos vor ſich hin, aber ſie gerieth in die heftigſte Aufregung, wenn ihr Marigny von Viktor ſprach, der immer kam, um ſich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang ſchweigend im Salon ſaß. Unter dieſen Umſtänden kam Marigny der Befehl zu, ſchleunigſt nach Spanien aufzubrechen; Helene ſprach nicht mehr von Mitreiſen. Der Oberſt empfahl die Kranke dem Schutze ſeines Freundes, der ihn dabei mit glaſigen Augen anſah.

Viertes Kapitel.

Wir wiſſen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie ſich die Geſchichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber dieſen Theil der Geſchichte ausführlicher zu erzählen, iſt nicht der Zweck dieſer Blätter. Das Verbrechen an dem trauteſten und vertrauenvollſten Freunde war begangen;

Viktor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als ſollte ihnen kein froher Tag mehr ſcheinen. Aber ſolches gemeinſchaftliches Bewußtſein und gemeinſchaftlich begangenes Verbrechen verbinden ſchon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber ſie hatten nur einander zu Vertrauten und ſie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten ſie in dieſer Hölle nicht von einander laſſen; die Leidenſchaft trug ſie in ihrem Wirbel fort und ſie klammerten ſich mehr und mehr aneinander. Wie ſollten ſie die Stunden der wahnſinnigſten Leidenſchaft fliehen, da ſie ſich nur in ſolchen Stunden ſelbſt vergaßen? Die Zeit kam bald, da ſie den Rauſch ſuchten, um nicht klar denken zu müſſen, und es folgte keine Zeit der Ueberſättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn ſie allein waren, konnten ſie ſich nur lieben, nur bemitleiden und berauſchen — aber getrennt ſchrieben ſie einander Briefe über die Straße, um ſich anzuklagen, um ſich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchſte Buße lag in der Trennung, da ſie ſich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und ſo wurde Trennung beſchloſſen.

Viktor war es leicht, ſich von ſeinem Poſten abberufen zu laſſen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreiſe Marigny's, um nach Deutſchland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beſchworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweiſe Beruhigung ihres Gewiſſens rathſam ſchiene, ohne Rückſicht auf ihn: ſie ſolle Marigny, wenn ſie deſſen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Viktor, dem ſchmählichſten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, ausſetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erſcheinen laſſen.

Nur wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der deutſchen Heimat erfuhr er von Helenen, daß auch ſie Paris verlaſſen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiste dahin, aber ſie wußte ſelbſt nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem

Geſichte ſie vor Marigny treten werde? ob ſie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob ſie ſich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles geſtehen, um ſich dann ſelbſt den Tod zu geben oder von ihm geben zu laſſen? Wieder einige Zeit ſpäter ſchrieb ſie Viktor, daß ſie noch immer die Pyrenäen nicht überſchritten habe, daß ſie längs dieſes Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angſt vor den Schrecken jenſeits derſelben nicht zu durchſchreiten wagt. Was ſollte ſie in Spanien? Viktor anklagen? es zu einer Entſcheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit ſpäter waren Helenens Briefe aus den verſchiedenſten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis ſie ſich wieder der ſpaniſchen Gränze näherte, um ſie aufs Neue zu verlaſſen. Auf allen dieſen ruheloſen Irrfahrten trug ſie die Briefe mit ſich, die ihr Viktor in Paris von ſeinem Hauſe in das ihrige geſchrieben: ſie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; ſie konnte ſich von ihnen nicht trennen und jedenfalls ſollten ſie für ſie an ihrer Statt ſprechen, wenn ſie einſt den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geſtändniß abzulegen.

Viktor ſah dieſen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne ſich zu gänzlichem Stumpfſinn herabſtimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene ſo vor ſeinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewiſſens heraustönte, als die paſſende Geſangsbegleitung zu ſolcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieſes Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängniſſes, das über ihn und ſie hereinbrechen müſſe, und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verſchwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; ſie mußte in Spanien ſein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag ſeines Schickſals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtſein ſeiner Ehrloſig-

keit, und das alte Schloß Holken, das seit dem Tode seines Vaters verlassen stand, schwebte ihm als wünschenswerthe Einsamkeit vor — wenn sich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daselbst verlebten Tage, die ihm in Paris so theuer gewesen, darangeknüpft hätten!

Aus diesem Zustande rissen ihn die kriegerischen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung setzten. Napoleon sammelte seine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern sollte, und die Truppen des deutschen Fürsten, dem Viktor diente, sollten einen Theil dieser großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberst trat er wieder in die aktiven Dienste und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie sonst bei solchen Gelegenheiten wurde seine Kriegsfreude und Thatenlust durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienste des fremden Unterdrückers ins Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er sah nur betäubenden Kriegslärm vor sich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, schien ihm ein wünschenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf diese Unternehmung Napoleons laut und in den Heeren seiner Verbündeten am ausführlichsten ausgesponnen wurden, erhöhten nur seine Hoffnung.

Es ist bekannt und geht selbst aus den offiziellen Berichten französischer Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren französischer Augenzeugen hervor, wie viel deutsche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der französischen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in französischen wie deutschen Lagern wußte man, was der Oberst Graf v. Holken im Besonderen während dieses Feldzuges geleistet. Sein Name, schon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutsche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und sich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee selbst

unter den gezwungenen Verbündeten Napoleons umsahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der sich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Offizier auszeichnete, wie er sich schon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schreckniſſe, wie er der großen Armee ſeit ihrem Ueberſchreiten der polniſchen Gränze entgegentrat, der Krieg mit einem unſichtbaren, geiſterhaften Feinde, der ſich ſchon vor der Moskauer Kataſtrophe ſo geſtaltete, daß er nicht ſeines Gleichen in der Weltgeſchichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfaſſung Viktors, der in ſeinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zuſammenſtimmte. Ja, da dieſe innern Kämpfe grauſamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in dieſen nur eine Erleichterung und in der ruheloſen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rauſch, der ihn manchmal ſeiner ſelbſt vergeſſen ließ. Wie oft er mit franzöſiſchen Truppentheilen oder einzelnen Offizieren zuſammentraf, er wich ſorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des ſpaniſchen Heeres zu dieſer herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Beſtimmtheit, daß der Oberſt in der That mit ihm in derſelben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zuſammentreffen werde? — Dieß Zuſammentreffen war auf dem raſtloſen Marſche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Offizier auf ſeinem Poſten bleiben mußte, um die raſch um ſich greifende Demoraliſation der Truppen ſo viel als möglich zu mildern; erſt dort, wo die ganze Armee in einem unglückſeligen Knäuel, in ihrer Falle zuſammen war, erſt in Moskau ſollte er ihn wiederſehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entſetzt mitten durch ſtürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um ſich nach dem Luſtſchloſſe Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglück-

ſeligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht ſtehenden Häuſer wagte man nicht zu dringen, um daſelbſt auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorſprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo ſie noch nicht emporgeſprungen war. In den Straßen war man bei den überall zuſammenſtürzenden Trümmern eben ſo wenig ſicher als in den Häuſern ſelbſt, und bereits drängten ſich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um ſich auf freiem Felde unter fortgeſchleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Viktor hatte ſein Regiment, oder vielmehr die Trümmer ſeines Regimentes bereits hinausmarſchiren laſſen und irrte nun allein über die gewaltige Brandſtätte, zu helfen bereit, wo Hülfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgültigkeit durch das große Elend hinſchlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Viktor oder der Unſelige, deſſen Herz ſelbſt eine Brandſtätte war, in ihm ſtärker wurde. Schon an das Gräßlichſte gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gaſſen und Straßen deſſelben unzählige Flüchtlinge entgegenſtürzten und zwar in ſo entſetzlicher Angſt, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewiſſermaßen auch in der That; denn in dieſen bisher verſchonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit ſeiner alten Garde im Kremlin geſchlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unſäglich; nicht nur dieſer Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Viktor zu erfaſſen und ihn auf demſelben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er ſich am Arme feſt ergriffen fühlte und eine wohlbekannte

Stimme ihm ins Ohr rief: „Viktor, dort in dem letzten Hause dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hülflos — retten Sie ſie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“.

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in dieſen Worten: allein, hülflos, retten Sie ſie! zitterte die alte Liebe. Und Viktor ſollte ſie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als ſein elendes Glück begann — er ſollte ſie wieder auf ſeinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieſer flammenden Hölle — oder waren ſie wirklich ſchon Beide in der Hölle? — war es ſeine ewige Strafe, ſie ewig ſo aus den Flammen tragen zu müſſen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny ſollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes ſprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnſinniger und ſah ſich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeſchiedener Verdammter war. Sein erſter Blick fiel auf Marigny, der unabläſſig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und ſie anzutreiben, daß ſie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's ſah Viktor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er ſah ſich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an dieſe Vorſtellung reihte ſich ſchnell der andere Gedanke: du ſollſt ſie wiederſehen! Helene iſt in deiner Nähe! du ſollſt ſie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieſer brennenden Häuſer lag Helene — allein, hülflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die geſprochenen Worte vor ſeinem Ohre körperlich ſchwebend geblieben wären, hörte er ſie vermittelſt einer gewaltigen Anſtrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hauſe dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er ſchwang ſich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abſchnitten, er ſtürzte in das Haus, deſſen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag ſie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als ob ſie ſchliefe, oder als wollte ſie die Schrecken nicht ſehen, die ſie vernichten ſollten. Der erſte Anblick ſagte es, daß ſie ſchwer krank war; ſie ſah aus wie eine Sterbende — und doch wie ſchön! ſchöner als jemals. Viktor glaubte ſie bewußtlos, bückte ſich zu ihr nieder und umfaßte ſie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Geſicht.

„Sind Sie es wieder, Viktor?" fragte ſie mit leiſer Stimme, aber plötzlich, als hätten ſie dieſelben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er ſie wieder aus den Flammen retten ſollte, empfand, ſtieß ſie ihn von ſich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet ſein!"

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf ſank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hauſe zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ihr allein zu ſein, wenn ſie wieder die Augen aufſchlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt aufs offene Feld, wo er Marigny fand. Dieſer ſank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen ſah. „O mein Freund," rief er aus, „welch ein Wiederſehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!" Er wagte es nicht, weiter zu ſprechen.

Fünftes Kapitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht ſtark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch

die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erſtarrenden Froſt, durch die ſtreifenden Koſakenbanden, die wie Geſpenſter, immer todtbringend und das mörderiſche Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie ſich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beſchreiben; iſt doch Geſchichtſchreibern und Augenzeugen, nachdem ſie hundert der grauſamſten Epiſoden aus dieſem Trauerſpiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geſtändniß, daß ſie Unbeſchreibliches zu ſchildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur ſein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Froſtes erlegen. Es iſt bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilſon zu leſen, wie ſich die Koſaken auf das erſte gefallene Pferd der franzöſiſchen Armee, dem ſie begegneten, herſtürzten, eifrig ſeine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben, ſie können uns nicht entrinnen!“ Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eiſigen Boden Rußlands beſchlagen und die nicht gleich in den erſten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zuſammen, um ſich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und ſo wanderten ſie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln beſtehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um ſich und die Kranke gegen die Streifpartien der Koſaken zu vertheidigen.

Manche Franzöſinnen waren damals ihren Männern in der

großen Armee, übermüthig und wie zu einer Luſtpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Viktor. In wenigen Worten hatte ſie ihm eines Tages ihre Geſchichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlaſſenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu ſuchen, und Viktor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuſchlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geſtändniſſe zu finden; wie eine ewige Anklage führte ſie die Briefe Viktors immer mit ſich, wie eine Verkörperung ihres Gewiſſens. Mit Marigny kam ſie wieder nach Frankreich zurück; er hielt ſie immer nur für körperlich krank und zwang ſie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam ſie in Moskau an. Es hatte ſie in Paris nicht geduldet; ſie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie ſie ihn ſo liebevoll ſah und in der Erinnerung an Viktor, in dem Gedanken, durch ihr Geſtändniß aus Marigny den elendeſten Menſchen zu machen, hielt ſie es wieder zurück. „Das," ſagte ſie, „iſt es allein, was mich noch am Leben erhält; es iſt mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böſes Gewiſſen lebt noch, ſonſt bin ich todt."

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu ſtehen ſchien, fortlebte, während Zehntauſende der kräftigſten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobuſch am Dnieper war es den Franzoſen geſtattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu ſichern, ſo lange als möglich; der Herzog von Treviſo beſetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitſch, Jermolows und des Herzogs Eugen von Württemberg den Beſitz dieſes Punktes lange ſtreitig. Der Kampf wüthete vorzugsweiſe während der Nacht, und erſt ſpät konnten die erſten ruſſiſchen Truppen in die jenſeits des Fluſſes gelegene Vorſtadt gelangen, mit deren

Beſitz ſie erſt eigentlich in den Beſitz der Stadt kamen. Dort, in dieſer Vorſtadt, in der großen Stube einer Herberge ſaßen während des Kampfes Marigny und Viktor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, ſie dachten auch nicht weiter zu fliehen, obwohl es wahrſcheinlich war, daß die Ruſſen jeden Augenblick in die Vorſtadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herſchallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, ſelbſt in die Stube drangen, in der ſie ſich befanden. Ein Bombenſplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgeriſſen, in deſſen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Riſſe hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude ſeinen Gluthſchein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzoſen in Dorogobuſch blieben da ſitzen oder liegen, wo ſie zum Tod ermattet oder ſtumpfſinnig ſaßen und lagen, ſelbſt als die Ruſſen ſchon hereinbrachen — wie ſollten jene beiden Männer fliehen, da ſie am Sterbelager Helenens ſaßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Geſicht bedeckte bereits Todesbläſſe; ihre Augen waren erloſchen und ſchloſſen ſich endlich von ſelbſt; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer ſaßen rechts und links am Lager und ſtarrten vor ſich hin, ohne etwas zu ſehen. Sie glaubten ſie Beide todt, aber keiner ſprach es aus. War es ſtummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend ſo ſtumpf geworden wie die der andern Hunderttauſende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag ſchon lange wie eine Leiche da, als Marigny zu ſchluchzen begann, aufſtand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Viktor ſchnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unſichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht laſſen, und er ſtellte ſich draußen an eines der Fenſter, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das

von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blasse Gesicht sehen konnte.

Aber wie sonderbar ist der Mensch beschaffen! Wer hat es nicht schon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Szenen des größten Schmerzes, der grimmigsten Verzweiflung plötzlich eine schauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgültigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen sammelten. Man steht an einem Grabe, das eben das Theuerste auf Erden verschlingen soll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräusch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die sonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeschlages am Sarge. Selbst das Gewissen hat solche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgültigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieser öde, leere Seelenzustand überkam Viktor, als er durch das Fenster das blasse Gesicht Helenens sah, das ihm so theuer war. Er hörte seit Stunden zum ersten Male den Kanonendonner, er sah die fliehenden Franzosen, die brennenden Häuser, die Lichter und Schatten, die wie zwei sich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander stritten — er sah Alles, nur nicht das bleiche, von unsäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer schöne Gesicht. Mit der größten Ruhe sah er einen russischen Offizier (wir wissen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der spätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitschs, von Löwenstern, gewesen), den ersten Russen diesseits der Dnieper, in den Hof treten, und sah er eine ganz eigenthümliche Szene, die sich jetzt vor ihm abspielte, und hörte er alle Worte, die gesprochen wurden.

Kaum war der russische Offizier in den Hausflur getreten und kaum ward er als solcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauses, ein ausgedienter Soldat, der seine französischen Gäste

den Tag hindurch mit Augen voll Haß umſchlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, ſich ihm zu Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte und mit fanatiſch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du biſt der Erſte der ſiegreichen Armee unſeres allergnädigſten Kaiſers, den dieſe Augen erblicken. Gelobt ſei der Allmächtige, der Erlöſer und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt iſt es an uns, unſere Arbeit zu thun!“ —

Darauf erhob er ſich, zog ein Meſſer aus der Bruſt, verneigte ſich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, ſchlug dreimal das Kreuz und ſagte, das Meſſer ſchwingend, zu dem ruſſiſchen Offizier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieſes Meſſer gebrauchen zu laſſen gegen die Ungläubigen, die unſer Land beſchmutzen und unſere Kirchen entweihen. Mein Gebet iſt erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, ſo oft ich dieſes Meſſer betrachtete, während dieſe Ungläubigen hier die Herren ſpielten, ſie erfüllt ſich endlich. Gelobt ſei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, ſeine Glieder zitterten und ſo mit aufgehobenem Meſſer ſtürzte er ſchreiend in die Straße, ſeine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, ſtieß er vier Franzoſen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit ſchrecklicher Schnelligkeit nieder. Es war dieß das Signal zu den Blutſzenen, welche die Nacht von Dorogobuſch zu einer der ſchrecklichſten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte ſich Viktors Auge doch wieder durchs Fenſter dem todten Geſichte zu, und er ſollte da eine Szene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in ſeinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er ſich täuſche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber ſie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten ſchwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte. — Mühſam erhob ſie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu ſtützen. Sie beſann ſich und ſuchte ſich zu ſammeln.

Mit einem Male ſchien ein Gedanke ſie zu erſchrecken; ſie fuhr zuſammen und griff mit der Hand nach der Bruſt, als ob ſie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob ſie den Oberleib mit unendlicher Anſtrengung und wandte ſpähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny ſchweigend, unſichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, ſtand und ſie Niemand erblickte, athmete ſie tief auf und griff in die Bruſt. Aber noch einmal und mit unendlicher Anſtrengung blickte ſie um ſich; erſt als ſie ſich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen ſei, zog ſie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Viktor erkannte ſie — es waren ſeine Briefe. Zu ſchwach, um ſich zu erheben, begann ſie nun, am Boden hinzukriechen, um ſich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er ſtreckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Viktor ſehen konnte. Glück und Entſetzen malte ſich in ſeinen Zügen, als er Helenen lebend ſah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verſchwand und regungslos und mit glaſigen Augen ſtarrte er hin, als er ſah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen ſuchte. Ihre ſchwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene ſeufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny ſtreckte die Arme aus; ſein Geſicht verzerrte ſich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war verſteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen ſtarrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erſt als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausſtreckte, ſie zu faſſen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unſichtbaren Macht geſchleudert, flog er durch die weite Stube, um ſich auf Helenens Hand zu werfen; in dieſem Augenblick flogen die Briefe ins Feuer. Aber Marigny hatte ſie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand faſſend, griff er mit der andern ins Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als ſie

Marigny gefaßt hatte, ſchrie auf, wand ſich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und ſank dann todt auf den Boden. Marigny ließ ſie fallen, ohne nach ihr zu ſehen; ſeine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen ſuchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und ſtarrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Viktor ſah ihn leſen; er ſah ſeine gläſernen Augen und hörte ihn lachen, als er ans Ende kam. Dann ſah ſich Marigny um. „Du ſuchſt mich!“ ſagte Viktor und eilte in die Stube zurück. Stumm ſtellte er ſich vor Marigny hin. Dieſer ſah ihn an und lachte. Viktor ſchloß die Augen, um nicht in die gläſernen ſehen zu müſſen, die ihn anſtarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine ſchauerliche Ewigkeit, bis ſich dieſer ſo weit gefaßt hatte, um ſeinen Degen zu ziehen. Endlich ſtürzte er mit vorgeſtreckter Waffe auf den verrätheriſchen Freund los — in demſelben Augenblick ſchlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Meſſer unter dem aufgehobenen Arme Viktors durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Bruſt. Er ſank lautlos zu Viktors Füßen.

Major von Löwenſtern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord ſeiner Gäſte abzuhalten. Er kam zu ſpät für Marigny, aber er ſtellte ſich raſch vor Viktor, um wenigſtens dieſen vor dem unſoldatiſchen Tode zu retten. Aber das ſchien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Viktor gezückt, auch deſſen verſchiedene Uniform und Abzeichen ſah, nahm dieſen für einen ruſſiſchen oder wenigſtens einer befreundeten Macht angehörenden Offizier und wandte ſich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hülfe?“

Doch Viktor riß ihn aus ſeinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!“ murmelte er — „warum ſchonſt du mich?“

In der That erhob der Ruſſe ſofort ſein Meſſer, um ihn niederzuſtoßen; aber Herr von Löwenſtern fiel ihm in den Arm: „Wahnſinniger,“ rief er ihm zu, „willſt du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich ſehr wüthen? Dieſer hier iſt ein Deutſcher und uns mehr zugethan als Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unſerer Seite gegen die Fremden!“

Dieſe Worte brachten den Wüthenden wenigſtens zum Zaudern, das Herr von Löwenſtern benutzte, um Viktor, ehe der Hauswirth zur Beſinnung kam, aus dem Hauſe zu ziehen. Viktor folgte bewußtlos; er ſah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er ſah nur die gläſernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anſtarrten, mit derſelben Wuth, mit demſelben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losſtürzte.

Mit einem Male fand er ſich mitten im Haufen flüchtender Franzoſen, außerhalb Dorogobuſch, der unglückſeligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, ſo neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgeriſſen, mußte er die Erinnerung an dieſe Stunden mit fortnehmen und weitertragen durchs Leben zugleich mit ſeinem ungeſühnten Verbrechen — wohl wiſſend, daß es nicht ungeſühnt bleiben werde.

Sechstes Kapitel.

Was Viktors Bekannten bei ſeiner Rückkehr ins deutſche Vaterland an ihm zuerſt auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu ſetzen, war das viele graue Haar, das ſich in ſein braunes miſchte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des ruſſiſchen Winters. So fand man auch ſeine Verſchloſſenheit natürlich.

Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, selbst heiterere Gemüther als das Viktors zu verdüstern. Indessen fand man doch bald, daß diese Verdüsterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten seines Umgangs, den patriotischen Soldaten seiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beispiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, selbst wenn er allein über die Straße ging, oder saß, in kurzen Zwischenräumen immer den Kopf mit einer gewissen eckigen, maschinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt starr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor sich sehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer so ansah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anstarrte, oder vielmehr, daß jene gläsernen Augen Marigny's allein, ohne dessen Antlitz und Körper, fortwährend vor seinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben so auffallend war es, daß Viktor die Gesellschaft mit demselben Eifer aufsuchte, als er sie floh; daß er sich bald in die Einsamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Kameraden umgeben zu sein wünschte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Besuch zu Besuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verschwand, um auf Schloß Holken einsam zu hausen.

Auffallender als Alles das wäre es seinen Kameraden gewesen, wenn sie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den sie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Es waren die romantisch-mystischen Dichter, die damals in Blüthe standen, mehr noch die hyper-romantischen sogenannten Philosophen, die sich mit den „Nachtseiten der Natur," zugleich andere, die sich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geschichte der Seele und dergleichen Fragen beschäftigten. Er erlebte so manche Hallucinationen, daß er sich gern Gewißheit

verſchafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen ſeien, beſonders jene fortdauernde Erſcheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er ſich, wohin denn alle die Geiſterbeſchwörer verſchwunden ſeien, von denen man ſo viel geſprochen, als er ſchon ein erwachſener Knabe geweſen, und die am Hofe Wilhelms des Dicken ihr Weſen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu ſchütteln, als glücklicherweiſe für ſeinen Ruf ſeine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutſcher Seite theilnehmen durfte und ſeine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergeſſenheit brachten. Sich endlich für ſein Vaterland ſchlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutſchlands auf ſich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Löſung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn ſchon ſeit Jahren beſchäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten ſich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Beſinnung kommen, und ſo kam er mit den ſiegreichen Heeren in demſelben Paris an, das er bei Beſinnung nie betreten haben würde. Er kam daſelbſt als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne ſich durch eine ſtaunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieſer Unerſchrockene ſchlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daſelbſt aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Viktor wagte es nicht, Jemand anzuſprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Beſinnen erkannte und als alten Freund des Hauſes gut aufnahm. Dieſer erzählte Viktor, daß der Oberſt, wie ein kaiſerliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen ſei,

und daß Madame Marigny wahrſcheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberſt, von einer ſchweren Wunde geneſen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das ſei ſo eine der vielen Sagen, wie ſie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien tröſteten. Uebrigens ſei dem Oberſt das Leben gar nicht zu wünſchen, wenn ſeine Frau todt ſei. Er habe ſie zu ſehr geliebt. „Aber das wiſſen Sie ja beſſer als ich!“ fügte der Portier ſeufzend hinzu.

Viktor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Erſten, und zwar als General, mit ſeinen Truppen nach Deutſchland zurück. Der Friede war längſt geſchloſſen, Deutſchland war befreit, der Wiener Kongreß ſchien die Weltangelegenheiten auf Geſchlechter hinaus ordnen zu ſollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einſamkeit ſeines Schloſſes aufgeſucht. Aber die Rückkehr Napoleons von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Viktor Graf von Holken ſtand an der Spitze ſeiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerſchrockenen hatte man einen Poſten gegeben, der ſeiner würdig war. Er ſchützte die Flanke ſeines Korps, die in der Ebene ſtand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie ſich gegenüber, die von einer beherrſchenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben ſchleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichſte, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, ſie hatte nur zu ſtehen. So vergingen ihr Stunden, und ſie ſtand, während ihr Führer, heiterer als ſeit Jahren, auf ſeinem Pferde vor ſeinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, ſein klares Geſicht war ein Anblick, der ſeine Soldaten mit Zuverſicht und Ausdauer erfüllte und um ſo tiefer auf ſie wirkte, als ſie bei ihrem düſtern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm ſo heiter und dabei ſo ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden

könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde schlafend, geträumt hatte, war die Ursache dieser Heiterkeit. Er sah sich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Gesellschaft Marigny's und Helenens. Sie saßen zusammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und scherzte, Marigny hielt seine Hand wie versöhnt und ruhig vor sich hinlächelnd. Nichts als dieses eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Viktor schien, während des ganzen Schlafes, ohne sich zu verändern. Manche seiner Träume hatten schon so begonnen, aber sie endeten dann immer in Schrecknissen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand sich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobusch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten sich in jene gläsernen, mit denen er ihm dort entgegengestürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angestarrt und die ihn seitdem nicht verlassen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, versöhnt geblieben. In seinem militärischen Leben hatte er so viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele seiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er seinem Traum eine Bedeutung zugeschrieben haben würde, selbst wenn er nicht in Folge seines Grübelns und seiner mystischen Studien zu dergleichen geneigt gewesen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm diese Schlacht seine Versöhnung mit sich selbst und mit den Freunden, daß sie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Posten, den er einnahm, der Ort, um eine solche Verwirklichung seines Traumes höchst wahrscheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben spieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entscheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu

nehmen: dann wird es wohl geſchehen, das Endliche! wenn ihn nicht ſchon eine der Kugeln wegreißt, die ſie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er ſich dem Offiziere, der ihm der nächſte im Range war, um Manches mit ihm zu beſprechen, was zu thun ſei, wenn er, dieſer andere Offizier, zufällig das Kommando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt ſein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem ſein Schickſal ſchlummerte.

Endlich kam der Befehl vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien ſtanden, wie geſagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die ſich leiſe abſenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwiſchen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Kavallerie da hinanſprengen. Holken ließ ſeine Artillerie und Infanterie zurücktreten und ſammelte ſeine Reiterei. Er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade, befahl, daß ſämmtliche Trompeter ins Horn ſtießen, ſchwenkte anſtatt allen Kommandos den Säbel, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte voran.

Nach den erſten Schritten empfing die Heranſprengenden eine gewaltige Artillerieſalve; von dem Momente aber ſchwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeſchickt wurde. Noch konnte er nichts ſehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt ſprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er ſtreckte ſeinen Säbel vor ſich hin, als wollte er ſeinen Folgern, die noch unſichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgeſtreckte Säbel war gerade gegen Viktor gerichtet, der bei dieſem Anblick ſeinem Pferd aufs Neue die Sporen gab. Im Augenblicke ſtanden die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide verſteinert ſtehen zu bleiben, wie zwei Bildſäulen. Viktor blickte in die gläſernen Augen Marigny's, in die Augen, die

gerade ſo blickten, wie damals in Dorogobuſch; die Waffe war ihm gerade ſo entgegengeſtreckt, wie damals; aber das Geſicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, ſchauerliche Todesbläſſe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um ſich zu rächen. Er ſah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief geleſen. Vor dieſem Lachen wandte Viktor ſein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob ſeinen Säbel und ſchlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte ſich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie das Schauſpiel und den fliehenden General ſahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Reſt der Geſchichte iſt dem Leſer bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam kaſſirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er ſeine Schuld geſühnt, ſondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geſchichte aus der Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die ruſſiſche Zeit," mit welchem die kurze Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen und der ruſſiſchen Einquartierung gemeint war, nur ausſprechen hörten, überlief uns das angenehmſte Gruſeln von der Welt, und wir rückten der Perſon, die es ausſprach — und das war meiſt die Großmutter — näher, um wo möglich zu den vielen Geſchichten aus der „ruſſiſchen Zeit" noch eine neue zu hören und unſer Gruſeln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachſenen eben ſo wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit ſchienen den Bewohnern des bis dahin ſtillen und weltvergeſſenen böhmiſchen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereigniſſe. Man erzählte von Koſaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um ſich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die ſo viel Branntwein tranken, daß man ſie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde herausſchlage und ſie verzehre, — und endlich von täglichen Exekutionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen ſich die Patienten abſchüttelten, als wäre gar nichts geſchehen. O wie ſehr bedauerten wir, für dieſe ruſſiſche Zeit zu ſpät auf die Welt gekommen zu ſein und ſo außerordentliche Menſchen, die ſo viel vertragen konnten, nicht geſehen zu haben. Dieſes Bedauern wurde ſehr oft in uns

geweckt, da seit der russischen Zeit, d. i. seit mehr als dreißig Jahren, in unserm Dorfe nicht viel oder gar nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantasie der Bewohner also immer wieder und bei jeder Gelegenheit in diese merkwürdige Periode zurückschweifte, und endlich, da in unserm Dorfe lebende Monumente bestanden, die immer an die Russen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Russin" nannte, aus dem sonderbaren Grunde, weil sie sich damals, da sie noch ein schönes junges Mädchen gewesen, den Verfolgungen eines Russen entzog, indem sie sich mitten im Winter ins Wasser stürzte. Wäre sie damals umgekommen, hätte sie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig besungen; da sie aber davonkam, war und blieb sie mit ihrem Russen und mit ihrem Wassersprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen behaftete Person. In Folge dessen blieb sie auch alte Jungfer und wurde sie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie sah am Ende wie eine böse alte Hexe aus, die alle Welt scheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, versicherte, so schön war wie die Faunus (sprich Venus), hätte es leicht eben so ergehen können, wie der „Russin." Aehnlichen Verfolgungen, wie diese, von Seiten eines russischen Offiziers ausgesetzt, versteckte sie sich eines Tages in einen Aschenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth sie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete sie und ließ sie seitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und so entging sie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aschenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutscher da, der im Dorfe auch nur „der Russe" hieß, ein stiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, besonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geschichte dieses Kutschers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erſtes Kapitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges," mit ſeinen acht Kuppeln beherrſcht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfriſchend, trotz dem Froſt, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, ſondern breitete ſich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenſo traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die ſonſt, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechſelung in die troſtloſe Gegend bringen. Selbſt die vergoldete, ſlaviſch-byzantiniſche Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige ſchwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröſtelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte, blickte ſteiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte ſich ein ſeltſamer Zug beſagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergſtadt mit Bergakademie iſt, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben friſtete und ſich beinahe nur vom Abfall deſſen nährte, was die hunderttauſend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Probſt vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug beſtand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in ſonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Meſſingknöpfen beſetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen ſchwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langſam einherſchritt. In der Hand trug er ein hohes ſpaniſches Rohr, während ſeine Begleiter mit gewöhnlichen rohen Prügeln oder ſtangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, welche die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße oder

Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder ſchleppte ſich ein altes Weib, deſſen Nacken ſich unter der Laſt der Jahre zu beugen ſchien und deſſen Hände hinten über dem Rücken mit Stricken zuſammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zuſtande; ein grauer, mit bunten Flicken beſetzter Manchesterrock und eine Art langen, unten ausgezackten ſchwarzen Mieders, das eine rothe Schnur loſe zuſammenhielt, kleideten die Alte etwas phantaſtiſch und ſtanden in einem ſchreienden Gegenſatz zu den ſtruppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Geſichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verſchwunden; nur wenn ſie, was ſelten geſchah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-ſchwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters ſpurlos vorbeigegangen war. Sie ſchwieg und ſah unverwandten Blickes auf den Weg, den ſie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, ſich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, ſie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grauſamſten Strafen drohten, die ſie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt ſchon ſehen konnte, machte der Schulze Halt und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Bei den erſten Häuſern werdet ihr mich verlaſſen und nach Dubna zurückkehren; nur drei von euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen.“

„Warum nicht Alle?“ fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande iſt, daß ein ſo großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen ſoll.“

„Ihr irrt Euch, Schulze,“ erwiderte derſelbe Bauer, „es iſt das nicht die geringſte Schande, weil es ſich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es ſich um unſer Einen handelte,

wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn geſtohlen hätte, dann wären unſer Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu ſchleppen, — aber bei einer Hexe! Wir ſind unſer elf, das iſt in dieſem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir ſollten ſieben ſein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder ſiebzig, denn das ſind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag."

„Iſt's wahr?" fragte der Schulze.

„Wie ich Euch ſage. Ich verſtehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum ſie mir meinen Hahn geſtohlen. Warum hat ſie nicht des Ribnik oder des Strom ſeinen Hahn geſtohlen, und gerade meinen? Weil meiner ſchwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen iſt. Solcher Hähne braucht dieſes Volk zu ſeinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menſchenmögliche Weiſe noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müſſen, als Ihr ſie darauf hin verhörtet und wiſſen wolltet, wo ſie den Hahn verſteckt? Den kann ſie ſelbſt nicht mehr herbeiſchaffen, wenn ſie es tauſendmal wollte. Der iſt heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den erſten Hahnenſchrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Iſt's nicht ſo? Sprich, du verfluchte Hexe!" rief der Bauer, indem er ihr die Fauſt unter die Naſe hielt.

Die Zigeunerin regte ſich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wenn nur," fuhr derſelbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unſere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwiſcht uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, ſchlüpfte die Junge wie eine Eidechſe davon, und verſchwunden war ſie im Walde, als hätte ſie ein Baum verſchlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu

verziehen, ohne einen Zug ihres Gesichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerksamkeit beobachtend. Plötzlich lachte sie laut auf. Die Bauern fuhren zusammen und sahen dann einander erschrocken an. „Warum hat sie gelacht?" „Was hat sie?" „Sie hat sich einen höllischen Plan ausgesonnen!" „Sie entgeht uns!" riefen sie Alle zugleich und drängten sich enger um sie, als ob sie fürchteten, daß sie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwischen könnte. Dann erhoben sie ihre Stöcke und drohten ihr, sie in Stücke zu schlagen, wenn sie nicht sage, warum sie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen aufs Neue ins Gesicht, ohne sich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden sehr betroffen und führten sie schweigend weiter. Sie dachten über die möglichen Ursachen dieser plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorstadt bildeten, schlug sich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum sie gelacht hat." Der Zug hielt wieder inne, um Straßens Ansicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieser fuhr fort: „Seht ihr da die alte elende Scheune, die sich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum ist sie so elend? Weil sie die älteste von allen Scheunen ist. Warum ist sie die älteste? Weil sie niemals abgebrannt ist, während alle Scheunen ringsumher schon zehnmal vom Feuer aufgefressen wurden. Warum ist diese Scheune bei den größten Bränden vom Feuer verschont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Mensch, wie recht ist, hat sie in seinem Hause oder auch nur in seiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und stürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger seine Scheune, diese alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während sie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Besitzer der Scheune herbei und schrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr steckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig,

kein Funke soll hier auf das Stroh fallen und wenn wir hier noch so viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über diese Scheunen und diese Stadt fliegen, auf diese Scheune, die uns beherbergt, wird er sich nie niederlassen. — Und wahr ist's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum sind seitdem schon zehnmal abgebrannt, und diese alte Scheune steht noch. Nie hat sie auch nur ein Fünkchen verfehrt. Aber wem gehört diese Scheune? Dem Bürgermeister gehört sie, und darum hat die Hexe gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner so viel Gutes gethan. Vielleicht ist es Diese selbst, die den Zauber über die Scheune ausgesprochen. Das wird sie ihm sagen, und er wird sie laufen lassen. Darum hat sie gelacht."

Die ganze Geschichte, so wie die daraus gezogenen Schlüsse däuchten den Bauern sehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und standen wieder still, um aufs Neue zu berathen. Der Schulze kratzte sich hinter dem Ohr und meinte, daß selbst ohne die Geschichte von der Scheune wenig Hoffnung da sei, die Zigeunerin ordentlich bestraft zu sehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeister Haug einen Menschen ordentlich hätte durchprügeln lassen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchstens auf zwei, drei Tage ins Loch stecken. Was kümmert sich so ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingesteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigstens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," sagte der bestohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigstens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erstaunt.

„Das verstehst du nicht," antwortete der Schulze mit einigem Stolze, doch will ich dir's sagen: „Weil er noch aus der Zeit Kaiser Josephs stammt; der hatte es nicht gerne, wenn man die Menschen prügelte, er sagte, das sei gegen — ich weiß nicht

was — Gefühl oder Menſchlichkeit. Und damals hat ſich's der Bürgermeiſter Haug abgewöhnt."

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Beſtohlene ſchlug endlich vor, man ſolle die Zigeunerin ſelbſt durchprügeln und ſie dann laufen laſſen; dem aber widerſetzte ſich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während ſie ſo beriethen und ſprachen, ſchwebte beſtändig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte ſie mit dem rechten Fuße gewiſſe Bewegungen, welche die Bauern mit ſcheelen Augen betrachteten, da ſie ſie für magiſche Prozeduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß ſie gewiſſe Spuren von Schuhnägeln, die zuſammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwiſchte. Dieſe Dreiecke im Schnee waren es, die ſie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der ſie eingefangen, entwiſcht war, und nach dieſen Spuren hatte ſie auf dem ganzen Wege ſo aufmerkſam geſucht. So bald ſie ſie entdeckt, war ſie unbeſorgt und lachte ſie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern ſchon nach der Stadt vorausgeeilt, und ſie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzeſſin des Stammes, konnte ja, was ſie wollte, und wo ſie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erſchrak die Alte auch doppelt und verſchwand das ſpöttiſche Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, ſie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeiſter, ſondern nach Duſchnik und vor den Hetman der Koſaken zu führen. „Dort in Duſchnik," ſagte er, „im Branntweinhauſe beim Juden, hat der Hetman ſein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und ſo geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht geſehen. Die Koſaken überlegen es ſich nicht ſo lange wie der Bürgermeiſter; ſie ſchlagen gleich los, man braucht ſie nur darum zu bitten."

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug

wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duſchnik führte. Die Niedergeſchlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß ſie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erſchraken ſie doppelt, als nach kaum halbſtündiger Wanderung, da das Dorf Duſchnik ſchon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben ſo laut auflachte und ſich ihr Geſicht eben ſo ſchnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was ſiehſt du dort, verfluchte Hexe?“ ſchrie ſie Straß an, indem er ihr einen unſanften Stoß verſetzte.

„Meinen Schutzgeiſt habe ich geſehen,“ lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeiſt, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt raſch wie eine wilde Taube.“

So ſprechend erhob ſie den Kopf und ſchritt vorwärts, als wäre ſie die Führerin der Schaar.

Zweites Kapitel.

Im Hof der Duſchniker Branntweinbrennerei ſah es wüſt aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Koſaken, ſowie Offiziere, ohne Unterſchied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitläufigen Raumes und tranken aus großen Flaſchen das ſchlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, ſchlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube ſchienen die Kälte eben ſo wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meiſten Fenſterſcheiben waren zerbrochen oder ſprangen eben in Stücke, wenn ſich die Zecher in ihrer Luſtigkeit gegenſeitig durch das Fenſter leere Flaſchen zuwarfen. Selbſt auf der Eisdecke des nahen Teiches lagen einzelne

Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen schon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Russe wird im Trunke sehr weinerlich gestimmt. Der jüdische Schenkwirth lief geschäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er so sehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieses Haus die Kommandantur vieler Kosakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; schwer aber hätte Jemand den Hetman selbst in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgerissener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe so betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die sich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußstößen glichen. Sie erkannten rasch seinen Zustand und gesellten sich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Kommandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und sich bald in demselben Zustande zu befinden, wie Kommandant und Untergebene.

Plötzlich aber erschien eine von Ordonnanzen und sonstigen Kosaken sehr verschiedene Gestalt am Thore des Hofes. Obwohl sie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Gesicht zusammenhielt, daß man nur zwei dunkle Augen hervorleuchten sah, konnte man an der Art, wie sie sich an die Thürpfoste lehnte und wie die Falten über ihrer Brust auf- und niederwogten, erkennen, daß sie im höchsten Grade ermüdet war und daß sie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte sogleich, daß der Gast eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke so über den Kopf geschlagen, daß sie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappsack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie hier Nichts zu suchen und sich davon zu

machen habe. Auf dieß Zeichen aber ſchlug ſie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Geſicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen ſehen ließ, kam zum Vorſchein.

„Biſt du es, Verunka?“ rief der Jude, angenehm überraſcht, indem er ſich ihr näherte. „Biſt lange ausgeblieben — warſt wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?“

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!“ antwortete die junge Zigeunerin — „ſage mir ſchnell, wo ich den Hetman finden kann?“

„Den Herrn Hetman willſt du finden? Bei Gott, das iſt nicht ſchwer, den Herrn Hetman zu finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman.“

„Dieſes Kind iſt der Hetman?“

„Ja, dieſes betrunkene Kind iſt der Herr Hetman. Wer ſoll es denn ſein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürſt, darum Herr Hetman. Er ſoll übrigens ein ſtarker Gibbor ſein oder Held, wie ſich die Koſaken erzählen, wenn ſie nicht ganz betrunken ſind. Sie haben einen ſchrecklichen Reſpekt vor ihm.“

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Verunka blieb an ihrem Poſten. Sie betrachtete den ſchlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hätte der Anblick, abgeſehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müſſen. Es war eine überaus einnehmende Geſtalt, die des jungen Hetmans. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Geſichts- und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben ſo kleinen Hände, von wegen der ſchlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und ebenſo dunklen und langen Wimpern, die ſich auf den lichten Wangen um ſo dunkler abhoben, der etwas breite, ſinnlich ſchwellende Mund einen Ausdruck der Entſchiedenheit, der durch eine gewiſſe, über alle Züge ausgegoſſene Melancholie nicht gemindert wurde. Selbſt

aus dem ruhenden, ſchlafenden, in der Trunkenheit erſchlafften Geſichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenſchaft und Erregbarkeit herausleſen. Verunka betrachtete ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernſtere Zwecke als die Freude an einem ſchönen Geſichte, und gewiß war ſie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung ſehr zufrieden, denn ihre ernſt gefaltete Stirne glättete ſich bald und ſie lächelte, als ob ſie ſich dabei ſagte: Ich bin unbeſorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der geſammelte, feſte Blick der Zigeunerin magnetiſch geweckt, ſtreckte und dehnte ſich der Hetman, wandte ſich ihr zu und ſchlug die Augen auf. In dieſem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geſchickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie ſchwebend, als ob ſie den Eiertanz tanzte. Aber bevor ſie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geſchloſſen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann ſetzte ſie ſich zu ihm auf die Bank, hob ſanft ſeinen Kopf auf und legte ſich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann ſtreckte ſie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzſtoß neben ihr lag, kühlte ſie und legte ſie dann leiſe auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem ſie die Hand immer länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlſchwarzen Wimpern überſchatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die ſich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Geſicht ſtarrend, das ihm wie ein Traumgeſicht erſchien. Ein entſchiedenes Lächeln dieſes Geſichtes weckte ihn endlich ſo weit, daß er ſchüchtern, als ob er ſeinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer biſt du?“

Anſtatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf ſeine Stirne. Er faßte und drückte ſie feſter auf. „Das thut wohl!“ ſeufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe dich eben im Traume geſehen, wie du auf dem Schlachtfelde von

Schwyz zwiſchen den Leichen hintanzteſt. Warſt du bei Schwyz mit Suwarow? Biſt du der Engel des Todes?"

„Nein," antwortete ihm Verunka in ſeiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin."

„Nein," ſagte der Hetman wieder, „du biſt ein Engel, aber ich weiß nicht, ob du ein guter oder böſer Engel biſt."

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin."

„Schweig!" rief der Hetman zornig, „und widerſprich nicht!"

Er erhob ſich halb und betrachtete ſitzend die Zigeunerin, die bei ſeinem Zornesausbruch die Augen niedergeſchlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verſchwand wieder von ſeiner Stirne und er ſagte mit Lächeln: „Fürchte dich nicht! du biſt ſo ſchön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts geſehen habe! So ſchön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache ſprichſt du auch! Biſt du eine Botin meiner Heimat? Wo haſt du meine Sprache gelernt?"

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzeſſin vom Don."

„Die Prinzeſſin vom Don!" lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder ſanfter hinzu: „Du kennſt den Don und die Steppen, meine Heimat kennſt du? Ach, ich werde ſie nie wiederſehen!"

„Nein, du wirſt ſie nie wiederſehen!" beſtätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman ſprang erſchrocken auf und blickte ihr entſetzt in die Augen. „Iſt es wahr?" rief er, „prophezeiſt du? Iſt es wahr, was ich ahne, ſeit ich die Steppen verlaſſen habe?"

„Es iſt wahr!" ſagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg ſeine Augen in beide Hände und weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fallen?" fragte er dann.

„Nein, du wirſt leben; aber die Liebe wird dich der Heimat vergeſſen laſſen."

„Niemals!" rief der Hetman, ich weiß Nichts von Liebe."

Er ſprang von der Bank auf und ging einige Male im Hofe

auf und nieder. Nach wenigen Sekunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannſt du wirklich prophezeien?“

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe.“

„So ſage mir mehr,“ flehte der Hetman.

„Ich kann nicht,“ verſicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die ſieht ſo klar in die Zukunft wie in den geſtrigen Tag.“

„Wo iſt ſie, deine Großmutter?“ fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird ſie da vor dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die ſie als Gefangene herbeiſchleppen, damit du ihren Büttel macheſt, du, der Hetman der Koſaken, — daß du meine arme alte Großmutter prügeln laſſeſt, du, der Edelmann. — Wie heißt du, Hetman?“

„Alexei Petrowitſch,“ antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitſch, mein Väterchen,“ fuhr die Zigeunerin mit zartſchmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirſt du meine Großmutter prügeln laſſen, weil ſie den dummen Bauern ein Huhn geſtohlen? Meine Großmutter iſt am Don geboren, wo du zu Hauſe biſt, Alexei Petrowitſch.“

„Ich werde ſie nicht prügeln laſſen, du Hexe, weil du es willſt und weil du mich bezauberſt mit deinen Augen und mit deiner Stimme — aber, willſt du mich dafür belohnen, ſo gebe ich dir noch was dazu und laſſe die Bauern, die ſie herbeiſchleppen, durchprügeln, ſo lange es dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie iſt dein Name?“

„Verunka nennen ſie mich, aber mein eigentlicher Name iſt Prinzeſſin vom Don.“

„Bleibe bei mir, Verunka,“ flehte der Hetman, indem er ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, „ich langweile mich ſchrecklich mit meinen Koſaken — und du biſt ſo ſchön — ich will dich lieben — ich will dich niemals prügeln — die ſchönſten Kleider will ich den Weibern dieſer ganzen Gegend wegnehmen laſſen und dir ſchenken — meine Koſaken ſollen dich behandeln wie eine Prinzeſſin — ſei gut —“

„Hier kommen die Bauern," fiel ihm Verunka ins Wort, „zeige mir deinen guten Willen."

Der Hetman ſprang wirklich raſch vom Sitze auf, ſtieß einige Koſaken, die ihm zunächſt lagen, mit dem Fuße an, daß ſie aufſprangen und ſich umſahen, als ob ſie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläſern ſaßen, rief er einige Kommandoworte zu, und ſogleich ſtürzte ſich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entſetzt, ſich ſo empfangen zu ſehen, auseinanderſtoben. Aber ſchon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um ſich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem ſchneeigen Boden; Verunka war herbeigeſprungen, um die Großmutter zu ſchützen und beugte ſich über ſie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr ſtand, um ſie ebenfalls zu ſchützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und ſah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geſchrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrſchten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn dieſe magnetiſch anzögen, denn er ſchlang beide Arme um ihren Hals und drückte ſie immer feſter an ſich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen hätte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niederſank. Dieſe murmelte ihrer Enkelin, welche ſich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, ins Ohr: „Das iſt ein Kind — mit dem kannſt du machen, was du willſt."

Die fliehenden Bauern hatten indeſſen die Koſaken nach ſich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um ſich, beugte ſich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüſterte ihm ins Ohr: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!" Einen Augenblick darauf lief ſie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben ſo raſch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häuſern des Dorfes verſchwunden.

Der Hetman erwachte erſt, als die Koſaken mit Lärmen auf

den Hof zurückkehrten. Ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, wie im Traume streckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luft umarmte, sprang er zornig auf und sah fragend nach allen Seiten. „Verunka!“ rief er laut ins Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und suchte sich zu erinnern. „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!“ klang es noch in seinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu seinem vorigen Sitze zurück, streckte sich aus und schloß die Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verschwand bald von seinem Gesichte und wich einem überaus melancholischen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiedersehen?“ seufzte er vor sich hin und versank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er sich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, seiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und sagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitsch, der zivilisirte Mensch? Habe ich nicht Voltaire und Rousseau gelesen? Welcher gebildete Mensch glaubt heute noch an Prophezeiungen und an Zigeuner? Aber,“ fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es ist heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur schlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich spielen und sie vergessen.“

Er befahl einem Kosaken, sein Pferd zu satteln, einem andern, seine Paradeuniform zu bereiten und ging entschlossenen Schrittes ins Haus.

Drittes Kapitel.

In dem eine Stunde von Duschnik gelegenen Schlosse Hluboschk war große Gesellschaft; Graf Schönborn hielt es für seine Pflicht, Fest auf Fest folgen zu lassen, um die Bundesgenossen seines Kaisers, welche seit Wochen in der Gegend lagerten, so oft wie möglich bei sich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwigs XIV. stammend, war zu großen Festlichkeiten

ganz geeignet. Die Empfangssäle schlossen sich unmittelbar an große Treibhäuser an, die im Winter von den herrlichsten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an diese wieder fügte sich ein gewaltiger geschlossener Raum, dessen Wände aus Felsblöcken bestanden, daß man sich da in einer wilden Felsenschlucht zu befinden glaubte. Die Felsen bildeten vielfache versteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Wasserfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräusch, erfüllt waren. Die Treibhäuser und der Felsensaal waren der Lieblingsaufenthalt der Gesellschaft. Sie waren so weitläufig, daß sich daselbst Hunderte von Gästen zerstreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern gestört oder belauscht zu werden. Dieß war bei dem Zustande, in welchem sich die gewohnte Gesellschaft des Grafen Schönborn seit einigen Wochen befand, sehr wünschenswerth, denn die fremden Offiziere standen zu den Damen dieser, an Schlössern und Edelsitzen so reichen Gegend bereits in solchen Beziehungen, denen stille Winkel, in die man sich zurückziehen und Liebesworte austauschen konnte, sehr willkommen waren. Es störte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausschweifungen der Bundesgenossen erzählte; es war ein großer Unterschied zwischen Gemeinen und Offizieren, oder es war wenigstens ein großer Unterschied zwischen den Offizieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwischen den Offizieren und ihrem Benehmen, wenn sie als Gäste in den Schlössern erschienen. Die Meisten von ihnen sprachen etwas Deutsch und vortrefflich Französisch; sie waren überaus fein in ihren Manieren und höchst zuvorkommend gegen die Damen — und endlich waren sie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen stolze Fürstentitel. Der Beliebteste unter ihnen war unstreitig Alexei Petrowitsch, Fürst von Nasumoff, den selbst seine Vorgesetzten, Oberste und Generäle, mit großer Rücksicht behandelten. Er war anerkannt der schönste Offizier des ganzen Armeekorps; Keiner nahm sich zu Pferde so elegant aus wie er.

Schon so frühe Hetman, prophezeite man ihm eine rasche und glänzende Carrière um so lieber, als er seinen im Verhältniß zu seinem Alter hohen Rang, wie es wenigstens den Anschein hatte, nicht blos seinem Fürstentitel, sondern auch verschiedenen Beweisen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarows auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchst gebildet" und unter seinen Landsleuten „civilisirt" nannte. Er war von einer deutschen Amme und einem französischen Hofmeister erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Belesenheit und eine Konversation, von der man sagte, daß sie eines Pariser Salons würdig wäre. Im Schlosse des Grafen Schönborn war er besonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Ginetz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrschenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre sehr froh gewesen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtsinnig galt, die Nichte ohne Mitgift auf die Croupe seines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verschwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feste, die er den russischen Offizieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und seine Liebe zu den Bundesgenossen sei.

Gräfin Emilie sah übrigens gar nicht darnach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für sie einzufangen. Ihre schönen, aus dicken Wimpern sehnsüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen schwer zu entgehen war. Diese Augen wurden außerdem durch ein Gespräch unterstützt, durch eine Redekunst, die ein holdes Gemisch von Verstand und romantischer Schwärmerei war, und selbst wenn sie schweigend auf einer der steinernen Bänke in einer der Grotten des Felsensaales hingegossen lag, machte sie den Eindruck einer unwiderstehlich lockenden Nymphe. Wenn sie dem Hetman von seinen Steppen am Don sprach, glaubte er selbst, daß diese schöner seien, als die herrlichsten Gegenden der Schweiz,

die er in Suwarows Heere kennen gelernt, und wenn ſie ihn ſelber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon ſie wußte, daß er es gelernt oder geleſen hatte, hielt er ſich für einen der gebildetſten Menſchen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Geſellſchaft fühlte er ſich am wohlſten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm ſeine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache ſchien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß ſie, die Einſamkeit ſuchend, in einem Winkel des Felſenſaales lag und die ganze Geſellſchaft vernachläſſigte, ſo lange Alexei Petrowitſch fehlte. Der Verdruß, der ſich über ſein langes Ausbleiben auf ihrem ſchönen Geſichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngſten Offiziere waren nicht beleidigt, ſich mit kurzen Worten abgeſpeist und Gräfin Emilie erſt lächeln zu ſehen, als der Bediente den Fürſten Naſumoff ankündigte.

Alexei trug ſeine glänzende Paradeuniform, auf der Bruſt die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Geſichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Geſellſchaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gäſten, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuſer. Man fand das natürlich, denn er ſuchte augenſcheinlich das ſtille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo ſie in der That auch ſchon wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand ſeinen Weg abſchnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten ſich, was das bedeuten möge, ſeine Kameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob ſich ärgerlich und knüpfte mit dem erſten, beſten Gaſte ein Geſpräch an und erhitzte ſich bald ſo ſehr, daß man ſie höchſt erzürnt glaubte. Alle Welt blickte ſie mit Staunen an, nur Alexei nicht, der ſich

nach langem Hin- und Herwandern endlich hingesetzt, das Kinn in die Hand gestützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu sehen, vor sich hinstarrte. Emilie, wie sehr sie bei ihrem Gegenstande zu sein schien, beobachtete ihn doch fortwährend, und so bemerkte sie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leise, bald lauter Etwas vor sich hinmurmelte. Sie näherte sich unmerklich, und da er wieder zu sprechen anfing, schwieg sie plötzlich, und sie und die nächste Umgebung hörten deutlich, wie er kopfschüttelnd und mit einer gewissen Zärtlichkeit in der Stimme vor sich hinlispelte: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!"

Emilie und die Gesellschaft lachten so laut auf, daß Alexei aus seinem Hinbrüten erwachte und sich erstaunt umsah. Emilie ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anschein haben konnte, als ob sie ihm nur einen Gefallen erweisen und ihn aus seiner Verlegenheit reißen wolle. — „Fürst Nasumoff," rief sie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume gesprochen."

„Ja," antwortete er, stand auf und verneigte sich vor der Gesellschaft, wie zur Entschuldigung für sein bisheriges Benehmen, schüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abschütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es scheint mir, als wär' es ein prophetischer Traum gewesen."

„Sie sind also doch abergläubischer, als Sie zugeben wollen," lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir sehr gelehrt bewiesen, wie die meisten Träume vom Nachtessen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette lesen."

„Allerdings," erwiederte Alexei, „allerdings ist es so, aber man träumt manchmal so lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebnisses erhält, und wieder erlebt man manchmal so sonderbare Dinge, daß man sie einen Augenblick später für Traumerscheinungen halten möchte."

Das Gespräch, einmal begonnen, floß so lebhaft fort, wurde von Alexei in so gebildeter und feiner Weise fortgeführt, und dabei benahm er sich so rücksichts- und formvoll gegen Alle, die sich in das Gespräch mischten, daß es schwer gewesen wäre, in ihm denselben jungen Menschen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauscht, inmitten berauschter Kosaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen gesehen hätte, würde sich gesagt haben müssen, daß in dieser zarten und schönen Gestalt zwei von einander verschiedene Menschen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er sollte diese Voraussetzung noch in derselben Stunde bestätigen, denn mit einem Male brach er das Gespräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gästen, die sich um sie gruppirt hatten, den Rücken, und starrte plötzlich stumm und regungslos in das anstoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da ist sie!" rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo sich bereits ein großer Theil der Gesellschaft versammelt hatte, um die Zigeunerin Verunka tanzen zu sehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, seine Gäste aufs Angenehmste zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im Tanze in der Gegend viel gesprochen wurde, für diesen Abend engagirt. Sie erschien in einem phantastischen Anzuge von rothem und schwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Brust und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Fessel über zartem Füßchen, sehen ließ. Sie stand in der Nähe von Palmen und Myrthen, schlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper sanft hin und her. Die ganze Gesellschaft blickte sie mit außerordentlicher Theilnahme an und schien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Verunka, von Einem

zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da sie Alexei ansah, ihre Blicke die Wanderung einstellten und auf seinem Gesichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem sich der Neid dahinter versteckte, verbreitete sich über alle Gesichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das so rasch den schönsten Mann der Gesellschaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte, daß sich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum ersten Male sahen, denn, neben ihm stehend und ihn aufmerksam betrachtend, hörte sie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" lispelte. Rasch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitsch auch auf ihren Lippen schwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerksamkeit der Gesellschaft weit mehr in Anspruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Diese bewegte sich jetzt, das Tambourin schlagend, in beinahe wilden Kreisen durch den offen gelassenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die versteinert schienen, während seine Brust sich tief athmend auf- und niederhob und seine Nüstern wie bei einem Pferde edler Race sich weit öffneten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht, als sich ihr Tanz plötzlich in einen Kosakentanz verwandelte. Die andern anwesenden russischen Offiziere klatschten in die Hände und freuten sich dieser Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Dukaten aus der Tasche und warfen sie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber stand regungslos, nur daß sich sein Oberkörper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuschauer hervorragend dastand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieser in der That komischen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geschicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenspiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Gold-

ſtücke von ſich ſchleuderte, daß ſie zwiſchen den Füßen der Zuſchauer und den aufgeſtellten Gartentöpfen verſchwanden. Es ſah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leiſe berührte; vielleicht dachte und beabſichtigte das auch die Gräfin Emilie, als ſie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm ſagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, ſo thun Sie es doch — geniren Sie ſich nicht," und als ſie bei dieſen Worten ihn am Arme faßte und leiſe vorwärts ſtieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, ſprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraſchung der Geſellſchaft, ſeinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die ruſſiſchen Offiziere lachten, manche applaudirten; die einheimiſchen Gäſte murmelten. Gräfin Emilie wandte ſich entrüſtet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf ſeinem Geſichte malte ſich die höchſte Leidenſchaft; er verſchlang ſie mit ſeinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Geſellſchaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäſte hatten dieſen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu ziſcheln angefangen, als ihnen ſchon eine neue Ueberraſchung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei ſich, den Touren des Koſakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er ſie um den Leib, und einen Augenblick ſpäter war er mit ihr aus der Geſellſchaft verſchwunden. Mit erſtaunlicher Kraft und Elaſticität hatte er ſie an ſeine Bruſt gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Beſinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuſchauer durchbrochen. Bald waren ſeine Schritte und das Geklirre ſeiner Sporen im entfernteſten Vorſaale verklungen, und als ſich einige ſeiner Kameraden faßten und ihm lachend nacheilten, ſchwang er ſich ſchon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünſchte, daß er ſie entführen ſolle.

Emilie kam in dieſer Nacht nicht wieder zum Vorſchein.

Graf Schönborn, der seine Pläne vereitelt sah, war entrüstet und konnte seinen Aerger nicht verhehlen, als er sah, wie die Kameraden Alexei's die Sache so leicht nahmen und als einen herrlichen Kosakenstreich rühmten und belachten.

Nur einer der russischen Offiziere, und zwar ein Oberst und Vorgesetzter Alexei's, schien die Sache ernster zu nehmen, und alle seine Kameraden wußten, was den Obersten Nicolajeff bewog, ein so ernstes Gesicht zu machen. Er war, seit die russischen Offiziere in das Schloß Hluboſch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivalisiren, denn wenn er sich auch nicht sagte, was Jedermann dachte, daß seine lange Don Quixote-Gestalt mit dem magern braunen Gesichte, dessen Haut sich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht sei, den schönsten Offizier des ganzen Armeekorps auszustechen, so sah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter seinem Fürstentitel, hinter seinen Orden und hinter der prophezeiten großen Carrière zurückstehen müsse. Jetzt, da sein Nebenbuhler das Haus auf eine Weise verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Gesellschaft im höchsten Zorne verlassen sah, glaubte er die Zeit gekommen, um seine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Offiziere noch lachten und die übrige Gesellschaft sich über den erlebten Skandal unterhielt, trat er leise aus dem Gewächshause in den Felsensaal, wandte sich sogleich der verborgensten Grotte zu und fand dort, was er suchte. Emilie saß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin," sagte Oberst Nicolajeff, indem er vor ihr stehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verschmäht, verschmähen Sie die Dienste meines Degens nicht."

Oberſt Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn ſeine Geſtalt dazu ſtempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewiſſes Anſehen und ſetzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß ſetzte er auch ſeine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete ſich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit ſeines Weſens in zweifelhaftem Lichte hätte erſcheinen laſſen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er ſelbſt der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der ruſſiſchen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes; ihre Armuth ſchreckte ihn nicht ab, da er von Hauſe aus ein großes Vermögen beſaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die öſterreichiſche Armee, wo man ſeine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name ſeiner Frau in hohen Ehren ſtand, erleichtern. Dieſe Berechnung führte ihn bald nach ſeiner Ankunft in dieſer Gegend zu den Füßen Emiliens, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürſten geſcheitert und ſich außerdem bloßgeſtellt ſah, ſagte ſich raſch, daß ſie den erſten beſten Erſatz ergreifen müſſe, und ungefähr eben ſo berechnend, wie ihr Ritter, ließ ſie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der ſeinigen ausſtreckend, lispelte ſie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!“

Nicolajeff verneigte ſich mit ehrerbietigem Geſichte und that, als wollte er ſich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er ſich dieſer Liebe erſt freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte ſeine Hand aufs Neue und zog ihn zu ſich auf ihren Sitz herab.

Viertes Kapitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er ſich mit Verunka geſchwungen hatte. Er warf ſie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, ins Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umſchließen und an ſeine Bruſt zu drücken. Dieſe aber, während ſie in ſeinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rauſche ſeines Glückes, bemerkte nicht, daß ſie, anſtatt durch die Allee dem Dorfe Duſchnik entgegenzureiten, ſich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erſt vor nicht langer Zeit durch dicht verwachſenes Urgeſtrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmiſche Hufſchlag ſeines Pferdes, die Liebkoſungen der Geliebten berauſchten ihn ſo ſehr, daß er es nicht fühlte, wie ſie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an ſein Geſicht ſchlugen und Geſtrüpp ſeine Kleider in Fetzen riß. Erſt als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus ſeinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu ſein. Er befand ſich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er ſah ſich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Geſtrüpp hatten ſich wie eine Thür hinter ihm geſchloſſen. Nicht weniger überraſchte ihn das Schauſpiel, das ſich ihm auf dem weiten ſchneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben ſich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren Vor dem Eingang einer jeden ſolchen Kellerwohnung, in di man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der

Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemiſcht, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdiſchen Hütten, die größer war als die andern, ſchien leer, und in dieſe führte die Zigeunerin ihren Gaſt. Als er eintrat, erhob ſich in einem Winkel die Alte, die er dieſen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche ſeines Rittes, und der romantiſche Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeiſter noch mit einer Art poetiſcher Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Verunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er ſich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneſchauern durchrieſelt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie ſie ſich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeiung Verunka's, daß er ſeine Heimat nicht wiederſehen ſolle und daran, daß die Alte noch beſſer in die Zukunft blicken und ſein trauriges Loos noch beſtimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, ſie ſogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entſchloſſen, keine Frage zu thun, um ſich das gehoffte Glück nicht zu ſtören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verſchwunden.

Ungefähr um dieſelbe Stunde ritt die lange Geſtalt Oberſt Nicolajeffs dem Dorfe Duſchnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen ſein dicker Kapitän Veragin, den man ſchon darum, weil er immer in Geſellſchaft des langen Oberſten zu finden war, ſeinen Sancho Panſa nannte. Dieſer ſchien mit dem nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und ſah mit verdrießlichem Geſichte über die ſchneebedeckte Landſchaft hin. Anfangs wollte er ſeine Meinung über dieſen unangenehmen nächtlichen Ritt nur durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus oft wiederholte; da ſich aber ſein Oberſt nicht darum kümmerte, drückte er ſeine Meinung in Worten aus. „Michael Iwanowitſch," fing er

demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitsch, meinst du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn besser wäre, daheim auszuschlafen, oder wenigstens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unsereins nicht gewöhnt ist, mit einem guten Trunk Wotka unschädlich zu machen?"

„Pavel Sergewitsch," erwiderte der Oberst verweisend und mit hohler Stimme, „die Ehre steht höher als alle Ruhe und als der beste Trunk. Michael Iwanowitsch, dein Oberst, ist gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauses, dessen Ahnen schon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben."

Veragin kratzte sich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es sich nicht schicke, etwas gegen die Ehre zu sagen, doch schien ihm sein Oberst dieses Gefühl etwas zu übertreiben; daran hielt er sich auch und erlaubte sich die unterthänigste Bemerkung: „Ich diene jetzt seit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Kosaken ist in dieser ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß sie in den Gouvernements, die an das Ausland stoßen, diese Dummheit der Franzosen und Deutschen nachahmen und einander niederstechen oder niederschießen, aber bei uns Kosaken hat von jeher die gute Sitte geherrscht, und herrscht noch heute, daß man seine Streitigkeiten mit der Faust abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majestät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für sein Geld unter einander todtschlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzosen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten."

„Pavel Sergewitsch," entgegnete wieder der Oberst, „das sind Dinge, die du nicht verstehst."

„Sehr möglich, ja wahrscheinlich," gab der Kapitän zu, „ich bin kein Studirter, und spreche auch nicht Französisch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht zivilisirt und bin auch niemals in Petersburg gewesen, aber das verstehe ich, Michael Iwanowitsch,

daß es dir nicht ſo glatt abläuft, wenn du den Fürſten Naſumoff zuſammenſchießeſt. Es mag ſein, daß deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergeſſen hat, und ſo viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protektionen als du."

„Thut nichts," brummte der Oberſt, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Urſachen."

„Deine Urſachen in Ehren, deine Tapferkeit in noch höhern Ehren," ſagte der Kapitän, indem er ſich auf ſeinem Pferde verneigte — „aber —"

„Nun, aber?" herrſchte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!"

„Alexei Petrowitſch, der läßt ſich auch nicht ſo leicht abſchlachten wie ein gutmüthiges Schaf."

Der Oberſt ſchwang ſeine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünſchte, daß die ganze Welt ſeine Worte höre: „Dergleichen hat Oberſt Nikolajeff nie bedacht." Dann wandte er ſich ſeinem Begleiter zu und ſagte im gemeſſenen Tone des Vorgeſetzten: „Und jetzt biſt du ſtumm und ſprichſt kein Wort mehr, bis ich es dir erlaube." Der Kapitän ſchlug ein Kreuz über Stirn und Bruſt als Zeichen ſeiner Unterwerfung, verneigte ſich abermals, und ſchweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Neſt leer, was dem Oberſten eine große Enttäuſchung war, da er der Gräfin gerne ſo ſchnell wie möglich Beweiſe ſeiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Verſöhnung fürchtete, der er durch eine entſcheidende That zuvorzukommen wünſchte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinſchenke, in der man ſeine Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Oberſt löſte wieder die Zunge ſeines Begleiters, der aber vor der Branntweinflaſche in freiwilliger Stummheit beharrte. Der Tag rückte vor, und Alexei kehrte nicht zurück. Dem Oberſten ſchien es unwürdig, ihn ſo lange zu erwarten, auch hielt er es für klug, im

Schloſſe Hluboſch über deſſen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Kapitän Veragin, auf ſeinem Poſten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann ſollte er als ſein Kartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Oberſten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem ſolchen Poſten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünſten und Nebeln ſteckend, hörte er aus den Worten ſeines Vorgeſetzten nur den angenehmen Befehl heraus, vor der Flaſche ſitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und verſicherte lallend, daß ſich der Oberſt auf ihn verlaſſen könne und daß er Alles zu ſeiner Zufriedenheit beſtellen werde.

Veragin hielt inſofern ſein Wort, als er ſich in der That von der Stelle, an die ihn ſein Oberſt geſetzt hatte, nicht entfernte. Dort ſchlief und wachte er abwechſelnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es ſei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den erſten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit ſeit ſeiner Ankunft in Duſchnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verfloſſen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er ſeinen Auftrag hätte beſtellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße ſeines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufſchlug, glaubte er, in einem Winkel derſelben Stube Alexei mit ſeinem Lieutenant Yegor ſitzen zu ſehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitſch vor ſich habe; daran waren ebenſowohl die Nebel ſchuld, die noch auf ſeiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Ausſehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von ſeinem Leibe, ſein Haar, ganz verwildert, ſträubte ſich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend ſein überaus blaſſes Geſicht. Seine Augen glühten fieberiſch und hatten trotzdem einen überaus melancholiſchen Ausdruck. Er ſaß gebückt da, hielt die Hand ſeines Lieutenants, der eben ſo jung war wie er ſelbſt, und

ſprach zu dieſem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe iſt," ſagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geſchichte iſt wie ein Märchen, und die Zigeunerin iſt nur eine Fee, die mich liebt. Wo iſt das Land, in dem ich dieſe Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird dir Niemand Etwas von der glückſeligen Stelle im Walde ſagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hierher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde."

Bei dieſen Worten ſprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgeſprochen, erſchreckte ihn. Er war bereit, ſogleich abermals fortzureiten und zu verſuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber ſein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn ſie ihn wirklich ſo liebe wie er ſagte, im ärgſten Falle dafür ſorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von ſeinem Glücke zu ſprechen, ſetzte ſich wieder hin und begann lächelnd: „Alſo drei Nächte und drei Tage ſagſt du, daß ich ausgeblieben?"

„So iſt es," beſtätigte Yegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage."

„Nicht drei Minuten in meinem Leben ſind mir ſo raſch vergangen," verſicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Iſt das nicht ganz ſo, wie es in den Märchen erzählt wird? Und gerade die Zahl drei, das iſt ja immer die Zahl, die in den Märchen vorkommt."

„Ja, ja," beſtätigte der Kapitän, der ſich indeſſen erhoben und dem Geſpräch mit halbem Bewußtſein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß dieſe Zeit hindurch gewirthſchaftet haben; denn wenn du, Alexei Petrowitſch, drei Tage ausgeblieben biſt,

ſo muß ich, Pavel Sergewiſch, eben ſo lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, ſo eben erſt hier angekommen zu ſein."

Er rieb ſich die Augen und ſuchte ſich zu beſinnen. „Ich glaube," ſagte er endlich, „daß ich an dich eine Botſchaft zu beſtellen habe. — Könnteſt du mir nicht ſagen, um was es ſich eigentlich handelt, Alexei Petrowitſch?"

„Wie willſt du, daß ich dir ſage, was du mir zu beſtellen haſt?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es iſt eine dumme Geſchichte," murmelte der Kapitän und kratzte ſich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht beſtelle, habe ich vom Oberſten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er iſt ſo kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieſes letzte Wort ſchien ihn plötzlich, wenn auch nur verſchwommen, an ſeinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das iſt es. Michael Iwanowitſch will wiſſen, wann du dich mit ihm ſchlagen willſt, weil er dich beleidigt hat."

„Michael Iwanowitſch?" fragte Alexei. „Das iſt ein Irrthum; Michael Iwanowitſch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geſchickt."

„Nicht?" fragte der Kapitän erſtaunt.

„Niemals," beſtätigte der Hetman, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und ſo viel ich weiß, ich auch die ſeinige nicht. Wenn das geſchah, ſo war es ohne mein Wiſſen. Unſer Beider Ehre iſt hoffentlich nicht ſo leicht gekränkt."

„Gott ſegne dich, Alexei Petrowitſch," rief der Kapitän voll Freude, „du haſt dieſelben Anſichten von der Ehre, wie ich; ich habe dem Oberſten geſagt, das ſind nur Dummheiten. Wer wird ſich denn ſchlagen? Zwei Ruſſen, das ſind zwei Brüder, und der Zaar iſt unſer Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Oberſten werde ich ſagen, daß du ganz meiner Meinung biſt und daß du das Alles für dummes Zeug hältſt. Was kannſt du auch gegen ihn haben? Er iſt ein Ruſſe, du biſt ein Ruſſe, ich bin ein Ruſſe, Yegor Georgewitſch da iſt ein

Ruſſe, wir ſind Alle Ruſſen und, ſo Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Ruſſe iſt, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder ſollen. Und dazu ſage ich Amen — und das will ich auch dem Oberſten ſagen."

„Ganz gut," lächelte der Hetman, „aber mit deinem Auftrag ſcheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hätteſt ihn wohl anderswo beſtellen ſollen, beſinne dich."

Der Kapitän, der ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, rieb ſich die Stirne, und während er ſich beſann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen ſtrengte ihn augenſcheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es iſt gut, es iſt Alles gut, ich werde die Sache ſchon aufs Friedlichſte abmachen, daß der Oberſt zufrieden ſein wird. Er wird ſich auch nicht gerne ſo für Nichts und wieder Nichts ſchlagen wollen!"

So ſprechend beſtellte der Kapitän noch ein Glas, leerte es, ließ ſeine Zeche auf Rechnung des Oberſten ſetzen, grüßte den Hetman und deſſen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute ſich, mit ſeinem Lieutenant wieder allein zu ſein und wieder von dem erlebten märchenhaften Glück der letzten Tage ſprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredtſamkeit wie vorhin, bevor ihn der Kapitän gehört hatte. Nicht deſſen Auftrag war es, der ihn zerſtreut machte, ſondern der ängſtliche Gedanke, in der That den Weg ins Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende," rief er aus, „ſehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich verſuchen ſoll; noch weniger ſehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück ſo ſchnell verlaſſen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir ſagt mein Herz, daß ich es raſch genießen ſoll, bevor es dahingeht. Yegor Georgewitſch, mein Freund, ſieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechsle. Ich muß nachſehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verſchwunden iſt."

Nicht ganz eine Stunde ſpäter ritt der junge Hetman wieder

dem Walde entgegen, und ſein Lieutenant Yegor ſah ihm nach, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Der iſt verliebt, und wird in ſeiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürſten erlaubt iſt.“

Fünftes Kapitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei ſich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nikolajeff durch den Kapitän Veragin habe zukommen laſſen. Oberſt Nikolajeff affektirte, nicht viel über dieſen traurigen Gegenſtand ſprechen zu wollen, und Veragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutſch noch Franzöſiſch verſtand, antwortete auf alle in Bezug auf dieſen Gegenſtand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja“ und „Oui“. Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, ſich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt ſei. Einige ruſſiſche Offiziere, die den Hetman beſſer kennen wollten, zogen dieſe Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müſſe hinter Alledem ein Mißverſtändniß ſtecken, das ſich mit dem Wiedererſcheinen Alexei's aufklären werde. Aber Nikolajeffs lächelndes Schweigen und Emiliens Beredſamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geſchichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatſachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duſchnik greulich hergehe. Die Koſaken, ſich ſelbſt überlaſſen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuſer und verkauften die geraubten Gegenſtände entweder hauſirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern ſelbſt zurück. Damals geſchah es, daß das junge Bauernmädchen ſich in das aufgehackte Eis eines Teiches ſtürzte, um den Verfolgungen eines Koſaken zu entgehen, und das andere ſchöne Mädchen aus gleichen Urſachen in einen Aſchenhaufen ſprang, der unglück-

licher Weiſe noch glühend war und aus dem ſie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die ſich ſelbſt überlaſſenen Koſaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hausten, als es der Feind hätte thun können. Nikolajeff, der dieſe Erzählungen ſammelte, hielt es für ſeine Pflicht, nach Prag an das Kommando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Koſaken des Dorfes Duſchnik unter ſein Kommando zu nehmen. Da Alexei verſchwunden blieb, berichtete Nikolajeff aufs Neue, und in der Antwort, die er erhielt, wurde der Hetman bereits als Deſerteur betrachtet.

Alexei ahnte von alledem nichts. Sonſt konnte ein Koſakenoffizier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber ſtand, von ſeinem Poſten fortbleiben und ſeinen Freuden nachgehen, ſo lange er wollte. Es fragte kein Menſch darnach, weil es keinem Offizier einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in ſeiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünſchte manchmal, daß während ſeiner Abweſenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelaſſen und vergeſſen werde. Er ſollte ja ſeine Heimat am Don nicht wiederſehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da ſchien es ihm noch die beſte Verwirklichung der Prophezeiung, wenn er bei Verunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Aufbruches ſeines Korps als Deſerteur zu erſcheinen; dann aber beruhigte ihn Verunka mit der Verſicherung, daß er es durch ihre Kundſchafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn ſich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Koſaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Yegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber ſein Spiel treibe. Wenige Tage nach deſſen abermaligem Verſchwinden, als die ſchreckliche Koſakenwirthſchaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu ſuchen an, ohne die glückliche Oaſe, die ihm Alexei ſo märchenhaft geſchildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte ſeine An-

ſtrengungen, als Nikolajeff das Kommando in Duſchnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, ſtellte er an dem Punkte, wo ſein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Oberſten Wachen auf, die ihn benachrichtigen ſollten, ſobald der Hetman an dieſer Stelle wieder hervorkomme. Dieß geſchah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondſcheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt ſo langſam aus dem Walde heraus, daß es den aufgeſtellten Koſaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieſer mit, welche Gerüchte umliefen, und was indeſſen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, ſah Yegor ſtarr ins Geſicht und ſchien das Mitgetheilte nicht zu verſtehen. „Dumme Welt," ſagte er endlich achſelzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am beſten, wenn ich gleich wieder umkehre."

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks ſein Pferd wieder wenden wollte, aber Yegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es iſt endlich Zeit, daß du aus deinem Traum erwachſt! Willſt du deine Thorheit ſo weit treiben, bis du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannſt?!"

„Nach Rußland," wiederholte Alexei achſelzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiederſehen ſoll?"

„Thorheit!" rief Yegor wieder, „ſchlage dir dieſe Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an deine Ehre! Vergiß nicht, daß du ſeit vielen Tagen für eine Memme giltſt, die vor Nikolajeff weggelaufen iſt."

„Ja ſo!" ſagte der Hetman ſich beſinnend, „das iſt richtig, ich begreife jetzt die ganze Geſchichte. An Alledem iſt Nikolajeff ſchuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgeſtochen habe. Närriſcher Kerl, eine Welt voll ſolcher Gräfinnen überlaſſe ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das

mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn du mein Freund biſt, Yegor, ſo ſchwingſt du dich gleich auf das Pferd dieſes Mannes" — er deutete dabei auf einen der Koſaken, die ihn am Walde erwartet hatten — „und reiteſt mit mir als mein Sekundant."

Yegor wollte widerſprechen, aber Alexei beſtand auf ſeinem Verlangen, und anſtatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Offiziere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff ſein Quartier hatte. Yegor meinte, daß man eben ſo gut in Duſchnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachte, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Kommando erſetze — vielleicht auch, um dieſen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Deſto nothwendiger iſt es," erwiderte Alexei, „daß ich ihn aufſuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraſchen laſſe."

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen ſchon zwei andere Reiter entgegen kamen, die ſelbſt ein Kurzſichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Geſtalt des Oberſten und die kurze, dicke des Kapitäns, deſſen aſthmatiſchen Athem man aus weiter Ferne durch die ſtille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen," ſagte Alexei zu ſeinem Begleiter; „und zur böſen Stunde," fügte er düſter hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka jemals wiederſehen werde. Die Zigeuner ſind meiner müde, weil ich Verunka am Herumſtreifen hindere. Vielleicht in dieſer Nacht ſchon verſchwinden ſie mit ihr, und es verwiſchen ſich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will ſie mir auch entreißen und die Prinzeſſin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kaum einer Stunde erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem Oberſt Nicolajeff empfinden wird."

So ſprechend, gab er ſeinem Pferde die Sporen, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und ſprengte den Kommenden entgegen.

„Hurrah! Michael Iwanowitſch!“ rief er, den Säbel über dem Kopfe ſchwingend, „Hurrah! da iſt die Memme, die ſich vor dir verſteckte. Heraus mit deinem tapfern Degen und ſieh, wie du mit der Memme fertig wirſt!“

Oberſt Nicolajeff, ſo plötzlich angegriffen, ſtutzte einen Augenblick und riß ſein Pferd rückwärts. Der Kapitän, der beim Anſprengen Alexei's eine ungeſchickte Bewegung gemacht, aber nicht ſo weit rückwärts prallte wie der Oberſt, kam zwiſchen die beiden Gegner, und da auch Oberſt Nicolajeff ſeinen Degen zog und er ſich zwiſchen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuſchlagen drohten, erſchrak er ſichtlich und ließ ſeine Zügel fallen, was ihn hinderte, ſich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und ſprach ſtotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitſch, haſt du mir nicht verſprochen — iſt es nicht eine Dummheit — ſtecke deinen Säbel ein — Michael Iwanowitſch, und du — tapferſter aller Koſaken, haſt du mir nicht erſt geſtern geſagt, daß es aus iſt mit dem Duell — du ſchlägſt dich ja nicht mit einem Deſerteur — wer wird Chriſtenblut vergießen — ſteckt eure Säbel ein, ihr tapferſten aller Ruſſen!“

Während er ſo durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei ſein Pferd herumgeworfen, und ſein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeffs. Dieſer parirte geſchickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß deſſen Koſakenmütze herabfiel. Yegor, wohl wiſſend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, ſprang, da er ſelbſt nur ein leichtes Käppchen aufhatte, raſch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und ſie Alexei wieder aufzuſetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, ſchien das unnöthig, denn dem Oberſten Nicolajeff ſprang ein dicker Blutſtrahl aus der linken Seite des Halſes. Er bäumte ſich und reckte ſich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anſtarrte, wohl ahnend, daß er ſeinem Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberſt reckte ſich immer

höher, beugte ſich weit vor über den Hals ſeines Pferdes, und während Yegor herbeiſprang, um ihn in ſeinen Armen aufzufangen, da es den Anſchein hatte, daß er vornüberſtürzen ſollte, hob der Sterbende mit der letzten Anſtrengung noch einmal ſeinen Arm, und während er in der That vorwärts ſtürzte, fiel auch ſein Arm, unterſtützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft feſthielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Yegor hörte deutlich, wie das Eiſen in den Knochen einhackte. Im ſelben Augenblicke ſanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, deſſen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader ſchoß, offenbar in demſelben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Kapitän, hinter deſſen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor ſich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe geſehen hatte, gelang es endlich, die Zügel ſeines Pferdes wieder zu ergreifen und ſich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er ſich ſoweit faßte, um über Stirn und Bruſt ein Kreuz nach dem andern zu ſchlagen. Yegor warf ſich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hülfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf ſtattgefunden, der Hülferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landſtraße bewegte ſich mit einem Male ein langer bunter und ſonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwiſchen dieſen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde und Gethier von allerlei Art. Der Zug ſchien nicht im geringſten Willens, auf den Hülferuf Yegors zu horchen, und zog über die Landſtraße hinweg, ohne ſich durch den Anblick der blutigen Gruppe, ſelbſt nicht durch die Flüche des Kapitäns, der ſich indeſſen gefaßt hatte, aufhalten zu laſſen. Erſt als die Mitte des Zuges auf der Landſtraße ankam, ſtockte er, und plötzlich ſprang eine verhüllte Geſtalt von einem der Pferde und kniete im ſelben

Augenblick neben Yegor und drückte ihre Wange an die blasse Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Yegor erkannte beim Lichte des Mondes ein schönes Zigeunergesicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einen kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wischte sie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren und prüfte mit kaltblütigster Ruhe die Wunde. „Der Säbel," lispelte sie, „ist nicht ganz durchgedrungen — er ist nicht todt, er ist nur betäubt — ich werde ihn heilen."

Dann erhob sie sich, rief dem Zuge, der indessen in seiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Yegor und dem Kapitän unverständliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geschrei, erhob sich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte näher, erhob den rechten Arm und schrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel sofort leiser wurde und endlich ganz verstummte, als sich im Zuge selbst die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es schien, der Enkelin beistimmte. Yegor sah dieser Szene mit Aengstlichkeit zu, und da sich der Zug wieder in Bewegung setzte und weiter wanderte, glaubte er schon Verunka's Bemühungen gescheitert, als er zu seiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Diese traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter, und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen sie gleichen und sanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derselben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Yegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlassen, aber plötzlich fühlte er sich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kasan!" rief der Kapitän, „willst du mich um Mitternacht mit einem Todten

allein laſſen!" — Yegor bedachte, daß der Kapitän die Leiche des Oberſten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege ſicher ſei — der Oberſt war vielleicht auch nicht todt und konnte bei ſchneller Hülfe ins Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringſten Anſchein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeſtrömt war, ſo bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebensſaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei ſeinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich beſagte, daß ſie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Yegor nicht, was anzufangen. Obwohl im erſten Augenblicke entſchloſſen, mit dem Kapitän die Leiche des Oberſten ins Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Waldes angekommen, hörte und ſah er, trotz angeſtrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte ſelbſt im Schnee nicht die geringſten Spuren. Sie waren verſchwunden, und er kehrte zum Kapitän zurück.

Sechstes Kapitel.

Der Oberſt wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram beſtattet. Das Kommando über die in Duſchnik einquartierten Koſaken bekam an ſeiner und an Alexei's Statt der Kapitän Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Oberſten machten im ruſſiſchen Armeekorps großes Aufſehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß ſo was vorkommen könne. Yegor und der Kapitän, die nicht als Sekundanten gelten durften, ſtellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Kommando in Prag wollte den Tod des Oberſten wie eine einfache Ermordung deſſelben betrachtet wiſſen. Aber, wenn es ſchon ſeiner Familie und ſeiner Verbindungen wegen ſchwer war,

Alexei für einen Deſerteur zu erklären, ſo war es noch ſchwerer, ihn der Ermordung eines Vorgeſetzten anzuklagen und dieſes Verbrechens wegen vor ein Gericht zu ſtellen. Dieſe ſchwierige Angelegenheit verurſachte dem Generalkommando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenſte, das Ganze nach und nach in ſanfte Vergeſſenheit ſinken zu laſſen. Dieſem klugen Auskunftsmittel ſtand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erſcheine, aber Kapitän Veragin ſchwur hoch und theuer, daß der Hetman längſt ſelig entſchlafen ſein müſſe, da man von einer ſo fürchterlichen Wunde unmöglich geneſen könne, und der Entſchluß ſtand feſt, Alexei Petrowitſch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geſchehen wäre. Das Schloß Hluboſch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verſchloſſen, denn Graf Schönborn wie ſeine Nichte glaubten einzuſehen, daß ſie mit den ruſſiſchen Offizieren kein Glück hätten, und reisten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr ſechs Wochen ſeit jener Nacht des Zweikampfes verfloſſen geweſen ſein, und Alles ſchien nach dem verabredeten Plane der ruſſiſchen Offiziere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien und die Annahme, daß er todt ſei, rechtfertigte, als Veragin zu ſeinem Schrecken wieder an alles das, was ihm ſo viel Angſt und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, ſah er zwei ſchwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und ſich ihm in den Weg ſtellen. Er glaubte im erſten Augenblicke an einen Raubanfall, und war ſchon im Begriffe, ſein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Geſtalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrſchte er ſie mit der Frage an, was ſie auf ſeinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen," ſagte der Eine der Beiden mit dem ſanfteſten

Tone in der Stimme, „Väterchen, wir ſind arme Zigeuner und kommen nur, um von deiner Gnade Hülfe zu verlangen. Befreie uns von einem läſtigen Gaſte, der uns an Allem hindert, und von dem unſere Prinzeſſin nicht laſſen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unſern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunſt unſerer Prinzeſſin wieder geheilt iſt, zeigt ſichs, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er iſt zu Nichts mehr geſchickt, zu keiner der Künſte und Wiſſenſchaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn ſieh," — und den Finger auf die Stirn legend ſetzte der Sprecher hinzu: „denn ſieh, das Vögelchen, das darin ſaß, iſt ihm wahrſcheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte."

„Was ſchwatzet ihr mir da von Verunka und Vögelchen und läſtigem Gaſte vor?" brummte der Kapitän. „Was und Wen meint ihr? Sprecht doch wie vernünftige Chriſten, daß man euch verſtehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die ihr ſeid, in Bildern und Räthſeln."

„Wir ſprechen vom Hetman Alexei Petrowitſch," nahm der Andere das Wort. „Er iſt noch immer bei uns verſteckt, und gegen die Prinzeſſin, die in ihn vernarrt iſt, dürfen wir Nichts thun, es würde uns ſonſt ſchlecht ergehen, denn wenn ſie uns böſe wird, ſind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, ſingen und die Zukunft deuten wie ſie, und Niemand wie ſie kennt ſo viele geheime Künſte. Darum wollten wir dir ſagen, wenn ihr den Alexei Petrowitſch wieder haben wollt, zeigen wir euch den Weg in den Verſteck, wo ihr ihn holen könnt."

Pavel Sergewitſch, der mit einem Male alle ſeine und des ganzen Offizierkorps Verlegenheiten wieder auftauchen ſah, der nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei's habhaft wurde, wohl aber verlieren, wenn dieſer mit heiler Haut davonkam und wieder in ſeine Stelle, die er ſelbſt jetzt inne hatte, eingeſetzt wurde; nicht verſtehend, was die Zigeuner Betreffs der Vernunft

Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und sprengte auf die beiden Zigeuner ein. Diese sprangen erschrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Kapitän nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er sie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn sie sich noch einmal vor ihm sehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitsch mittheilten.

Der Kapitän wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geschichte, wie sie jetzt stand, hingingen. Der Hetman war als todt ins Buch eingetragen, und mit diesem Buche sollte — der Befehl war schon da — übermorgen das ganze Armeekorps aufbrechen, um schleunigst nach Rußland zurückzukehren.

Dieß geschah auch in der That, und als sich des Frühlings erste Sonnenstrahlen zeigten, als der Schnee zu schmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gast, das russische Armeekorps, aus der Gegend verschwunden. An einem und demselben Tage brachen sie in allen Quartieren des Beraunerkreises auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden rasch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duschnik, wo man sich so sehr gefreut hatte, die lästigen Gäste los zu sein, sehr erstaunt und erschrocken, als man eines Morgens wieder eine Kosakenuniform erblickte. Alles lief zusammen, um den einsamen Kosaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor sich hinlächelte, zu betrachten, und erst nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Gesichte, das sich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier kommandirte. Man hatte ihn diesen Morgen auf der Schwelle der Mühle schlafend gefunden. Die Müllerknechte erzählten, daß sie in der Nacht ein Geräusch gehört und durch das Fenster gesehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hause vom Pferde hoben und wie sie dann ein Mädchen, das sich an ihn klammerte, fortrissen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf

mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauspiel habe etwas so Gespenstisches gehabt, daß sie, die Müllergesellen, während der Nacht nicht nachzusehen wagten und daß sie erst am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Mensch war, den man vor die Thüre des Müllers gesetzt hatte. Die Duschniker hatten beim Anblick des Hetmans rascher als der Kapitän verstanden, was die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene sagten, durch die Spalte der Hirnschale entflogen, oder ob seine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verstand des Hetmans, erdrückten, wir wissen es nicht; wir kennen eben so wenig die Vorgänge und Ereignisse im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Duschniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitsch hatte seine ganze Vergangenheit, selbst seinen Namen, vergessen. Seine gewöhnlichen Antworten bestanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für seine Pflicht, den Gast, der ihm auf so sonderbare Weise beschert worden, bei sich aufzunehmen, und da es derselbe verstand, mit Pferden umzugehen und sich bei diesen im Stalle lieber und besser befand, als in Gesellschaft von Menschen, machte er ihn zu seinem Kutscher, und der Verfasser dieser Geschichte erinnert sich, von dem alten grauhaarigen Russen oft nach Prag kutschirt worden zu sein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der russische Kutscher die französische, deutsche und selbst seine Muttersprache, ohne, da er immer in der Einsamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erschien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindischer als er war, und die Bauern hatten, so lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeſchichte.

Erſtes Kapitel.

Es iſt mir, als wäre es geſtern geſchehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeſchichte zwiſchen damals und heute. Damals ſprach man noch von dem Tode Napoleons als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmiſchen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals ſaßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unſer Kaiſer Franz noch für einen ganz guten Kaiſer Franz. Es iſt alſo ſchon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter ſtand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Taſſen, die ſie eben geſpült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasſchrank; ich ſtand auf ebenem Boden und reichte ihr die Taſſen und Schalen vom Tiſche und war ſtolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war ſchon ſieben Jahre alt. Die Taſſen wurden in zwei Reihen aufgeſtellt; vor ſie hin aber, in die vorderſte Reihe, ſtellte die Mutter acht ſchöne, gleich ſchlanke, beinahe alle mit Goldrändern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche ſämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inſchrift: „Andenken an Karlsbad“ trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren ſie der Stolz des Glasſchrankes, und ſo oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum

erworbenen Kunſt des Leſens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Karlsbad.“ Dieſe Andenken an Karlsbad kamen alle vom Großvater, der ſeiner Gicht zu Gefallen jedes Jahr das genannte Bad beſuchte und jedes Jahr einen ſolchen Becher heimbrachte und meiner Mutter ſchenkte. Ihr Wunſch war, endlich ein volles Dutzend zu beſitzen. Was mich betrifft, ſo machte ſchon die achtfache Inſchrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Karlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken ſprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Karlsbad?“ — Meine Mutter war ſtolz auf ihren Glasſchrank, obwohl von ſeinem Inhalte ſelten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde ſtolz, wenn ihn die Mutter ſo ſchön ordnete und alles Vergoldete vornhin ſtellte. „So einen Glasſchrank,“ ſagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz.“ Das war aber auch wahr, denn „Wir“ waren die reichſten Leute des ganzen Dorfes. „Wir,“ d. i. Melchior Brant und Sohn, d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigſtens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tauſend Gulden Conventionsmünze geſchätzt, und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem ſeinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hauſe mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was biſt du eigentlich, Vater?“ antwortete er mir mit ſtolzem Bewußtſein lächelnd: „Wir ſind Unternehmer, Wir, Melchior Brant u. Sohn. Da der Vater immer „Wir“ ſagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls ſtolz darauf, ein Unternehmer zu ſein. Mit dieſem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtſein gab, verhielt es ſich ſo. Weder der Staat noch irgend eine Patrimonialherrſchaft konnte damals den geringſten Bau eines Dammes, eines Vicinalweges, einer Brücke und dergleichen unternehmen, ohne von den Beamten aufs Schrecklichſte betrogen zu werden. Man zog es vor, ſolche Unternehmungen dem Wenigſt-

nehmenden zu überlaſſen und dieſem einen kleinen Gewinn zu gönnen. Dabei kam man am beſten weg. Solche wenigſtnehmende Unternehmer waren Vater und Großvater, Melchior Brant und Sohn. Mein Großvater hatte das Geſchäft begründet und ſtand im Rufe eines in ſeiner Sache ausgezeichneten Mannes und dieß beſonders ſeit einer Unternehmung, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Er hat die Geſchichte oft genug erzählt.

Da war nämlich einmal — mein Vater war damals noch ein Kind — einige Stunden weit von unſerem Dorfe eine Brücke zu bauen; es verſtand ſich wie von ſelbſt, daß ſie Melchior Brant bauen werde. Aber da fand er bei der Ausbietung einen Mann, der ihm ſchon mehrere Male entgegengetreten war und offenbar den beſten Willen hatte, Melchior zu verdrängen. Dieſen Konkurrenten durfte man nicht aufkommen laſſen. Mein Großvater ärgerte ſich und in ſeinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke zugeſchlagen wurde. Nun erſt, beim Lächeln ſeines Gegners und bei kühlerem Blute, merkte er, daß er und nicht ſein Konkurrent der ruinirte Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er wird gezwungen ſein, den Stein aus ſo weiter Ferne herbeikommen zu laſſen, und die Transportkoſten werden eine größere Summe ausmachen, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er die Stelle, wo die Brücke ſtehen und wo er ſein ganzes Vermögen ins Waſſer verſenken ſollte; traurig umkreiste er dieſe Stelle ſeines Ruines. Nur manchmal blieb er ſtehen, um ſein ganzes Unglück zu überdenken, und bohrte er mit ſeinem Stocke in die Erde, gerade ſo, wie ſich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in ſein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel ſtehend und nochmals auf ſeine Unglücksſtelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taſchenmeſſer, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm

endlich Hände und Nägel zu Hülfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felsen, wie er ihn für seine Brücke nicht besser hätte bestellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er steckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Tasche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand konkurriren könne, und baute er allein, später in Kompagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuser, auf wenigstens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich sehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel" waren, denn wir sprachen deutsch im Hause und nur noble Leute sprachen damals deutsch in Böhmen; czechisch sprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns so viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutsch sprachen, besuchten — und ich war gar nicht erstaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Tassen und die Andenken an Karlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die sehr vornehm aussahen, besonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungarische Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangschnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemischte Quaste herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren spielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländisch aussehende Fischottermütze, wie denn die ganze Erscheinung mit dem damals noch seltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernase gaben dem schönen Gesichte etwas sehr Männliches, während doch Mund und Augen immer sehr milde, weich und beinahe weiblich lächelten. Man mußte den jungen Mann, der übrigens jünger schien als er war, gleich lieb haben, und trotz seinem vornehmen, cavaliermäßigen Aussehen fühlte man sich doch gleich vertraut mit ihm. Auch sah er mir sehr auf-

munternd zu, als ich mich näherte, um seine Bunda zu betrachten, so aufmunternd, daß ich an der großen Quaste bald wie an einer Klingelschnur zog. Er hielt sich stille und schweigsam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, sehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Tasche zog und mit einer Zunge, die eben so beweglich schien wie seine ganze Gestalt, rasch eine Menge Komplimente hervorbrachte, sich als Herrn Gregor Altmann, den andern als seinen Schwager Wilhelm Gerhard vorstellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsschreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und sofort im raschesten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir schon seine Abkunft kannten, einen Blick in seine Verhältnisse werfen konnten und als er schon die Schönheit unserer Gegend, die Lage unseres Hauses, ja selbst den Reichthum des Glasschrankes gelobt, mich einen schönen Jungen genannt, die Beschwerlichkeiten der Reise beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hause zu finden. Meine Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß sie Empfohlene ihres Bruders empfangen und sich über die Unordnung auf dem Tische zu entschuldigen. Sie war überzeugt, daß sie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptschule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von siebentausend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf dessen Wort meine Mutter viel gab, hatte sie ja empfohlen!

Es that mir sehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den schönen Mann in der ungarischen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben so gerne seinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Trost, wenigstens nicht aus der Küche gewiesen zu werden, und ich konnte sehr wohl bemerken, wie Mutter

und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauſchten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war ſehr ſchweigſam, was mich ſehr wunderte, da ſie ſonſt Haus und Hof mit Geplauder und Geſang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich, daß die Großmutter ihre Tochter, beſagte Tante Helene, die immer ſehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer ausſah, als hätte man ſie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht ſchön genug gekleidet fand. Sonſt fand ſie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen ſich viel zu ſchön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand ſie das Gegentheil, und Tante Helene ſträubte ſich ganz gegen ihre Natur, ein ſchöneres Kleid oder wenigſtens eine hübſchere Schürze anzulegen. Die Welt ſchien mir auf den Kopf geſtellt und ich ſah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter ſagte ihr, ſie ſtelle ſich dumm an und wiſſe mit den Fremden kein Wort zu ſprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, ſondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie ſchade es ſei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hätte einen Advokaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreiſe in den Sack geſteckt hätte. Ich wußte ja außerdem, daß ſie der Großvater bei den ſchwierigſten Geſchäften, bei den verwickelteſten Aufträgen verwendete, daß er ſie mit den höchſten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung kam, verhandeln ließ. Und die ſollte mit Einem Male dumm geworden ſein. Es ſtand an jenem Abende nichts auf dieſer Erde feſt für mich; ich verſtand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlaſſen hatte, benutzte, um meiner Mutter raſch zuzuflüſtern: „Du wirſt dich überzeugen, Sophie'chen, es iſt ein Freier. Was der Dicke da von Wollgeſchäften ſpricht, das iſt Alles Geflunker. Wann iſt noch ein Geſchäftsmann wegen der Wolle in dieſe waldige Gegend

gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es ist ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbschnabel von Mädel hat's zuerst gemerkt. Hab' ich sie doch mein Lebtag nicht so schüchtern und einfältig gesehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte stolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, ist gewiß empfehlenswerth."

„Ich sage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und so viel man sehen und hören kann, ist es ein recht netter junger Mann, der sich auch in der Welt umgesehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreist und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkische Gränze, wo alle Leute Soldaten sind, und er erzählt ganz schön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," sagte wieder meine Mutter, „so ist er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," bestätigte wieder die Großmutter, aber sie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder ist ein Gelehrter — nun wir wissen ja, wie Gelehrte sind — auf weltliche Angelegenheiten verstehen sie sich schlecht. Dein Bruder, ich will dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht so weit gebracht, als es ein geschickter Mann bringen könnte. Nun mag dieser Herr Gerhard ein ganz geschickter Mann sein und ein schöner Mann ist er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie ist, wie wir sie Gottlob für unsere Helene mit Recht beanspruchen dürfen, ob seine Umstände derart sind, daß zehntausend Gulden Mitgift — aber," unterbrach sich hier die Großmutter und wandte sich mir zu, „da steht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir sprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von diesem kleinen Volke belauscht zu werden."

Bei diesen Worten faßte sie mich an beiden Schultern und schob mich zur Küche hinaus. Ich war sehr unglücklich, so plötzlich aus dem Familiengeheimnisse ausgeschlossen zu sein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der Stube trat,

hob mich zu ſich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als ſonſt und machte mir, während ſie mich in unſere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Verſprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wiſchte ich mir ſogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Verſprechungen meine Dankbarkeit zu beweiſen, indem ich ihr den Inhalt des Geſpräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene," ſagte ich, „der ſchöne junge Mann iſt ein Freier und hat das Land geſehen, wo alle Leute Soldaten ſind, und dann iſt noch etwas von zehntauſend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie iſt und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeiſter und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeiſter kennt lauter geſchickte Leute."

Nachdem mich die Tante hatte ausſprechen laſſen, befahl ſie mir zu ſchweigen und ſagte mir, wenn ich recht brav ſein und keinen Lärm machen wollte, ſo lange die Fremden im Hauſe ſind, ſo werde ſie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber ſie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einſamkeit. Als der Vater ſpät heimkam, holte ihn ſogleich die Mutter hinüber zum Nachteſſen. Sie ſelbſt kam bald darauf zurück, um uns ins Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieſes Abends ließen mich nicht ſchlafen und von unſerer Kinderſtube aus, die mit der großen Wohnſtube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen ſtand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und ſogar ſehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein wenig aufrichtete. Nach dem Nachteſſen kam mein Vater mit der Mutter in die Wohnſtube zurück. Die Mutter reichte ihm Kleider zum Wechſeln, er aber ſagte, indem er einen andern Rock anzog: „Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock wechſeln wollte, weil ich mit dir allein zu ſprechen wünſchte. Weißt du, Sophie, daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!"

„Wie," rief meine Mutter erstaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?"

„Die Empfehlung deines Bruders in Ehren, sieht mir dieser Herr Altmann so recht wie ein Spitzbube aus. Er spricht so schrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um sich dahinter zu verstecken; das weiß ich aus dem Geschäfte, daß die Leute, die so viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben."

„Und der Andere?" fragte meine Mutter.

„Ein schöner Mann, o ja, ein sehr schöner Mann — sehr ein schöner Mann, gewiß auch ein guter Mensch und wenn er spricht, thut er's ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere gesagt hat, daß er sprechen muß. Aber er ist mir verdächtig, weil er mit dem Andern ist. Er ist nicht sein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein so schöner Mann ist, so glaube ich, daß der Andere mit ihm spekulirt."

„Dazu ist er denn doch schon zu alt," erwiderte meine Mutter, „auch muß er schon zu erfahren sein, um sich wie ein Mädchen gängeln zu lassen, ein Mann, der so große Reisen machte."

„Ja diese Reisen," sagte mein Vater kopfschüttelnd — „von hundert Reisenden sind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo ist er gewesen? In Ungarn, wohin alle Bankerottirer laufen, weil es dort keine Gesetze gibt; wäre er in Sachsen oder in Preußen gewesen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn ist mir verdächtig. Indessen," fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorschnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er sieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man sich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müssen. Dazu bin ich ja da, der Bruder, und ist der Vater da. Wir werden sehen."

So sprechend, verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gästen hinüberzugehen; die Mutter hängte seinen Rock in

den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu ſehen, als die Thüre aufflog und meine ſchöne Tante Helene hereinſtürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was ſie ſo eilig da zu thun hatte, denn ſie blieb ruhig an der Thüre ſtehen und ſagte nichts. Meine Mutter ſah ſie an und fragte, was ſie wollte, da wurde ſie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, ſo ein Mann iſt mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen.“

„Man ſollte wirklich glauben, daß du ſchon verliebt biſt,“ ſagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja,“ erwiderte die Tante mit Entſchiedenheit, „ich bin es,“ und dabei hob ſie den Kopf in die Höhe und ſah meine Mutter ſo herausfordernd an, daß ich glaubte, ſie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene,“ ſagte meine Mutter beſchwichtigend, „du biſt ja ein geſcheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt ſein — du biſt ja ſonſt nicht ſo. Man weiß ja noch gar nichts von dieſem Manne, und ob er zu dir paßt, und ſeine Vermögensverhältniſſe —“

„Das iſt mir Alles gleichgültig! Dieſen oder Keinen,“ rief die ſchöne Tante, und als ob ſie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerſpruch von meiner Mutter befürchtete, lief ſie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder ſehr Vieles, was mir Kopfbrechen verurſachte und Vieles, was mir neue Lichter aufſteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben dieſem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum erſten Male, warum denn dieſer gute Neuberg ſo oft zu uns ins Haus kam und warum er mir erſt vor Kurzem einen Kanarienvogel geſchenkt hatte. Offenbar wollte er ebenſo wie dieſer Fremde mein Onkel werden. Es ſchmeichelte mir, daß er mich mit dem Kanarienvogel beſtechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter ſeinem Rücken geſagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und

plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geſchichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verſtand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden ſie einen halben und welchem ſie zwei gegeben hatte und ich glaube, ich träumte ſchon als ich die beiden Freier meiner ſchönen Tante Helene abwechſelnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen geſpenſtiſch vor mir herumtanzen ſah. Ich ſchlief ſehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Urſache fragte, ſagte ich, ich hätte deßhalb ſchlecht geſchlafen, weil die Tante Helene eine ſchlechte Partie machen ſolle.

Zweites Kapitel.

Die beiden Fremden reisten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte ſich im Hauſe nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders, als nach der Abreiſe anderer Beſuche. Alle Welt ſprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht ſchweigſamer als ſonſt; ſie war lebhaft wie immer, aber ſie ſah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entſchloſſen iſt, und wenn die Andern von dem Fremden ſprachen, ſagte ſie kein Wort, aber gerade das ſchien zu bedeuten: ſagt ihr, was ihr wollt, ich weiß doch, was ich thun werde. So viel ich mich erinnere, war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum ſie für oder gegen waren. Der Großvater ſtand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter geſagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt ſei und daß ſie ſich die ganze Nacht ſchlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchſten Grade praktiſch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in ſeinen alten Tagen romantiſch.

Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geschäfte seinem Sohne zu überlassen, wurde er jung und etwas phantastisch. Er ließ sich von aller Welt Geschichten erzählen und er selbst erzählte uns Kindern Geschichten aus alten Zeiten und allerlei Märchen, die er kannte oder selber erfand. Am Lebhaftesten aber äußerte sich seine zweite Jugend im Verhältniß zu seiner jüngsten Tochter Helene. Nachdem er schon vier seiner Kinder gut versorgt und verheirathet hatte, hing sein ganzes Herz an diesem seinem jüngsten Kinde, und er holte bei diesem Töchterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei seinem früheren Geschäftsleben den andern Kindern gegenüber versäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts versagen, jeder ihrer Wünsche wurde sein eigener Wunsch und in ihm viel lebhafter als in dem Mädchen. Es reichte hin, daß ihr etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr sofort, selbst wenn sie sich gegen die Ausgabe sträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringste Wunsch nach Besitz verbunden war. Es war übrigens natürlich, daß der alte Mann diesen Trost seines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht so schön, wie sich ihr Vater einbildete, der sie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geschöpfen, denen Alles gut steht, was sie immer an- und umthun mögen. Sie vereinigte die widersprechendsten schönen Eigenschaften in ihrer Erscheinung; sie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, stolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als sie anzusehen, wenn sie zu Besuche ging, besonders am Sonntage schleppte er sich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längsten nachsehen konnte, wie sie über die Teichdämme, über die Wiese, dem etwas entfernten Dorfe entgegenschritt und man konnte sicher sein, daß er seinen Sitz nicht eher verlasse, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Nase, sie desselbigen Weges zurückkommen gesehen. Ebenso

gerne hörte er sie sprechen und aus jedem ihrer Worte sog er die Ueberzeugung ein, „daß sie wie das schönste auch das gescheidteste Mädchen im Lande sei.“ Er hatte nur einen Kummer. Er war nicht so reich als die Welt glaubte. Jedem seiner vier versorgten Kinder hatte er zehntausend Gulden W. W. mitgegeben; Ausstattung und Hochzeiten, die seinem Stolze entsprechend ausfallen mußten, hatten auch an zwanzigtausend Gulden gekostet, Summa: sechzigtausend Gulden, ein großes Vermögen für einen damaligen reichen Mann des offenen Landes. Es war ihm noch so viel übrig geblieben, um Helenen ebenso reich auszustatten wie die andern Kinder. Nicht das grämte ihn, daß er, wie er allein wußte, nachher als ein alter armer Mann zurückbleibe, sondern, daß er einem solchen Mädchen nicht einen Mann in höheren Kreisen suchen könne. Insoferne war ihm der vom Himmel gefallene Freier, Herr Wilhelm Gerhard, von dem er sonst nichts wußte, sehr lieb, als dieser mit Aussehen, Auftreten, Erfahrung und Bildung diesen hohen Kreisen bis zu einem gewissen Grade angehörte. Alles das zusammengenommen machte, daß er entschieden auf Seiten Helenens stand und entschlossen war, dem jungen Manne, der in einiger Zeit wiederkommen sollte, im Falle er um die Hand seiner Tochter anhielte, eine hoffnungsvolle Antwort zu geben. Mein Vater hingegen, der noch ganz in der praktischen Periode stak, aus welcher der Großvater in seiner zweiten Jugend herausgewachsen war, empörte sich über die Liebe des Mädchens und über die Voreingenommenheit des alten Mannes einem Fremden gegenüber, von dem man so wenig wußte, der offenbar weder Stand noch Geschäft hatte, ihm eben wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit als ein unpraktischer Geselle und in der Gesellschaft seines Schwagers noch dazu als verdächtig erschien. Die Großmutter schwankte; mein Vater hatte sie mit seinem Mißtrauen angesteckt und ihre mütterliche Liebe war auf der einen Seite besorgt, auf der andern gab sie gerne der Neigung ihres Kindes nach, und dieses Letztere hielt sie für unbedingt nothwendig, überzeugt wie sie war, daß jeder

Widerſpruch Helenen in ihrem Entſchluſſe nur befeſtigen könne. Helene, die ſich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus ſpröde benommen hatte, galt bei Jedermann für ſtolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; dieſe behauptete immer, daß wenn dieſes Kind ſich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz ſetzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene ſtolz ſei, ſich dieſer Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die ſich ihrem Entſchluſſe widerſetzen. Ebenſo hatte ſie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war ſie weniger überraſcht als erſchrocken. Auch meine Mutter war ſchwankend. Als junge Frau nahm ſie Partei für die Liebe und als Schweſter für den Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf deſſen Urtheil ſie ſo viel gab, war am Ende doch ſtärker als der abweſende Bruder und brachte ſie dahin, daß ſie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch ſpielt meine Mutter in dieſer Geſchichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen ſie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus ſpätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen geſehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem erſten Beſuche kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne ſeinen Schwager, was ihm im Allgemeinen ſehr zum Vortheile gereichte. In Folge deſſen lud man ihn ein, dießmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtſames und ſchüchternes Weſen gab ihm einen Anſtrich größerer Jugend als er wirklich beſaß, und dieſes wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über ſeine Vermögensverhältniſſe auszuforſchen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in ſeiner Stadt S.. ein zweiſtockiges Haus beſaß und ein zweiſtockiges Haus in dieſer wohlhabenden Kreisſtadt war ein Beſitz, der zu einer Mitgift von zehntauſend Gulden W. W.

im höchsten Grade berechtigte. Freilich konnte man vom Besitze dieses Hauses nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingestand, auch kein eingerichtetes Geschäft; aber er war erst vor Kurzem von Reisen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit sich einzurichten, und gestand außerdem mit Offenheit ein, daß er sich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geschäftes benutzen wolle. Praktischen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem beträchtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geschäft erst mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hause eine viel bessere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm, dem jungen Mädchen den Arm zu geben, auch dem Rest der Gesellschaft manchmal einen Vorsprung abzugewinnen und Worte auszutauschen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf diesen Spaziergängen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiste nicht ab, ohne dem Großvater seine Absichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage später wurde aus der Scheune die alte Kalesche hervorgezogen und vom Knechte in allen ihren Theilen auf das Sorgfältigste geputzt und hie und da sogar frisch angestrichen; sie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und stammte aus der Verlassenschaft eines Dekans, nach dessen Tode sie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden ersteigert hatte. Neben diesen fünfundfünfzig Gulden hatte sie noch allerlei Kosten verursacht, da sie roth angestrichen war, wie sämmtliche Kaleschen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbste der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geistlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, schlug das geistliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine

höchſt niederſchlagende Farbenmiſchung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kaleſche beſaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid ſeiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei ſeltenen und höchſt feierlichen Gelegenheiten zum Vorſchein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn ſie ſelbſt aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kiſſen und das Spritzleder aus der Kammer, wo man ſie beſonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kaleſche niederſehen, die vorn unmittelbar auf der Achſe lag und in dieſen Theilen ebenſo erſchüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man ſtolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen ſie ſich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es iſt wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reiſe ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da ſie bereits ein bedeutendes Alter hinter ſich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Beſorgniß in der Kaleſche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreiſen ſah — aber es war doch eine Kaleſche, und da man ſie beſaß, war man es ſich und ſeiner Würde ſchuldig, ſie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erſcheinen der Kaleſche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte ſich darum meinem Gedächtniſſe ein. Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachſtieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, ſich das Haus Gerhards doch recht anzuſehen und ſich überhaupt genau zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kaleſche lange nachſahen, ſo lange ſie ſichtbar war und wie ſie dann noch gedankenvoll im Hofe ſtehen blieben. „Mein armer Melchior,“ ſagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß

er in seinen alten Tagen und mit seinem Podagra noch so eine lange Reise von zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für seine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausschlägt. Gott gebe es!"

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kalesche wie die unsrige, auf schlechten Wegen, wie man sie damals in unserem Lande nicht anders kannte, nahm wenigstens drei Tage in Anspruch und so mochten wohl an zehn Tage vergangen sein, als die Kalesche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um sich daran zu halten. Sie trat erst auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo ist denn das Mädel?" Er drückte sie in seine Arme, küßte sie und sagte mit bebender Stimme: „Nun gebe dir Gott alles Glück und mögest du's nie bereuen! Du bist Braut." Auf dieses Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der beiden Hausthüren erschienen waren, um die Kalesche zu sehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten sogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand gesagt hatte und obwohl sie gethan hatten, als ob sie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß sie einen sehr schönen Mann bekomme, der sehr vornehm aussehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um sich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu sagen, daß sie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene," rief ich ihr schon von der Schwelle zu, „du hast ja ganz recht gethan." Sie nahm mich auf ihren Schooß, küßte mich und sagte: „Gott gebe, daß du wahr sagest." Dann fing sie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte.

Drittes Kapitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hause nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine lustige Zeit; er brachte uns Hanswürste und Steckenpferde mit und zu den Besuchen, die er mit seiner Braut in der Nachbarschaft machte, wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hause viel besser gekocht als sonst; Gänse und Truthühner, unsere guten Bekannten verschwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei sein. Da saß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich sah es ganz deutlich, wie sie manchmal unter dem Tisch einander die Hände drückten. Ich sah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn sie allein waren, da ich nicht zählte, sehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichsten Begriff vom Zustande der Brautschaft zu haben. Dieser setzte sich für mich aus Besuchen in der Kalesche, aus gebratenen Gänsen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrücken und Küssen zusammen. Es schien mir der schönste Zustand der Welt und ich begeiff sehr wohl, daß Neuberg, der zu diesem Zustand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Gesellschaft war; der Leser weiß es schon, daß dieser ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, so lange er lebte, der gute Freund des Hauses gewesen, und dessen Freundschaft sich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden sollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab sich in sein Schicksal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm sein Vater hinterlassen. Er hatte keine andere Beschäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, immer für sie besorgt zu sein und ihr trotz wiederholter Zurückweisungen den Hof zu machen. Er gab es selber zu, daß er gar nicht der Mann sei,

der auf ein Mädchen wie Helene Brant Anſprüche erheben dürfe. Er nannte ſich ſelbſt eine Vogelſcheuche, eher gemacht abzuſtoßen als anzuziehen und einen Menſchen, der offenbar zu Nichts nütze ſei, da er nicht einmal das leichte chirurgiſche Examen habe machen können. Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und ſie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in ſeinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas ſchweigſamer als ſonſt und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Urſache und das gerade bewog ihn ſich darüber auszuſprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle," ſagte er eines Tages nach der Abreiſe Gerhards, „daß ich aus Eiferſucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringſten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß ihr über die Verhältniſſe des Verlobten nicht im Klaren ſeid und daß man Helenen verlobte, weil ſie verliebt iſt. Wenn ſie nun ihre Liebe ins Unglück ſtürzt?"

„Nun," fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unſerer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptſache ſei, hätten Sie Helenen einen Mann verſagt, den ſie liebt, nur weil er arm iſt?"

„Gott bewahre," rief Neuberg, „einmal weil es gegen meine Grundſätze wäre, dann weil ſich Helene Nichts verſagen läßt. Hättet ihr euch dieſer Heirath widerſetzt, ſie hätte ihn erſt recht und trotz euch genommen."

„Nun alſo?" fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünſchte nur," fuhr Neuberg fort, „daß ihr Perſonen und Verhältniſſe beſſer kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig iſt, ließ ſich doch vorbauen."

Meine Mutter tröſtete ihn damit, daß die Brautreiſe demnächſt unternommen werden ſolle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreiſen unſeres Landes, daß die Braut, wenn ſie

ſich auf eine gewiſſe Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams beſuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter ſollte die Brautreiſe mitmachen und ſie verſicherte dem beſorgten Neuberg, daß ſie ſich recht umſehen wolle. Sie war dazu um ſo mehr entſchloſſen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und ſich Jedermann ſagte, daß man ſich von dem Wunſche, Helenen zu gefallen, zu ſehr hinreißen laſſen und die ganze Angelegenheit überſtürzt habe.

Die Reiſe wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, ſo kann ich nur berichten, was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene ſelbſt erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter deſto mehr; ſie waren von Allem, was ſie erlebt hatten, ſo entzückt, daß ſie ſich, wenn ſie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geſchichte ſelber rekapitulirten. Nach dieſen Berichten ſtand es in den Gerhard'ſchen Familien aufs Schönſte und Beſte. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, ſeine Schweſtern ganz vortreffliche Perſonen; Helene konnte ſich unmöglich eine beſſere Schwiegermutter und beſſere Schwägerinnen wünſchen, ſelbſt Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu ſehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erſtaunlich, wie ſie ſich in dem Gerhard'ſchen Hauſe auf das Vornehmſein verſtanden. Bei Tiſche z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinſte Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unſerer Gegend noch ſehr ſelten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und prieſen Helenen glücklich, in ſolcher Umgebung und in einer ſo großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel ſtörend

auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumstößlich gebotene Perlenschnur nicht geschenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war sehr unangenehm berührt, als man sie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenschnur ganz gewiß nachkommen werde, daß sie der Bräutigam während des Besuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geschenkt, weil in dieser Stadt keine zu haben war, die er für schön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieser Versicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhnisch war, verstimmt, und bald sollte die Verstimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verschwunden war, und man war sehr erstaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landstraße daherkommen zu sehen, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, bestaubt und etwas vernachlässigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreise hinter sich hatte. Man ließ ihn am Hause nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er sollte erzählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der seit Jahren das Dorf nicht verlassen, in die Ferne getrieben haben. Er setzte sich hin an die Seite des Großvaters, räusperte sich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun," sagte er endlich, „eben weil ich seit Jahren das Dorf nicht verlassen, ist es natürlich, daß ich auch einmal eine Reise machte. Die wichtigen Geschäfte, die ich hier versäumte! nicht wahr, ist es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herum schleppe. Reist doch heut zu Tage alle Welt."

Darauf brachte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter, wie sie mit ihrer Reise zufrieden sei? Die Großmutter fing, schnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhard'schen Hauses zu singen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenk-

lichen Kopfschütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm" oder „so, so" dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes stützte. Sie war sehr überrascht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, ins Haus gegangen war, sich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den Kreis hineinsagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie so gut wie ihr und vielleicht besser."

„Was? wie?" fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was sollte ich hier, wenn Helene fort war," sagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehst auch nach S.. und erkundigst dich dort; auf die Weiber kann man sich ja doch nicht verlassen, die lassen sich Sand in die Augen streuen, und daß ich Recht hatte, habt ihr mir eben bewiesen, Frau Brant."

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich habe euch nicht beleidigen wollen und es handelt sich da gar nicht darum, ob wir miteinander empfindlich sein wollen, sondern es handelt sich um das Glück Helenens."

„Er hat Recht," sagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was hast du ersehen?"

Neuberg stand auf, bückte sich vor und sagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leise: „Ruinirt, verschuldet, die Haare auf dem Kopfe sind sie schuldig, kein Stein ihres Hauses gehört mehr ihnen — die Mitgift wird nicht hinreichen, alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die ihr gegessen habt," sagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „sind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen, die kommen werden, sind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem sie nach der Hochzeit zu dreifachem Preise bezahlt werden sollen."

Nach dieser Mittheilung drehte sich Neuberg rasch um und ging, wie empört, daß man diese Angelegenheit so leichtsinnig betrieben, dem Dorfe zu.

Die ganze Gesellschaft blieb wie in Erstarrung sitzen; Eins sah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszusehen war, fand die Großmutter zuerst das Wort wieder: „Bah," rief sie, „Narrenspossen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann, was man will. Und ein guter Junge, wie er immer sein mag, darf man doch nicht vergessen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eifersucht."

„Nein, nein," schüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet nichts, und was er sagt, hat jedenfalls —"

Er unterbrach sich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles schwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als sie ihren Blick rasch prüfend über die Gesichter streifen ließ, und den Kopf an die Pfoste der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verschränkend, traurig vor sich hinlächelte. Der Großvater lud sie ein sich zu ihm auf die Bank zu setzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen sah, sprang verdrießlich auf, legte die Arme über den Rücken zusammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demselben Anblick zu schluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und sagte: „Vater, gib dir keine Mühe, ich weiß was du mir sagen willst. Was soll ich thun? Was befiehlst du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abschreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und lasse nicht von ihm, was immer daraus folgen möge."

„So weit, mein Kind, sind wir noch nicht," erwiderte der Großvater mit sichtlicher Anstrengung, „wir wollen nur genau wissen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und schreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenschaft geben solle."

„Das will ich thun, Vater, um deinetwillen," sagte Helene, und ging sofort ins Haus.

Mein Vater, Helenens Bruder, war unglückſeliger Weiſe nicht ſo ſanftmüthig wie ſein Alter. Als er hörte, daß Helene an ihren Bräutigam ſchreibe, eilte er hinein zu ihr und beſchwor ſie, die Sache ſogleich und ein- für allemal abzumachen. Einen ſolchen Menſchen, der keinen Stand, kein Geſchäft, kein Vermögen, nichts als Schulden habe und nichts könne als etwas Violinſpielen, könne ſie ja doch nicht heirathen. Da ihm Helene nur mit ruhigem Lächeln antwortete, erzürnte er ſich immer mehr und befahl ihr, ihm ſogleich zu ſchreiben, daß ſie ihn als einen Betrüger anſehe und drohte ihr, wenn ſie das nicht thue, ſie nicht mehr als ſeine Schweſter betrachten zu wollen.

„Ich werde es nicht thun," antwortete Helene ruhig, und mein Vater verließ ſie im höchſten Zorn und verſicherte draußen im Hofe, daß er ſich in die dumme Geſchichte nicht mehr miſchen wolle, und daß er die eigenſinnige Schweſter ihrem Schickſale überlaſſe.

Am ſelben Abend kam ein kleines Packetchen an, das, wie Alles an Melchior Brant und Sohn Adreſſirte, bei meinem Vater abgegeben wurde, er öffnete es: es waren die Perlen. Unwillig warf er ſie auf den Tiſch, dann in der Aufregung, da ich allein mit ihm im Zimmer war, legte er ſie mir in die Hände und ſagte: „Bringe ſie hinüber der Tante Helene und ſage ihr, das ſind Thränen und daß ſie von dort aus nichts Anderes erwarten ſolle."

Ich hatte von jeher einen Stolz dareingeſetzt, meine Kommiſſionen gut zu beſtellen und mit den Perlen in der Hand wiederholte ich mir meinen Auftrag während des ganzen Weges hinüber in das Haus des Großvaters. Helene ſaß in einem Winkel am Ofen, als ich vor ſie hintrat. Ich hielt ihr die Perlen vor die Augen und ſagte: „Papa läßt dir ſagen: das ſind Thränen und daß du von dort aus nichts Anderes erwarten ſollſt."

Tante Helene ergriff die Perlen, drückte ihr Geſicht darein und im ſelben Augenblicke war die Schnur in ebenſoviele Thränen getaucht, als ſie Perlen enthielt.

Viertes Kapitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf ſich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichſt kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl ſchon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, daß ich in einem Geſchäftshauſe erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung ſchuldig ſei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben ſollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich aufs Neue zu küſſen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen dießmal nicht ſo eifrig herging wie früher, und bei Tiſche machte ich die laute Bemerkung, daß wir ſonſt, wenn Onkel Gerhard da war, beſſer zu eſſen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das Geſpräch noch ärmer als es bis dahin geweſen, und der Abend wäre in der größten Schweigſamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er dieſesmal ſeine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von ſeinem Violinſpiel ſo viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leiſtete der Geſellſchaft, die nicht wußte, was mit ſich und ihm anzufangen, einen ebenſo großen Dienſt, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt ſtimmte mit ein und Onkel Gerhard holte ſeine Violine, die er, wie er ſagte, mitgebracht, weil er es meiner Mutter verſprochen hatte. Er ſpielte mehrere ungariſche und Zigeunerweiſen. Ich hätte nicht den Muth, mein ſiebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu ſagen, daß er vortrefflich ſpielte, wenn es nicht auch mein Großvater geſagt hätte, der als Böhme in ſeiner Jugend ebenfalls geſpielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte,

welche Wirkung Onkel Gerhard mit ſeiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch ſelbſt mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verſchuldeter Menſch war, der ſo ſpielte. Schon nach dem erſten Stücke war der böſe Geiſt gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreiſe gewaltet hatte. Alles war aufgeregt, Alles war gerührt und man ſprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm geſprochen, und als ob er keinen Kreuzer Schulden hätte. Meine Großmutter ließ ſich zu dem Ausruf hinreißen: der Beſitz einer ſolchen Kunſt ſei allein fünftauſend Gulden werth, und mein Vater flüſterte meiner Mutter, auf deren Schooß ich ſaß, ins Ohr, man ſollte glauben, daß man nichts beſitzen dürfe, um ein ſolcher Künſtler zu ſein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müſſe, um ſo traurig ſpielen zu können. Am Ruhigſten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen ſaß, im dunkelſten Winkel der Stube, in dem man Nichts ſah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach dieſem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er ſich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs ſeiner traurigen Verhältniſſe zu verhören. Er verſchob dieſes ſchmerzliche Geſchäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraſchung war ſehr groß und Niemand wußte, wie er ſich dieſes Verſchwinden deuten ſolle; mein Vater war ſchon geneigt, die Sache als abgemacht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, ſie habe ihren Bräutigam zu dieſer ſchnellen Abreiſe bewogen.

„Du haſt mit ihm gebrochen, du haſt ihm den Abſchied gegeben?“ fragte mein Vater raſch.

„Nein,“ antwortete Helene trocken, „ich wollte ihm euere Verhöre erſparen und die Geſtändniſſe, die er euch zu machen hatte. Es war ihm leichter, in dunkler Kammer die Geſtändniſſe mir zu machen und ich werde ſie euch nicht vorenthalten.“

Sie nahm einen Stuhl, ſetzte ſich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigſten Erzählertone: Gerhard ging in ſeinem neunzehnten Jahre auf Reiſen, kurz nach dem Tode ſeines Vaters. Dieſer hatte ihn zum Kaufmann beſtimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsſtande und ging in die Welt, um ſich umzuſehen, wie und wo er ſeinen Neigungen gemäß ſein Glück machen könne. Er war nicht dazu geſchaffen, hinter dem Ofen ſeines väterlichen Hauſes ſitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweiſe machte er die Bekanntſchaft eines jungen ungariſchen Magnaten, der ihn ſehr lieb gewann und ihn an ſeine Perſon, als Sekretär, als ſo etwas, mehr noch als Freund attachirte. Mit dieſem ungariſchen Edelmann durchzog er die verſchiedenſten Länder, vorzugsweiſe die ungariſchen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte ſeine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine ſpielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem luſtigen und wilden Leben. Er war indeſſen großjährig geworden, und er ſchickte ſeinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf deſſen Verlangen, eine Vollmacht, ſein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an dieſem kleinen Vermögen, deſſen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch ſehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann ſich in allerlei Spekulationen einlaſſe und höchſt wahrſcheinlich ſein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute ſich nur, daß ſein väterliches Erbe ſeiner Familie zu Gute komme. Da ſtürzte der ungariſche Magnat, ſein Freund, von einem wilden Pferde und ſtarb in Folge des Sturzes. Gerhard ſtand plötzlich hülf- und brodlos da. Der Magnat hatte ihm verſprochen, dauernd für ihn zu ſorgen, aber ſeinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur ſelben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um raſche Hülfe für ſeine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle ſelber nach Hauſe zu kommen. Gerhard hatte in Ungarn Nichts mehr zu

ſuchen, das Land war ihm durch den Tod ſeines lieben Freundes verleidet und er eilte auf dieſe Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es ſich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch ſo. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, ins Gefängniß wandern müſſen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsſtätte ſeiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erſcheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil ſeine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benützend, auf ſeinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß ſie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne ſich ſelbſt zu nützen und daß ſie nur gewinnen könnten, wenn ſie Gerhard eine Friſt geſtatteten. Altmann ſtellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müſſe, und daß ſie mit Hülfe der Mitgift befriedigt werden ſollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Dieſe auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weiſe herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau begränzte Friſt beſtimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, ſo wurde ſeine Mutter mit beiden unverheiratheten Schweſtern obdachlos und mußte er ſelbſt mit ſeinem Schwager ins Gefängniß wandern und die Mutter ſammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geſchäften und in dergleichen Angelegenheiten und entſetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtſinn, in das er blickte, war es dem Schwager leicht, ſich ſeiner ganz zu bemächtigen und ihm das Verſprechen abzuringen, ſich von ihm leiten zu laſſen, bis ſie Beide aus den drohenden Gefahren gerettet ſind. Das Alles erzählte er mir heute ausführlich, aber ich wußte es von Anfang an aus einzelnen Mittheilungen. Mich hat er nicht betrogen; ich wußte was ich that. Ja es iſt wahr, er kam von ſeinem Schwager

geführt hierher, um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu sagen.

„Jetzt aber," rief mein Vater, „wirst du dich doch nicht länger besinnen — jetzt, da du weißt, wohin deine Mitgift wandern soll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lächelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich dir nicht gesagt, daß ich ihn liebe? Welchen bessern Dienst kann mir die Mitgift leisten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er ist nicht ein praktischer Mensch wie wir hier alle sind, er ist ein Künstler von Natur und es ist nicht seine Schuld, daß er um seine Jugend gekommen, ohne sich, wie er es verdiente, ausbilden zu können."

Sie stand auf wie Einer, der in einer Verhandlung sein letztes Wort gesagt.

Die Zeit, die jetzt folgte, schwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düstere vor. Man ging durchs Haus, als befände sich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater saß gedankenvoll in seinem Lehnstuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte, wie unruhig Helene ihre Nächte verbringe. Bei meinem Vater äußerte sich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verschiedensten Puffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Trotz dem entschiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte, alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man stellte ihr fortwährend vor, welchem Unglück sie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht gebieten, Gerhard den Abschied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hause sprechen, und wie sehr mich die Angelegenheit zu Anfang interessirte, so hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von diesen Dingen gesprochen wurde. Doch bleibt mir eine Szene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen sind und die einen Eindruck auf mich

machte, wie ſpäter ſelten irgend eine pathetiſche Szene eines Trauerſpiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater ſaß wieder in ſeinem Lehnſtuhle; Tante Helene ſtand am Ofen, vor einem Spiegel, den ſie auf die mittlere Rampe geſtellt hatte, und kämmte ihr langes ſchwarzes Haar. Der Großvater ſprach wieder über das Thema, über das nun ſchon ſeit Wochen geſprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr, und das begriff ich vollkommen. Ich ſagte mir, daß dieſe beſtändigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müſſen und ich bewunderte ſie, daß ſie nicht längſt die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während ſie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard ſprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kämmen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geſchwiegen. Da dieſe Antwort nicht kam, erhob er ſich auf ſeine gichtkranken Füße, ſtreckte den rechten Arm aus, während er ſich mit dem linken am Lehnſtuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn du dich auf alle Berge ſtellſt, kannſt du dein Unglück nicht überſehen!“ Darauf wandte ſich Helene zu ihm und, ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blaſſen Lippen und glühenden Augen rief ſie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Eure Thüre werde ich nicht kommen.“

Ich weiß nicht, was darauf erfolgte; dieſe Szene ſteht in meinem Gedächtniſſe für ſich abgeſondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter und zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht luſtig ſei. Ich wußte ſchon, wie eine Hochzeit ſein ſollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte ſich die Tante Roſalie verheirathet und jener Tag ſchwebte mir als ein Muſter eines Hochzeitstages vor. Der Bräutigam, ein luſtiger Gutsbeſitzer, hatte alle ſeine Brüder und Schwäger, ſämmtlich dicke und rothbackige Landwirthe, mit-

gebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man ſang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unſererſeits hatte man nur die Familie geladen, Schweſtern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben ſo ungern ſahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schweſter mitgebracht, die ſchüchtern durchs Haus ſchlich, als ob ſie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht geſorgt und kein Menſch kümmerte ſich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgeſtellt hatte. So wenig ging an dieſem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zuſammenſchrumpft.

Am nächſten Morgen reiste Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kaleſche ab. Unter den Abſchiednehmenden ſtand auch Neuberg. Als ſie ihm die Hand reichte, zog er ſie ein wenig aus dem Kreiſe der Umſtehenden und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ſtotternd: „Helene — du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn du einmal etwas brauchſt —"

Zum Erſtaunen Aller, die dieſe Worte nicht gehört hatten, ſchlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und ſprang dann in den Wagen, der ſich ſchwerfällig in Bewegung ſetzte. Wir ſahen nach, ſo lange wir nachſehen konnten, dann gingen wir ſchweigend ins Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Kapitel.

Als Helene am erſten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, ſtand an der Thüre ein kleiner alter Mann in fadenſcheinigem Rocke, mit einem alten haarloſen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er ſich bei

ihrer Ankunft in Bewegung ſetzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab dieſe Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unſchickliche Weiſe ſo nahe, daß er ihr Sonntagskleid mit dem ſchmutzigen Aermel ſeines Rockes berührte und ſagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn dieſe Perlen bis zum nächſten Sonntag nicht bezahlt ſind, reiße ich Ihr ſie vom Halſe.“ Helene fuhr zuſammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausſtreckte. Sie faßte dieſen Arm und drückte ihn nieder. Dann löste ſie die Perlenſchnur vom Halſe und reichte ſie dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich,“ kicherte ſpöttiſch der Alte, „die ſind verkauft, mein Geld will ich.“ Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächſten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch ſchon verkauft. Auch die Möbel des Hauſes waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechſel waren bereits eingelöst, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch ſchon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauſes zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortſetzung dieſer Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dieß in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie ſelber beſchrieb ſie auf dringendes Fragen ungefähr ſo in ihren nach Hauſe gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete dieſe Schilderung, wohl aber die Verſicherung, daß ſie nach einem lange vor ihrer Hochzeit feſtgeſtellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauſes übrig geblieben war, pachtete ſie in der Nähe der Stadt S. eine ſogenannte Häuslerwohnung mit einigen Strich Feldes; mit dem Werthe ihrer Feſtkleider, die ſie verkaufte, ſchaffte ſie die erſte Ausſaat an. Niemand von uns ſah ſie in dieſen neuen Verhältniſſen, ſah ſie auf dem Felde arbeiten. Ihr Vater war zu krank geworden, um die Reiſe zu machen, und ſie hatte ſich ganz beſonders ausbedungen,

daß ſie mein Vater nicht früher beſuchen ſolle, als bis ſie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit ſchrieb ſie uns, daß ſie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie ſammt der alten Mutter ihres Mannes, die ſie bei ſich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „O wie herzlich würdet ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf ſeinem Rücken zu Markte tragen ſähet. Mein Kind, das Ebenbild ſeines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde iſt, ſpielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir ſind glücklich.“

Als der Großvater von dieſem Glücke hörte, verkaufte er ſeine Kaleſche, ſeine Pferde, und verfügte, daß künftig für ſeinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Kaſſe der Kompagnie genommen werde, ſchickte den Erlös für Kaleſche und Pferde und die halbe Summe ſeines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene verſicherte, daß ſie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte raſch und was im letzten dieſer Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um dieſe Zeit bereits in der Hauptſtadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hauſe um Tante Helene mehr als früher beſorgt wurde. Es war ein ſchlechtes Jahr. Im Frühling hatten ſtarke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Ausſaat zerſtört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelaſſen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man ſah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbſte eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieſes Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieſes Landes Kolonien anzulegen. Man erließ Proklamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geiſtliche

und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth sahen, unterstützten diese Proklamationen und munterten das arme Volk auf, indem sie ihm auch Anweisungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in diesem Lande, und so wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land gepriesen wurde. Auf allen Wegen sah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen sich dem Osten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unserm Hause war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um sie zurückzuhalten, und so war mein Vater gezwungen, sein Wort zu brechen und sich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir setzten die Reise nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von diesem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erst gestern die Reise angetreten habe. Es konnte uns nicht schwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einspänner mit unsern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater besann sich auch nicht lange, und wir legten noch am selben Tage eine Strecke auf der mährischen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen lassen, setzten wir am nächsten Morgen die Reise im raschen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne sein und wir sahen fortwährend und mit angestrengten Augen der Straße nach, ob wir sie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir suchten. Gegen Mittag sahen wir abseits vom Wege im Schatten eines Waldsaumes eine Gruppe, die wir

jedenfalls in der Nähe ſehen mußten, um nicht möglicherweiſe an Denen, die wir ſuchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutſchers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unſer Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einſchlugen, als mit Einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte ſich an einen Baumſtamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen geweſen wäre. Leiſern Schrittes und vorſichtig ging er endlich vorwärts und ſuchte alles Geräuſch der Zweige und der Schritte durch das Laub zu vermeiden. Ich folgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner, mit einer weißen Plaue gedeckter Bauernwagen ſtand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgeſpanntes Pferd, das ſeine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, ſaß die uns ſo nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu ſeinem Sitze erleſen und ſtrich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut ſaß auf ſeinem Kopfe und beſchattete das von Sonne und Wind gebräunte Geſicht, das noch ſo ſchön war wie ehemals, und inſoferne ſchöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumſtamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib feſtgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geſchlagen und ſah, während er ſpielte, auf ſein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich ſchlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während ſie das Kinn in die andere ſtützte; ſie ſah mit Lächeln

zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf ſanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte ſich erſtaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das ſie wie einen Turban um den Kopf geſchlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand beſtehenden, bäuerlichen Anzuge hatte ich ſie, wie immer, im erſten Augenblicke als meine ehemalige ſchöne Tante Helene erkannt. Es iſt wahr, daß ſie etwas magerer geworden, daß die Friſche ihrer Wangen dahin war, aber die ſchöne Form des Geſichtes war noch ganz und gar dieſelbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten ſie ſanfter und milder. Zwiſchen ihr, die im Mooſe ſaß, und ihrem Manne lagen noch die Reſte einer einfachen Mahlzeit und ſtand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und ſorgloſen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieſes Stillleben zu ſtören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um ſich der Gruppe zu nähern. Mich aber, ſobald ich in das Geſicht der Tante Helene geſehen und es ſo unverändert gefunden hatte, zog es unwiderſtehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, ſprang ich aus dem Gebüſche und küßte einen Augenblick darauf ſonderbarer Weiſe weder Tante noch Onkel, ſondern das ſchöne Kindergeſicht meines kleinen Vetters.

Was ſoll ich noch lange erzählen und beſchreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schweſter auf; ſie war glücklich, bevor ſie in die Fremde ging, noch in zwei Geſichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entſchluſſe, in die Ferne zu gehen und ſich mit ihrem Manne ein ſelbſtändiges Loos zu gründen, war ſie nicht abzubringen. Eben ſo wenig war ſie zur Annahme verſchiedenſter Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, ſelbſt dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks ſeiner Uhr hatte, um ihm dieſe ſammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante

bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß sie dem Kinde die Annahme des Geschenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtnisse als eine der schönsten Idyllen, die ich jemals erlebt oder gelesen. Als sich die Sonne zu neigen begann, spannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte diesen wieder auf die Landstraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landstraße trennten wir uns wieder — ich will nicht sagen wie traurig.

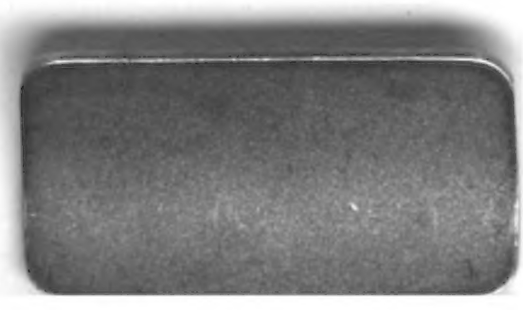
So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; seitdem die beiden Alten begraben, ist uns Tante Helene ganz aus dem Gesichte verschwunden.

Digitized by Google

89049241375

b89049241375a

Digitized by Google



Digitized by Google

89049241375

b89049241375a

Digitized by Google